

GEISTERJÄGER
JOHN SINCLAIR



JOHN SINCLAIR 31 - Belphégors Rückkehr

Genehmigte Exklusivausgabe für Weltbild Verlag GmbH, Augsburg

Copyright © by Bastei Verlag, Bergisch Gladbach

Redaktion: Peter Thannisch

Titelbild: Vicente Ballestar/Norma, Barcelona

Einbandgestaltung: Arts&Grafix Peter Heller, Augsburg

Gesamtherstellung: Ebner Ulm

Liebe Leserin, lieber Leser!

Mit diesem Band halten Sie eine weitere Ausgabe der WELTBILD SammlerEdition JOHN SINCLAIR in Händen, der ersten und einzigen Sinclair-Hardcover-Edition. Viel ist geschehen in den letzten Bänden, und die roten Fäden, die ich dort aufbaute, werden in den hier abgedruckten Romanen fortgeführt. Jane Collins, Johns ehemalige Partnerin, ist auf die Seite des Bösen übergewechselt und zu einer gelehrigen Schülerin der Oberhexe Wikka geworden, und Lady X führt nach dem Tod des Solo Morasso alias Dr. Tod die Mordliga an. Mit der ehemaligen Terroristin und Vampirin an der Spitze ist die Mordliga so gefährlich wie eh und je ...

Im ersten Roman dieses Bandes schlägt Jane Collins unbarmherzig zu. Die ehemalige Detektivin und Johns Partnerin ist zur Hexe geworden und steht ganz im Bann der Oberhexe Wikka. Aber sie hat nicht vergessen, daß sie einst in John Sinclair verliebt war, und da scheinen noch immer Gefühle für den Geisterjäger in ihr zu bestehen. Sie hat allerdings herausgefunden, daß sich John inzwischen seiner Sekretärin Glenda Perkins zuwandte und auch schon eine Nacht mit ihr verbrachte. Glenda Perkins war ja schon von je her in John verliebt, nun scheinen die beiden zusammenzufinden, doch in Jane Collins glüht die Eifersucht, und sie entschließt sich, Glenda Perkins aus dem Weg zu räumen. Bei ihrem Racheplan wird sie zum Schluß sogar von der Oberhexe Wikka unterstützt.

In dem Zweiteiler »Belphégors Rückkehr« und »Der Höllenwurm« gibt es ein Wiedersehen mit dem Hexer mit der Flammenpeitsche, der lange Zeit nichts von sich hören ließ. In einer anderen Dimension hatte er Kontakt zu den Großen Alten, einer mächtigen Dämonenrasse, die auf die Erde zurückkommen und die Herrschaft an sich reißen will. Zu

diesem Zweck wurde Belp'hégor von den Großen Alten verändert - nicht nur seine Flammenpeitsche ist mächtiger geworden, er hat jetzt auch ein anderes Aussehen und einen anderen Körper, wie Suko zum Schluß feststellen muß. Ihm zur Seite steht der Höllenvurm Izzi, ein mächtiges Wesen, und dieses besitzt das magische Pendel, mit dem man sich die Geister der Erde Untertan machen kann.

Aber auch die Mordliga ist wieder mit von der Partie, denn Lady X möchte genau dieses Pendel in ihren Besitz bringen. Zeitweise sieht es so aus, als würde sich die Mordliga mit Belp'hégor und dem Höllenvurm verbünden, doch Lady X duldet eine solche Konkurrenz nicht neben sich. Schließlich stehen sich John Sinclair und Lady X und Suko und Belp'hégor gegenüber, und Xorron, Herr der Zombies und Ghouls, kämpft gegen Izzi um das magische Pendel - ein erderschütternder Kampf der Monstertitanen ...

Liebe Sinclair-Freunde, ich hoffe, daß Sie beim Lesen dieser Romane ebensoviel Spaß haben, wie es mir machte, diese Romane zu schreiben, und daß Sie mir auch weiterhin die Treue halten, denn in dieser ganz besonderen WELTBILD SammlerEdition JOHN SINCLAIR erscheinen noch einmal die wichtigsten Romane aus meiner Serie erstmalig als Hardcover; eine Sammlung, um die Sie sicherlich viele Sinclair-Fans beneiden werden. Lehnen Sie sich nun in Ihrem Sessel zurück und genießen Sie den spannenden Kampf John Sinclairs gegen die Hexe Jane Collins, gegen Belp'hégor und die Mordliga.

HEXENABEND MIT JANE COLLINS

Es regnete.

Der Herbst kündigte sich an. Schwere Wolken hingen am Himmel, aus denen die winzigen Tropfen als Sprüh fielen und im Schein der zahlreichen Lampen bunt oder silbrig aufblitzten.

Ein Wetter, bei dem man darüber nachdachte, einfach im Haus zu bleiben, doch die Straßen von London waren zu dieser frühen Abendstunde brechend voll.

Auch der Reporter Bill Conolly befand sich auf der Straße. Er hockte in seinem Porsche, den er oft genug nur im Schrittempo fahren konnte, hatte das Radio eingeschaltet, lauschte der Musik und schüttelte hin und wieder ärgerlich den Kopf, wenn er vor eine Ampelanlage oft länger als fünf Minuten warten mußte.

Bill machte sich Vorwürfe, daß er so früh gefahren war. Er hätte noch länger in der Redaktion bleiben sollen, wo er einen kleinen Artikel hingebracht hatte, aber Sheila drängte ihn, nach Hause zu kommen, da sie Karten für eine Theaterpremiere ergattert hatte.

Ein wenig Abwechslung tat gut nach den Ereignissen, die hinter den Conollys lagen. Es war hoch hergegangen, und ihrer aller Leben hatte buchstäblich am seidenen Faden gehangen, denn der Hexe Jane Collins wäre es fast gelungen, die Conollys zu töten. Dank Kara, der Schönen aus dem Totenreich, war dieser Plan schiefgelaufen, aber Jane Collins hatte noch längst nicht aufgegeben. Sie befand sich weiterhin in London und lauerte auf ihre Chance.

Das nahm Bill nicht nur an, sondern rechnete fest damit.

Schließlich hatte er die Worte aus Janes Mund gehört.

Zusammen mit dem Freund John Sinclair hatten die Conollys überlegt, wie sie sich gegen einen überraschenden Angriff der Hexe wehren konnten, und waren zu dem Entschluß gelangt, in der Wohnung verteilt zahlreiche geweihte Kreuze aufzuhängen.

Besonders Johnny brauchte Schutz, auch wenn da noch die

Wölfin Nadine war, die auf ihn aufpaßte und in deren Leib die Seele eines Menschen steckte.

Bill befand sich in der Nähe des Buckingham Palace und wollte in die King's Road einbiegen. Sie lag nur eine Steinwurfweite entfernt. Bis er jedoch dorthin gelangte, konnte es noch gut zwanzig Minuten dauern, denn der Verkehr nahm nicht ab.

Vor ihm rollte ein Lastwagen. Vorbei konnte Bill nicht, so war er gezwungen, auf dessen schmutziges Heck zu schauen und sich die dunklen Abgaswolken anzusehen, die in regelmäßigen Abständen aus dem Loch des Auspuffrohres quollen. Bill konnte das Gebläse nicht einschalten, denn es saugte nicht nur die Luft an, sondern auch die Abgase.

Die Ampel vor ihm konnte er nicht sehen, doch der Lkw fuhr wieder an, und dem Reporter quoll abermals ein Stoß grauer Wolken entgegen, die träge über die flache Schnauze des Porsche wallten und sich an der Scheibe festzuklammern schienen.

Der Reporter hoffte, bei der nächsten Phase über die Ampel zu gelangen, doch er wurde enttäuscht. Der Lkw blieb stehen, also mußte er auch halten.

Wieder Pause.

Bill wollte sie nutzen. Im Wagen zwischen den beiden vorderen Sitzen befand sich die Konsole mit dem Autotelefon. Bill hob den Hörer ab und tippte eine Nummer, die er auswendig kannte, nämlich seine eigene. Er wollte Sheila mitteilen, daß es leider doch später wurde. Sie sollte sich auf jeden Fall schon umziehen.

Nicht Sheila hob ab, sondern Johnny. Als er die Stimme seines Vaters hörte, wollte er sofort erzählen, wie es ihm in den letzten vier Stunden ergangen war, doch Sheila nahm ihm den Hörer aus der Hand, und Bill hörte ihre Stimme.

»Ja, Bill, was ist?«

»Ich hänge fest.«

»In einem Pub?«

»Nein. Erstens im Auto und zweitens im Verkehr.« Bill warf einen Blick nach draußen in den Regensprüh. »Ich bin nicht mehr weit von der King's Road entfernt, aber noch nicht drauf. Die Ampeln haben sich heute gegen mich verschworen. Sorry.«

»Wann kannst du denn da sein?«

»Wenn es so weitergeht wie bisher, in frühestens 45 Minuten.«

»Mensch, Bill, das ist zu spät.«

Der Reporter verdrehte die Augen. »Ich kann doch auch nichts daran ändern.«

»Du hättest eben nicht fahren sollen.«

»Ja, ja, aber wer konnte ahnen, daß heute halb London auf den Beinen ist?«

»Versuch es zu schaffen.«

»Sicher.« Bill lehnte sich zurück und schaute abermals aus dem Fenster. Er sah die zahlreichen Fußgängerströme, die bei für Autofahrer auf Rot stehender Ampel die Fahrbahn gefahrlos überqueren konnten. Die meisten hatten Regenschirme aufgespannt und duckten sich unter das wasserundurchlässige Material. Dieser Sprühregen hatte die fatale Eigenschaft, im Laufe der Zeit überall durchzusickern. Die Passanten ohne Regenschirme hatten die Kragen hochgestellt oder die Kapuzen übergezogen. Deshalb fiel Bill Conolly eine Frau auf, der der Regen anscheinend nichts auszumachen schien.

Sie trug ein dunkelrotes Kostüm und, soweit der Reporter erkennen konnte, keine Bluse darunter, denn im nach unten gezogenen V-Ausschnitt des Kostüms war sehr viel helle Haut zu sehen. Das Haar der Frau bestand aus nassen, blonden Strähnen, die dicht am Kopf geklatscht lagen, und auch das Gesicht glänzte naß.

Bill runzelte die Stirn. Ihm war etwas an der Person aufgefallen, doch er war sich nicht sicher, deshalb wollte er warten, bis die Frau aus dem Licht-Schatten-Spiel des langsam versinkenden Tages heraustrat und näher an den Wagen kam.

»Bill, bist du noch da?« hörte der Reporter die Stimme seiner Frau aus dem Hörer.
»Ja, natürlich.«
»Was ist denn los?«
»Warte mal, Sheila, ich glaube, ich habe da etwas gesehen ...«
»Und was?«
»Eine Frau.«
»Das mußte ja kommen«, erwiderte Sheila sarkastisch.
»Nein, nicht so, wie du denkst.« Bill räusperte sich.
»Moment mal, jetzt kommt sie näher. Ich kann sie besser erkennen. Ja, jetzt sehe ich sie genau.«
»Na und? Wer ist es denn, Bill? Was hast du?«
Der Reporter gab keine Antwort, denn die Frau, die er erkannt hatte, war keine geringere als Jane Collins, die Hexe!

Bill Conolly wurde zum Denkmal. Er nahm nicht wahr, daß andere Fahrer hinter ihm hupten, er hörte auch nicht mehr die Stimme Sheilas, die lauter, ungeduldiger, allerdings auch besorgter wurde, er starrte nur auf die blonde Frau.

Das war Jane Collins, die Hexe!

Und sofort stieg es wieder in ihm hoch. Er sah die grauenhafte Szene im Wohnzimmer, wie Jane Collins mit dem Schwert in der Hand dagestanden hatte und alle Personen umbringen wollte. Die Worte hatte sie ihnen ins Gesicht geschrien, doch es war dank Kara nicht dazu gekommen. Jane war geflohen, zuvor jedoch hatte sie eine Drohung hinterlassen. Sie würde und wollte in London bleiben.

Dies finstere Versprechen hatte sie gehalten.

Der Lastwagen war weg. Bills Porsche stand noch immer, und der Fahrer des hinter ihm stehenden Wagens hupte wie ein Verrückter, denn er konnte nicht vor und nicht zurück, weil er ziemlich nah aufgefahren war.

Im Nu verdichtete sich der Stau.

Bill kümmerte das nicht. Er sah nur die Hexe Jane Collins, die nicht einmal fünf Schritte von seinem Porsche entfernt im Nieselregen stand und teuflisch grinste.

Eine Waffe trug Bill bei sich. Sogar eine mit Silberkugeln geladene Beretta, und verdammt noch mal, er hatte nun endlich die Chance und wollte sie auch nutzen.

Jane durfte auf keinen Fall entkommen. Nein, die wollte er sich schnappen.

Er stieß den Wagenschlag auf.

Fast hätte er noch einen der zahlreichen Londoner Bobbys getroffen, doch der Polizist sprang im letzten Augenblick zurück, und Bill blieb im Wagen sitzen.

Als der Bobby ihn ansprechen wollte, winkte er ab, nahm den Hörer und rief hinein: »Ich habe Jane Collins gesehen!«

Dann legte er auf und stieg aus dem Wagen.

»Was fällt Ihnen denn ein!« fuhr der Polizist ihn an. »Hat Ihr Wagen einen Defekt?«

»Nein, Sir.«

»Und warum bleiben Sie hier stehen?«

Bill schaute nicht den Bobby an, sondern blickte über dessen Schulter und sah zu Jane Collins hin, die abdrehte und langsam wegging. Für Bill kam es auf jede Sekunde an. Er durfte die ehemalige Detektivin keinesfalls laufenlassen, denn so eine Chance wie hier erhielt er nicht so leicht wieder. So schnell wie ein Maschinengewehr schießt, so schnell redete er auf den Bobby ein. »Hören Sie, Mann. Nehmen Sie sich meinen Wagen und fahren Sie ihn zur Seite. Der Schlüssel steckt. Die Karre hole ich mir später ab. Aber ich habe etwas Dringendes zu erledigen, was keine Sekunde Aufschub duldet.«

Der Bobby glaubte zu verstehen. »Die öffentlichen Toiletten sind aber noch ein Stück ...«

»Danke, danke.« Bill winkte ab und rannte mit wehendem Trench los, denn er hatte den Mantel im Wagen einfach ange-lassen.

In der Nähe des Buckingham Palace herrscht immer Verkehr. Nicht nur Autos sind unterwegs, auch zahlreiche Fußgänger. Weniger die Einwohner von London als Touristen, die, mit Kameras bewaffnet, Schnappschüsse ergattern wollen. Soviel Bill in Erinnerung hatte, war Jane Collins nach rechts gelaufen, in Richtung Grosvenor Place, einer Straße, die die südliche Begrenzung um den Buckingham Palace bildet.

Was wollte sie dort?

Bill war es egal, er mußte nur die Spur dieser Person wiederfinden und sie dann stellen.

Der Wind hatte gedreht. Feiner Regen sprühte von der linken Seite heran und näßte Bills Wange. Der Reporter wischte die Nässe aus seinem Gesicht und suchte verzweifelt die Person, die er als Jane Collins identifiziert hatte.

Wo sie sich aufhielt, konnte er nicht sagen, vielleicht hatte er sich auch getäuscht, und Jane war nur eine Einbildung. Durchaus im Bereich des Möglichen liegend, denn der Reporter hatte sich in letzter Zeit sehr oft mit Jane Collins beschäftigt.

Leider konnte er wegen der aufgespannten zahlreichen Regenschirme nicht viel sehen, zudem waren die Lichtverhältnisse äußerst ungünstig, aber er wollte nicht aufgeben. Bill mußte Klarheit haben, sonst drehte er noch durch.

In der Nähe sah er die großen Parkplätze für die Touristen, die sich den Buckingham Palace anschauten und die Wachablösung sehen wollten.

Tagsüber standen auf den Plätzen Wagen und Busse. Um diese Zeit waren die meisten Stellflächen verlassen. Und auch von den zahlreichen Andenkenbuden hatten die meisten geschlossen.

Er sah zwar noch einige Touristen meist unschlüssig und mit verbiesterten Gesichtern herumlaufen, von Jane entdeckte er nichts.

Der Reporter wollte es trotzdem noch einmal versuchen.

Die Parkplätze waren nicht weit entfernt. Dahinter sah er die dunklen Kronen gewaltiger Bäume.

Da er ziemlich schnell ging, konnte er es nicht vermeiden, hin und wieder jemand anzustoßen. Er entschuldigte sich mehrere Male und erreichte schließlich die großen Parkplätze. Der Aufpasser in seinem Häuschen schaute kaum auf, als er Bill vorbeirennen sah.

Da stoppte der Reporter. Ihm war eine Idee gekommen. Die wenigen Schritte zum Parkplatzhäuschen lief er zurück, beugte sich vor und klopfte gegen die Scheibe.

Der Mann öffnete.

Bill entschuldigte sich, zeigte auch seinen Presseausweis und erntete ein freundliches Nicken sowie die Frage, wann denn mal wieder das Fernsehen kommen würde.

Bill nahm den Faden sofort auf. »Das dauert gar nicht mehr lange, Mister. Ich arbeite für das Fernsehen, meine Kollegin ebenfalls. Die suche ich, deshalb wollte ich Sie fragen, ob Sie sie vielleicht gesehen haben.«

»Wie sieht sie denn aus?«

»Wissen Sie, Mister, sie ist blond und trägt ein Kostüm mit Ausschnitt. Sie hat ihren Regenschirm vergessen und läuft daher ohne rum. Ist Ihnen die Frau vielleicht aufgefallen, Mister?«

Der Wächter nickte.

Bill war wie elektrisiert. »Wo?«

»Fragen Sie lieber wann. Vor einigen Minuten etwa lief sie quer über den Platz und zu den Bäumen hin. Ich habe mich noch gewundert, weil sie keinen Schirm trug. Aber jetzt, wo Sie es sagen, kann ich mich gut erinnern.«

Bill bedankte sich. Dann drehte er ab. Der Mann winkte und rief ihm noch aus seiner Bude nach: »Vergessen Sie nicht, wenn das Fernsehen kommt, will ich auch mal wieder ins Bild.«

»Klar«, antwortete Bill über die Schulter. Im Dauerlauf bewegte er sich weiter. Zeit durfte er jetzt nicht mehr ver-

lierten. Wenn sich Jane tatsächlich dort aufhielt oder hingelaufen war, wo der Mann vermutete, dann hatte sie genügend Möglichkeiten, sich zu verstecken. Deshalb beeilte sich der Reporter so.

Unter den Bäumen parkten nur zwei Wagen der Stadtreinigung. Sonstige Fahrzeuge waren nicht vorhanden. Die ersten Blätter lagen bereits auf dem Boden. Der Regen hatte sie durchnäßt. Etwa zwanzig Yards entfernt leuchteten Laternen. Ihr Schein reichte nicht bis zu Bill.

Bald schon hatte er die Parkflächen verlassen und ging über weichen, nassen Rasen.

Obwohl sich in der Nähe ein Zentrum des Londoner Verkehrs befand, glaubte Bill, auf einer ruhigen Insel zu sein. Er hörte zwar den Verkehrslärm als gleichmäßiges Rauschen, hin und wieder hupte mal ein Wagen, aber das war schon alles.

War sie hierher gelaufen?

Bill schaute auf den Boden. Abdrücke konnte er nicht erkennen, und wenig später stand er vor einem Gitter, das das Gelände des Buckingham Palace umfriedete.

Davor blieb er stehen. Ziemlich ratlos, wie sich der Reporter eingestehen mußte.

Jane hatte ihn genarrt.

Er suchte noch zwei Minuten herum, fand nichts und machte sich wieder auf den Rückweg.

Er traute Jane viel zu, allerdings nicht, daß sie sich in Luft auflösen konnte. Und doch schien es ihm so, sonst hätte er wenigstens eine Spur von ihr entdeckt.

Als er den Parkplatz wieder betrat, flammten plötzlich zwei Scheinwerfer auf.

Das war vor ihm, und die langen Lichtlanzen waren so eingestellt, daß sie ihn trafen.

Bill schloß unwillkürlich die Augen, sprang zur Seite, um nicht noch weiter geblendet zu werden.

Der Wagen rollte heran.

Es war ein dunkles Fahrzeug, zudem kein Europäer, sondern ein amerikanisches Fabrikat.

Ein Cadillac!

Wer sich hinter dem Lenkrad befand, konnte der Reporter nicht erkennen, er begriff allerdings, daß von diesem Fahrzeug eine Gefahr ausging.

Zu hören war es nicht, nur ein leises Schmatzen der Reifen auf dem regennassen Untergrund.

Lautlos rollte eine Seitenscheibe nach unten. Bill starrte wie hypnotisiert auf das Autofenster, in dessen Viereck plötzlich ein bleiches Gesicht schimmerte.

Janes Gesicht!

Also doch.

»Bill Conolly!« hörte er die Stimme der ehemaligen Detektivin. »Komm her, Bill!«

Der Reporter zog seine Waffe. So einfach wollte er sich nicht überrumpeln lassen. Dann bewegte er sich auf den Wagen zu, streckte den rechten Arm aus und zielte auf das Fenster.

Das Gesicht verzog sich zu einem breiten Lächeln. Eine Hand erschien. Sie war zur Faust geballt, wurde vorgestreckt, so daß auch ein Arm im Wagenfenster auftauchte, und einen Augenblick später öffnete sich die Faust.

Etwas fiel zu Boden.

Bill sprang unwillkürlich zurück, er rechnete mit einer Bombe oder ähnlichem, war auch bereit zu schießen, als der Wagen wieder anfuhr. Diesmal schneller, und Bill hörte aus dem Innern und durch das offenstehende Fenster ein häßliches Lachen.

»Wir sind in London, Bill Conolly. Wir sind da!« Wieder das Lachen, dann rauschte der Wagen ab.

Er war sehr schnell, hatte die Kurve gut genommen, und Bill, der ihm nachschaute, konnte nicht einmal das Nummernschild erkennen. Auch war er noch immer überrascht, bückte sich und wollte nachschauen, was Jane Collins aus dem Wagenfenster geworfen hatte.

Es war ein Stück Papier. Darüber wunderte sich der Reporter noch mehr. Welchen Grund sollte Jane Collins gehabt haben, ihm Papier vor die Füße zu werfen?

Sie hatte es zusammengedrückt, und Bill mußte es erst noch entfalten. Dabei strich er es glatt, ärgerte sich auch, daß er gegen Jane nichts unternommen hatte, ging ein paar Schritte vor, damit er ein wenig im Hellen stand, und schaute sich an, was man ihm da mitteilen wollte.

Es war keine schriftliche, sondern eine optische Botschaft. Und Jane Collins hatte ihm auch kein einfaches Stück Papier vor die Füße geworfen, es war ein Foto.

Das Licht reichte aus, um das Gesicht zu erkennen, von dem die Aufnahme geschossen worden war.

Der Reporter war perplex. Mit allem hätte er gerechnet, aber nicht mit der Aufnahme dieser Frau.

Das Bild zeigte den Kopf von Glenda Perkins. Sie war die Sekretärin des Geisterjägers John Sinclair.

Für die Zeitspanne von einigen Sekunden stand Bill Conolly wie versteinert da und schaute auf das Bild. In seinem Kopf wirbelten die Gedanken, die er nicht richtig sortieren oder erfassen konnte. Er fragte sich verzweifelt, was das zu bedeuten hatte, wenn Jane Collins ihm hier das Bild von Glenda Perkins vor die Füße warf.

Es gab nur eine Lösung. Die hieß Gefahr!

Glenda Perkins mußte sich in Gefahr befinden. Etwas anderes kam für Bill nicht mehr in Frage.

Er wollte die Hand mit dem Foto schon sinken lassen, als ihm etwas auffiel. Der einsam auf dem Parkplatz stehende Reporter spürte den Regen nicht mehr, auch nicht den unangenehmen Wind, er schaute nur das Bild an und glaubte, seinen Augen nicht trauen zu können.

Das Foto veränderte sich auf eine schreckliche Art und Weise. Die Gesichtszüge von Glenda Perkins - sie waren zuvor glatt und normal gewesen - zogen sich in die Breite. Sie wurden zu einem regelrechten Zerrbild. Hinzu kam der

Mund, dessen Lippen sich allmählich öffneten, so daß sich zwischen ihnen eine kleine Höhle gebildet hatte.

Und dann die Augen.

Sie rollten in den Höhlen, zeigten ebenfalls den Schmerz an, den die Person spüren mußte, obwohl es nur ein Bild war, und dem Reporter kam es vor wie ein stummer Hilfeschrei.

Er war fasziniert und abgestoßen zur gleichen Zeit, denn noch etwas Schreckliches geschah.

Die Augen füllten sich mit einer dunklen Flüssigkeit. Es sah so aus, als würde sie hinter den Pupillen hochquellen, und sie breitete sich immer weiter aus.

Schließlich hatte sie den gesamten Raum eingenommen, aber die dunkle Flüssigkeit kam keineswegs zum Stillstand.

Etwas trieb sie weiter, sie quoll über und lief plötzlich in dünnen Streifen über die Wangen.

Bill schaute entsetzt zu, daß sie auch das Foto verließ und seine Hand berührte.

Dort blieb sie kleben.

Bisher hatte der Reporter es nicht wahrhaben wollen. Als er nun genauer hinschaute, erkannte er es doch.

Sein Verdacht bewahrheitete sich. Was da aus den Augen gequollen und an seiner Hand kleben geblieben war, konnte man mit vier Buchstaben bezeichnen.

Blut!

Drei Tage Sonderurlaub!

Diese Zeit hatte mir mein Chef genehmigt, nach all dem, was hinter mir lag. Und das war verdammt hart gewesen. Ich hatte viel erfahren und wußte endlich, wer mein Kreuz hergestellt hatte.

Etwa ein halbes Jahrtausend vor der Zeitrechnung lebte ein Mann, den man wohl als den größten Propheten des Altertums bezeichnen konnte. Hesekeiel. Er, der durch seine Schriften und Propheeterien berühmt geworden war und in

babylonische Gefangenschaft geriet, hatte dort sein wohl größtes, aber auch unbekanntestes Lebenswerk vollbracht und das geweihte Silberkreuz hergestellt. Durch seinen Kontakt zu anderen Welten war es ihm gelungen, das Kreuz durch die vier Erzengel weihen zu lassen. Seine großen Visionen mußten so weit in die Zukunft gegangen sein, daß er sogar wußte, wer das Kreuz einmal tragen und sein Erbe sein würde.

Nämlich ich, John Sinclair. Aus diesem Grunde waren auf dem Kreuz auch die beiden Buchstaben J und S zu lesen. Es war unwahrscheinlich, was ich da erfahren hatte. Durch eine seltsame magische Verkettung war ich in eine Zeit geraten, die 500 Jahre nach Christi Geburt lag. Von einem Sterbenden hatte ich schließlich erfahren, was es mit dem Kreuz auf sich hatte. Und der gleiche Mann, ein Makkabäer, hatte auch das Buch mit dem Titel >Sieben Siegel der Magie< geschrieben, hinter dem der Spuk, Lady X und Lupina so her waren. Natürlich hatte ich das Buch haben wollen, es war mir auch gelungen, doch eine unglückselige Verkettung von Ereignissen trug daran Schuld, daß dieses Buch zerstört war. Im nachhinein dachte ich anders darüber. Eigentlich war ich ganz froh, daß die alte Schrift nicht mehr existierte, so brauchten sich auch keine Wesen aus der anderen Dimension oder Welt darum zu kümmern. Das Buch war vernichtet - und fertig.

Sonderurlaub.

Darüber konnte ich nur grinsen. Ich brauchte zwar nicht ins Büro, aber wegfahren konnte ich auch nicht. Schon gar nicht an die Küste, denn der Wettergott spielte mir einen Streich. Kaum hatte ich meinen ersten Urlaubstag angetreten, da begann es zu regnen, und dieser Regen und das schlechte Wetter hielten bis zum dritten Tag an.

Ich hatte ins Büro fahren wollen, doch Sir James tobte, als er davon erfuhr. Also blieb ich zu Hause, räumte mal meine Bude auf, sah der Putzfrau zu, die mich schließlich hinaus-

warf, weil ich ihr im Weg stand. Ich fand mich in einer Kneipe wieder.

Ich war kein Frühschoppen-Profi, ging mit schweren Kopf nach Hause und legte mich ins Bett.

Ich verschlief tatsächlich den Nachmittag und fast die gesamte Nacht. Eigentlich hätte ich mich schämen sollen, doch ich hatte einiges nachzuholen. Am nächsten Tag fühlte ich mich frisch und zu allen möglichen Schandtaten bereit, doch ins Büro durfte ich nicht, und so überlegte ich, was ich anstellen konnte.

Ich rief Suko an.

Er sprach nur im Flüsterton mit mir, denn der Inspektor mußte die Stellung halten. Er stöhnte mir vor, daß Sir James ihm Akten aufgeladen hatte, und meine Laune stieg ein wenig. Dann lieber in der Wohnung sitzen und den lieben Gott einen guten Mann sein lassen, als sich mit Akten zu beschäftigen.

Meine Telefonrechnung wurde noch höher, als es mir einfiel, mit Germany zu telefonieren, denn dort saß ein Freund von mir, der Kommissar Mallmann.

Will freute sich über den Anruf, der mal privat erfolgte. Wir wurden jedoch schnell wieder dienstlich. In Stichworten erklärte ich Will, was mit meinem Kreuz geschehen war. Aufmerksam hörte der Kommissar zu und gratulierte mir anschließend.

»Dann hast du es ja geschafft, John.«

»So einfach ist das nicht. Das Kreuz ist schließlich kein Allheilmittel.«

»Du kannst dich aber besser wehren.«

»Das stimmt.«

Wir redeten noch eine Weile herum, und auch der Name Jane Collins fiel. Mir versetzte es einen Stich. Ich hatte Jane im Haus der Conollys zwar nicht gesehen, aber ich wußte aus Erzählungen, wie sie sich aufgeführt hatte.

Es war grauenhaft, wirklich. Jane Collins, die Hexe, besaß

nichts Menschliches mehr. Es hätte ihr nichts ausgemacht, die Conollys zu töten, sogar ein Kind umzubringen, und diese Tatsache hatte mir doch einen schweren Schock versetzt. Auch nach Beendigung des Gesprächs dachte ich nur noch an die ehemalige Detektivin. Die Zeiten, in der wir zusammen gewesen waren, verblaßten ein wenig in meiner Erinnerung.

Jane Collins war besessen. Der Geist des Rippers war in sie gefahren, hatte ihr quasi die menschliche Seele geraubt, und so wurde sie eine Beute von Wikka, der obersten aller Hexen. Ihr machte es Spaß, Jane in ihren teuflischen Reigen zu übernehmen, und die ehemalige Detektivin reagierte ganz in ihrem Sinne. Obwohl sich meine Gedanken um sie drehten, hatte ich dennoch vor dem Zeitpunkt Angst, wenn ich ihr gegenüberstand. Ich wußte nicht, wie ich reagieren sollte. Mochte sie sein, wie sie wollte, wahrscheinlich hätte ich es nicht übers Herz bringen können, sie zu töten. Zuviel war in der Zeit davor zwischen uns gewesen.

Die Sache mit Jane Collins hatte sich tatsächlich zu einem zentralen Problem entwickelt. Ich dachte auch daran, was mir die Conollys mitgeteilt hatten.

Jane Collins wollte in London bleiben, das hatte sie deutlich genug zu verstehen gegeben. Aber über ihre Pläne hatte sie nicht gesprochen. Hätte ich auch nicht an ihrer Stelle. Ich konnte mir allerdings vorstellen, daß diese Pläne schlimm aussahen und wir uns auf einiges gefaßt machen konnten. Da wollte ich vorbeugen. Ich hatte zwar Urlaub, doch niemand konnte bestimmen, wie ich ihn verbrachte, auch mein Chef, Sir James, nicht. Anstatt faul auf dem Bauch zu liegen, wollte ich auf eigene Faust Nachforschungen anstellen, denn das Gefühl, daß etwas passierte und man nicht wußte was, das war schon ziemlich beklemmend. Vorbeugen war da besser, als hinterher im Dreck sitzen.

Ich dachte nach.

Auch das muß ein Polizeibeamter hin und wieder tun.

Dabei versuchte ich, mich in die Lage der ehemaligen Detektivin zu versetzen, und gelangte zu dem Ergebnis, daß sie, falls sie sich in London aufhielt, vielleicht einige bekannte Plätze aufsuchte.

Wo konnte das sein?

Ihre Wohnung, die mit dem Büro gekoppelt war. Und da genau wollte ich hin.

Zuvor machte mir Shao einen Strich durch die Rechnung. Sie fühlte sich für mich verantwortlich und sorgte dafür, daß ich mittags mein Essen erhielt.

Auch an diesem Tag hatte sie gekocht, und ich ging zu ihr rüber und mußte mir Vorwürfe anhören.

»Wo warst du denn gestern mittag?«

»Da bin ich versackt.« Grinsend stopfte ich mir die Serviette in den Kragen.

Mit der Pfanne in der Hand blieb Shao stehen. »Das gibt es doch nicht!« erwiderte sie.

»Doch. Frühschoppen.«

Shao schüttelte den Kopf. »Ein Mann wie du, John! Du solltest dich wirklich schämen.«

»Mach ich auch, falls ich mal Zeit habe.«

Danach kümmerte ich mich um das Essen. Shao hatte sich Mühe gegeben. Es gab einen chinesischen Eintopf, der sehr gut schmeckte, dazu Fleisch aus der Pfanne, das einen süß-sauren Geschmack hatte.

Shao aß ebenfalls. Sie wollte noch mit mir plaudern, ich aber dachte an meinen Vorsatz und winkte ab.

»Tut mir leid, Mädchen, aber ich habe keine Zeit.«

»Im Urlaub?«

Ich schaute sie an. Das Haar hatte sie hochgesteckt. Sie trug einen Pullover mit blauen Streifen und eine Hose, die unten eng zulief und an Knöcheln mit Reißverschlüssen versehen war.

In ihr erwachte nach meiner Antwort das Mißtrauen, und ihre Stirn hatte sie in scharfe Falten gelegt.

»Ja, leider«, sagte ich. »Ich hätte es mir auch gern anders gewünscht, ist aber nichts zu machen.«

»Was hast du vor?«

»Einen Kumpel aus meiner Schulzeit treffen. Der Mann ist Vertreter und kann sich seine Arbeitszeit einteilen. Heute nachmittag wollen wir mal richtig quatschen.«

Shao blieb weiterhin mißtrauisch. »Stimmt das auch?«

»Natürlich.« Ich schaute sie aus treuen Augen an. »Weshalb sollte ich dich anlügen?«

»Nun ja, weil ich dich kenne, John. Außerdem geht mich das auch nichts an.«

»Irgendwie hast du recht«, meinte ich.

Shao nahm mir die Antwort ebensowenig übel wie ich ihr die Fragerei. Ich stand auf, bedankte mich noch einmal für das Essen und holte aus meiner Wohnung den Mantel.

Der Bentley stand in der um diese Zeit fast leeren Tiefgarage. Suko war mit seiner Harley zum Dienst gefahren. Ich verließ die Garage und stürzte mich in den Londoner Verkehr. Eigentlich hätte ich auch mit der U-Bahn fahren können, doch das war mir einfach zu spät eingefallen.

So dauerte es seine Zeit, bis ich mein Ziel erreichte. Jane Collins wohnt oder wohnte in einem ähnlichen Hochhaus wie ich. Nur hatte sie dort noch ihr Büro untergebracht. Ich fand zum Glück einen Parkplatz in der Nähe und blieb vor der Tür stehen.

Das Schild befand sich noch immer dort. Es wies den Besucher darauf hin, daß es im vierten Stock die Detektei Collins gab. Einen Schlüssel zur Wohnung besaß ich. Jane hatte ihn mir mal gegeben. Allerdings hatte ich davon bisher nie Gebrauch gemacht. Jetzt war ich froh, ihn zu besitzen. So konnte ich ohne Schwierigkeiten in die Wohnung hinein. Auch ins Haus, doch da begegnete mir der Hausmeister. Vom Sehen her kannte ich ihn. Er war ein geschwätziger Typ, wußte auch, daß ich beim Yard arbeitete, und kaum hatte er mich entdeckt, da beschleunigte er seine Schritte.

»Mr. Sinclair!« rief er. »Endlich sehe ich Sie mal.«
Ich blieb stehen und legte mein Gesicht in lächelnde Falten.
»Wie geht es Ihnen denn? Ich hoffe, gut.«
Er nickte eifrig und löste seine Hände aus den Taschen des graublauen Kittels. »Mir geht es gut, aber was ist mit Ihnen, Sir? Und vor allen Dingen mit Jane Collins? Ich habe sie wochenlang nicht gesehen. Ist ihr etwas passiert?«
Schnell hatte ich eine Ausrede parat. »Sie ist verreist.«
»Ach. Und wohin?«
»Kann ich Ihnen nicht sagen. Ein Auftrag, der sie um die halbe Welt führt. Mehr hat sie auch mir nicht erzählt.«
»Na denn ...«
»Wie ist es denn mit der Miete?« wollte ich wissen.
Da nickte er abermals sehr heftig. »Oh, die wird immer pünktlich überwiesen. Da gibt es keine Schwierigkeiten, glauben Sie mir.« Er hob die Schultern. »Bei einer Lady wie Miß Collins ist das nicht anders zu erwarten. Aber was treibt Sie her?«
»Ich muß mal in ihr Büro und dort nach einigen Unterlagen schauen.«
Der Hausmeister hatte nichts dagegen. Er fand das absolut okay. Zudem war ich Polizist. Er fragte nur nach einem Schlüssel.
»Den habe ich, keine Sorge. Auch für die Wohnung.«
»Den Weg kennen Sie ja, Sir.«
»Sicher.«
Ich ließ den Hausmeister stehen, ging zu den Lifts und fuhr hoch in den vierten Stock.
Nicht nur Jane hatte hier ihr Büro, auch einige andere kleine Firmen. Hinter manchen Türen hörte ich Klappern von Schreibmaschinen. Es klang sehr dünn.
Die Mieten waren in diesem Haus sehr hoch. Dementsprechend konnte man auch etwas von der Einrichtung verlangen. Teurer Teppichboden lag auf dem Flur, die Wände waren sauber, in die Decke hinein hatte man blendfreie

Strahler installiert, und die Türen zeigten ein warmes Holz. Ich mußte den Flur durchgehen, um zu Janes Büro zu gelangen. Bevor ich öffnete, schaute ich mir erst einmal das Schloß an.

Es sah völlig normal aus. Ich entdeckte keinen einzigen Kratzer. Hier hatte sich niemand zu schaffen gemacht. Den Schlüssel hielt ich parat, bückte mich und schob ihn in das Schloß. Zwei Drehungen reichten, dann sprang die Tür auf, und ich konnte sie nach innen stoßen.

Es war das Büro.

Jane mußte auch die Putzfrau auf irgendeine Art und Weise weiterbeschäftigen, denn ich sah nirgendwo Staub. Nicht auf den Aktenschränken, weder auf dem Schreibtisch noch auf der Schreibmaschine und auch nicht auf den Sesseln und dem Glastisch dazwischen.

Damit hatte ich nicht gerechnet, fragte mich aber gleichzeitig, ob nicht Jane Collins hin und wieder hierher kam. Das Büro hatte zwei Räume. Einen großen und einen kleinen. Ich ließ mir Zeit mit einer Untersuchung, doch ich konnte nirgendwo einen Hinweis finden auf ein Versteck der ehemaligen Detektivin.

Da war nichts zu machen.

Ich hoffte, in der eigentlichen Wohnung mehr Glück zu haben. Vielleicht hatte Jane dort eine Spur hinterlassen. Ich verließ das Büro, ging ein paar Schritte weiter und stand vor der Wohnungstür.

»Da ist niemand.«

Eine Frauenstimme schallte durch den Flur. Ich drehte mich um und sah eine der Bürosekretärinnen, die eine Glaskanne mit Kaffee in der rechten Hand hielt.

»Das weiß ich.«

Die Frau wußte nicht, was sie sagen sollte, und blieb unschlüssig stehen.

Ich ging ihr entgegen. Es fehlte mir noch, daß sie Alarm schlug und mich für einen Einbrecher hielt.

Den Wohnungsschlüssel hielt ich so, daß sie ihn sehen konnte. Zudem machte ich ihr klar, daß sie einen Polizeibeamten vor sich hatte, und da erst zeigte sie sich beruhigt. »Wissen Sie, Mister, man findet heutzutage so viele ...« »Schon recht.« Ich deutete auf die Kanne. »Der Kaffee wird kalt.«

»O ja.« Sie verschwand wieder.

Als sie die Bürotür hinter sich geschlossen hatte, eilte ich zurück und betrat Janes Wohnung.

Eine schmale Diele wie bei mir. Es roch muffig, denn hier war lange Zeit nicht gelüftet worden.

Ich sah auch den Staub. Er lag zwar nicht fingerdick, doch man erkannte ihn bei genauerem Hinsehen.

Zuerst durchsuchte ich das Schlafzimmer. Am Kleiderschrank hingen mehrere Bügel mit Blusen. Daneben zwei belegte Hosenspanner. Das Bett war gemacht, der Wäschekorb stand in der Ecke, das Fenster war geschlossen.

Ich ging ins Bad.

Ich zog die Nase hoch und nahm noch einen Hauch des Parfüms wahr, das Jane immer benutzte. Den Duschvorhang zog ich zur Seite. Das Becken war sauber, und ich mußte daran denken, wie oft ich hier gestanden und geduscht hatte. Ein Schauer rann über meinen Rücken. Die Erinnerung ließ sich nicht verdrängen. Das Blut rauschte in meinem Kopf. Jede Kachel in diesem Raum schien den Geist der Detektivin zu atmen, und ich spürte den Schweiß unter meinen Achseln. Zudem glaubte ich, daß die Wohnung etwas Bedrohliches an sich hatte. Irgendwie schien der Geist der neuen Jane Collins in den Räumen zu lauern.

Auf der Ablage vor dem Spiegel standen die zahlreichen Parfüm- und Duftflaschen. Wohl geordnet bildeten sie eine Reihe. Ich sah auch Spraydosen, die ihre kleinen Düsenöffnungen in meine Richtung gedreht hatten.

Nein, hier fand ich nichts. Ich machte kehrt und hörte plötzlich das Zischen hinter mir.

Gedankenschnell sprang ich zur Seite, wirbelte gleichzeitig herum und sah die Wolken, die mir entgegensprühten.

Es war unheimlich, ich wich zurück. Mein Blick versuchte, die drei Spraydosen zu erfassen, doch sie waren von dem duftenden Zeug regelrecht eingenebelt.

Ich schüttelte den Kopf. Dafür fand ich keine Erklärung.

Das war ja Hexerei!

Hexerei?

Verdammt, Jane war eine Hexe. Ob sie vielleicht mit ihren Kräften dafür sorgte, daß die Spraydosen ihren Inhalt verloren und mich als Zielscheibe benutzten?

In diesen Dingen befand sich viel von der Flüssigkeit. Bis sie leer waren, konnte es dauern. Ich verließ das Zimmer und gelangte wieder in die Diele.

Ins Gesicht war nichts gespritzt. Nur gegen meinen Mantel.

Und zwar rechts oben am Arm, wo die typische Burberry-Schnalle auf der Schulter saß. Und genau dort verlor der Stoff seine Farbe.

Meine Augen wurden groß, denn diese Lappalie an sich bereitete mir Angst. Ich konnte zusehen, wie der Stoff nicht nur seine Farbe veränderte, sondern sich auflöste, und der Verdacht, es hier nicht mit normalen Mitteln der Kosmetikindustrie zu tun zu haben, kam mir ganz automatisch.

Das war Säure!

Jawohl, eine andere Erklärung hatte ich nicht dafür.

Irgendeine Kraft, wo immer sie herkommen mochte, hatte dafür gesorgt, daß der Inhalt der Spraydosen ausgetauscht wurde oder sich in eine zerfressende Säure verwandelte.

Hastig streifte ich den Mantel ab und warf ihn zu Boden.

Dieses Spielchen gefiel mir überhaupt nicht, und mir wurde es immer unheimlicher zumute. Zum Glück hatte sich die Säure nicht so weit durchgefressen, daß sie auch mein Jackett angegriffen hätte.

Allmählich wurde mir die Wohnung unheimlich. Hier war

nicht nur etwas geschehen, hier geschah noch was. Und ich befand mich als ein Mittelpunkt darin.

Mit Waffengewalt konnte ich gegen unsichtbare Gegner oder Hexenkräfte nichts ausrichten, deshalb holte ich mein Kreuz hervor und ließ es außen vor meiner Brust hängen. Es sah völlig normal aus, hatte sich auch nicht erwärmt und glühte ebenfalls nicht dunkelrot, wie innerhalb der gefährlichen Drachenhöhle, als es in kurzer Zeit das Buch vernichtete.

Etwa in der Dielenmitte war ich stehengeblieben. Ein Zimmer hatte ich bisher noch nicht durchsucht. Und zwar der Livingroom. Unter Umständen fand ich dort die Ursache allen Übels.

Vorsichtig und immer auf dem Sprung bewegte ich mich auf die Wohnzimmertür zu.

Wie alle Türen war sie zwar geschlossen, aber nicht verschlossen. Ich streckte meinen linken Arm aus und legte die Hand gegen das Türblatt, während ich mit der rechten die Klinke nach unten drückte. Ein wenig quietschte die Tür in den Angeln, als ich sie aufdrückte. Im nächsten Augenblick löste ich meine rechte Hand von der Klinke und rammte die Tür vollends auf.

Sie wuchtete nach innen, schlug gegen die Wand, prallte wieder zurück, und ich fing sie mit dem hochgestellten Fuß ab.

Mein Blick fiel in das Zimmer.

Ich habe immer die geschmackvolle und hübsche Einrichtung bewundert. Es hatte sich nichts verändert, sah man von den Blumen ab, die völlig verwelkt aus der Öffnung einer hohen Glasvase schauten. Ansonsten sah das Zimmer so aus, als würde der Wohnungsinhaber jeden Augenblick zurückkehren.

Auf der Couch sah ich die Kissen, über der Lehne die Bilder, die Garnitur aus Leder, die kleinen, aber bequemen Sessel, der helle Tisch mit dem Korkuntergestell, die duftigen

Gardinen, hinter denen sich die Scheibe und das Grau eines trüben Vorherbsttages befanden.

Von Jane keine Spur.

Mit angespannten Sinnen betrat ich das Zimmer. Ich war gewarnt worden und wollte mich auch hier nicht überraschen lassen. Das Licht brauchte ich nicht einzuschalten, ich hatte es nur hinter mir in der Diele angeknipst, aber da verlöschte es plötzlich.

Auf einmal war der Schein, der noch durch die offene Wohnzimmertür gefallen war, verschwunden.

Hastig drehte ich mich um.

Die Diele war leer.

Niemand hatte den Schalter betätigt und das Licht ausgeschaltet. Höchstens der unsichtbare Geist, der in dieser Wohnung zu lauern schien.

Ich atmete tief ein. Es hatte mir doch einen Schreck eingejagt. Ich merkte deutlich, daß man mich irgendwie verrückt machen wollte. Nicht mit dem scheußlichen direkten Grauen wurde ich konfrontiert, sondern mit einer anderen Sache, die man nicht fassen und kaum beschreiben konnte. Es war das nicht sichtbare, unheimliche, schleichende Gift, das in den Räumen lauerte und an den Nerven zerrte.

Hätten mir lebende Leichen gegenübergestanden, ich hätte genau gewußt, was ich tun mußte. Hier war es anders, den Gegner konnte ich nicht sehen, nicht fassen, aber er beobachtete mich.

Das gefiel mir überhaupt nicht.

Sollte ich die Wohnung verlassen? Nein, ich wollte und würde bleiben, denn geflohen war ich vor einem Problem noch nie. Deshalb lenkte ich auch meine Schritte weiter in das Wohnzimmer.

Mein Blick fiel auf den Tisch, wo die gläserne Blumenvase stand. Auf einmal sah ich, wie sich die Blumen bewegten und allmählich aufrichteten, bevor sie wieder zusammenfielen.

Kalt kroch es mir den Rücken hinab. Es war jedoch kein

Hauch, der mich gestreift hatte. Dieses Gefühl wurde von meinem eigenen Körper produziert.

Ich hatte mich inzwischen entschlossen, die Initiative zu ergreifen, denn ich wollte endlich eine Entscheidung.

Inmitten des Zimmers blieb ich stehen und rief mit lauter Stimme: »Jane! Jane Collins, wenn du irgendwo in der Nähe bist, zeige dich!«

Ich wollte versuchen, das Unsichtbare, das hier lauerte, aus der Reserve zu locken.

Doch ich erhielt keine Antwort. Wenigstens keine akustische. Die Reaktion erfolgte Sekunden später, nur anders, als ich sie mir vorgestellt hatte.

Ein seltsames Geräusch klang hinter mir auf. Ich hörte ein dumpfes Klacken, drehte mich um und vernahm noch während der Drehung das Rauschen.

Verantwortlich dafür zeichnete sich der Fernsehapparat, der auf einem metallenen Tragestab an der Wand stand und ein weißes Gehäuse hatte. Die Kiste lief plötzlich, zeigte jedoch nur Schnee, wie man so schön sagt, und vielleicht die Andeutung eines Bildes.

Ich schaute genau hin und fragte mich, was das nun wieder zu bedeuten hatte.

Gespannt blieb ich stehen und konnte mit ansehen, wie der Schnee allmählich verschwand und sich das Gesicht, von dem ich zuvor nur verschwommene Umrisse gesehen hatte, stärker herauskristallisierte.

Es war das Gesicht einer Frau.

Das meiner Sekretärin Glenda Perkins!

Ein Spiegel hätte mir mein dummes Gesicht gezeigt, da ich jedoch keinen zur Hand hatte, spürte ich nur, daß meine Augen größer wurden und die Gesichtszüge erstarrten.

Glenda auf dem Bildschirm!

Verdammt, das gab es doch nicht. Das war irre, verrückt,

völlig absurd. Und doch sah ich den Tatsachen ins Auge. Im Viereck der Mattscheibe erkannte ich sehr deutlich und konturenscharf den Kopf meiner Sekretärin. Wenn das kein Hammer war, dann wollte ich zeit meines Lebens Streife laufen.

Das brauchte ich nicht, denn ich unterlag keiner Täuschung. Glenda schaute mich starr an, sie sprach dabei kein Wort, und das empfand ich als unheimlich.

Es war die Stille, die einen gespenstischen Touch hatte und mein Blut zum Kochen brachte. Es geriet in Wallung, stieg durch meine Adern in den Kopf und hämmerte hinter den Schläfen.

Meine Lippen formulierten ihren Namen.

»Glenda?«

Sie gab keine Antwort, sondern starrte mich nach wie vor nur stumm an. Doch der Ausdruck des Gesichts blieb nicht gleich. Er veränderte sich, und zwar begann das bei den Augen. Sie zuckten, weiteten sich, wobei zu beiden Seiten der Pupillen eine dunkle Flüssigkeit die Augäpfel ausfüllte.

Sie schien aus dem hinteren Teil des Kopfes hervorzusprudeln, sprudelte weiter vor, überschwemmte die Augäpfel und drückte unter die unteren Ränder der Augen, so daß sie an den Wangen entlanglaufen konnte.

Blut!

Verdammt, das war Blut, was da aus den Augen quoll, Rinnsale bildete und ein dunkelrotes Muster auf die Haut zeichnete. Es hob sich stark von der Blässe ab, erreichte fast die Mundwinkel, schlug einen kleinen Bogen und rann rechts und links der Lippen auf das Kinn zu, wobei es dies auch überwand, den Hals entlanglief und schließlich im Stoff des Kleides versickerte.

Das Bild war schlimm. Man konnte als Betrachter das Gefühl bekommen, ein Gesicht ohne Augen vor sich zu haben, statt dessen zwei mit Blut gefüllte Höhlen.

Ich schüttelte mich und zog die Schultern hoch. Inzwischen

hatte ich die erste Überraschung verdaut. Mich beschäftigte bereits der Gedanke, ob dieses Bild echt war oder ich einer Täuschung erlag.

Mit zögernden Schritten näherte ich mich dem Apparat und strich mit den Fingerkuppen über die Mattscheibe. Nichts geschah. Den gleichen Erfolg erzielte ich, als ich das Kreuz nahm.

Keine Reaktion.

Ich ging wieder zurück und mußte dann miterleben, daß doch etwas geschah.

Der Kopf meiner Sekretärin begann zu wackeln. Er schlug aus wie ein Pendel, einmal nach links und wechselte danach die Richtung. Dreimal sah ich diesen Vorgang, beim vierten Versuch kippte der Schädel weg, als hätte man ihn mit einem glatten Schwerthieb vom Rumpf getrennt.

Plötzlich lag der Kopf waagerecht. Ich sah den Halsstumpf, aus dem jedoch kein Blut rann, dafür lief es weiterhin aus den Augen, in langen, roten Bahnen.

Ich stand auf dem Fleck und rührte mich nicht. Die Szene, die man mir da vorführte, traf mich tief. Auf mich wirkte es, als würde der Kopf von Glenda Perkins ausbluten.

Noch immer lag er um 90 Grad gekippt. Er verlor weiterhin Blut, aber etwas änderte sich.

Der Kopf begann zu sprechen.

Doch aus dem Mund drang nicht die Stimme von Glenda Perkins, sondern die der ehemaligen Detektivin Jane Collins. »Willkommen in meiner Wohnung, Geisterjäger!«

Suko schaute von seinen Akten hoch und reagierte sich durch ein tiefes Stöhnen ab. Am liebsten hätte er die Akten aus dem Fenster gefeuert. Da dies für ihn unangenehme Konsequenzen gehabt hätte, ließ er es lieber bleiben und vertiefte sich weiterhin in das Studium der letzten Berichte.

Wie alle schriftlichen Unterlagen würden auch sie in den

einbruchssicheren Panzerschränken des Yard landen und dort für die Nachwelt liegenbleiben.

Als die Tür zum Nebenzimmer geöffnet wurde, schaute der Inspektor kaum auf. Er wußte, daß es Glenda Perkins war, und er hörte schon wenig später ihre Stimme.

»Ich werde dann gehen, Suko.«

Der Chinese schaute auf seine Uhr. »Schon wieder früher Feierabend machen«, erwiderte er grinsend und fügte hinzu:

»Ich wünsche dir auf jeden Fall gute Besserung.«

»Danke. Morgen werde ich sicher wieder durcharbeiten können.«

»Ist bestimmt 'ne Grippe. Der Herbst kommt allmählich, und da stellt sich der Körper um.«

»Wissen Sie denn kein Mittel?«

»Doch.«

»Und was?«

»Schlafen.«

Glenda lachte, setzte ein »See you« hinzu und verschloß die Tür, so daß Suko allein zurückblieb.

Wie mies es ihr ging, hatte Glenda überhaupt nicht erwähnt. Seit dem gestrigen Tage hatte sie das gespürt, und es war eine Krankheit, die man kaum definieren konnte, weil sie einmal vorhanden war und wenig später verschwand.

Glenda deckte noch ihre Maschine ab. Dann griff sie zu Schirm und Mantel.

Sie war zwar mit dem Wagen gekommen, aber sie traute sich nicht, in den Mini-Cooper einzusteigen und nach Hause zu fahren. Wenn sie unterwegs von den Schwindelanfällen überfallen wurde, dann hätte es für sie tödlich enden können, hinter dem Steuer zu sitzen.

Aus diesem Grunde wollte Glenda mit einem Taxi fahren. Sie sah blaß aus. Unter den Augen lagen dunkle Ringe, ein Beweis für den wenigen Schlaf, den sie in der vergangenen Nacht bekommen hatte.

Des öfteren war sie schweißnaß aufgewacht, hatte sich im

Bett aufgesetzt und über den Grund des plötzlichen Erwachens nachgegrübelt.

Sie fand ihn nicht.

Es schmerzte nichts, es ging ihr auch seelisch nicht schlecht, nur die seltsame Mattheit nahm immer stärker und auch öfter von ihrem Körper Besitz. Daraus resultierte eine Unkonzentriertheit, wie sie Glenda noch nie erlebt hatte. In den letzten Stunden war sie oft minutenlang völlig abwesend gewesen, danach fühlte sie sich wieder wohl und konnte weiterarbeiten. Trotzdem war Glenda sehr beunruhigt. Sie hatte sich vorgenommen, zu Hause sofort ins Bett zu gehen. Sollte sich die unheimliche Krankheit am nächsten Tag nicht gebessert haben, wollte sie einen Arzt aufsuchen.

Fast erschreckte sie sich, als der Lift plötzlich vor ihr stoppte. Sie mußte nur die Tür aufstoßen.

Glenda betrat die Kabine.

Urplötzlich erfolgte der Schweißausbruch, kaum daß sie den Knopf unter ihrem Zeigefinger vergraben hatte.

Es ging abwärts.

Schnell war die Fahrt, Glenda schwindelte. Sonst hatte ihr so etwas nichts ausgemacht, doch zu diesem Zeitpunkt und während ihres Zustandes verglich sie die Liftfahrt mit der Auf- und Abbewegung einer großen Wikingerschaukel.

Endlich stoppte der Lift.

Zwei Personen wollten einsteigen. Kollegen, die Glenda kannte. Ihre Gesichter sah sie verschwommen. Sie taumelte den beiden entgegen, die einen erstaunten Ruf ausstießen und die junge schwarzhaarige Frau auffingen.

»Miß Perkins, was ist los?«

Glenda stand etwas vornübergebeugt, der Boden drehte sich vor ihren Augen, und die Männer mußten sie wieder in die Senkrechte schieben. »Danke, ich bin gestolpert.«

Sie stand - und sah klar.

Der Anfall war vorbei. Sie war nur sehr blaß, und auf ihrer Stirn lag der Schweiß.

Einer der Kollegen hakte noch einmal nach. »Ist auch wirklich alles in Ordnung, Miß Perkins?«

»Natürlich, danke. Sie brauchen sich keinerlei Sorgen zu machen.«

»Na denn.«

Glenda wurde losgelassen. Forsch wie immer schritt sie zum Ausgang. Den Schirm hatte sie mit der Krücke über ihren Unterarm gehängt, der Mantel stand offen, die Tasche war geschultert. Eine völlig normale Glenda Perkins verließ das Yard Building.

In London braucht man nur in dringenden Fällen ein Taxi vorzubestellen. Es fahren genügend herum, so fiel es auch Glenda nicht schwer, einen Wagen zu ergattern.

Ein kurzer Wink reichte.

Sie lief die Stufen der Treppe hinab, zog den Mantel unter dem Hals zusammen und schien sich unter den Regentropfen wegducken zu wollen, so gebückt ging sie auf den Wagen zu. Der Fahrer gehörte zur höflichen Sorte. Er hatte die Tür bereits geöffnet.

Glenda ließ sich in den Fond fallen. Das Fahrziel hatte sie während des Einsteigens bereits genannt.

»Wird erledigt, Madam.«

Glenda atmete prustend aus und strich mit beiden Händen durch ihr Gesicht. Es tat gut, im Wagen zu sitzen und an nichts zu denken. Im Moment fühlte sie sich wohl, schaute aus dem Fenster, sah die nassen Straßen und die Fahrzeuge, die sich fast Stoßstange an Stoßstange weiterschoben.

London im Regen, dazu noch am Nachmittag, das bedeutete einen immensen Verkehr.

>Glaub nicht, daß du mir entkommst! <

Glenda erschrak heftig, als sie plötzlich die Stimme vernahm. Sie schaute nach links, doch die Rückbank war leer. Trotzdem hatte sie das Gefühl gehabt, daß die Sprecherin der Worte direkt neben ihr gesessen hatte.

Sie wischte sich über die Augen. Hatte sie bereits

Halluzinationen, oder was war? Das konnte es doch nicht geben, das durfte nicht sein. Bestimmt eine Reaktion ihrer überspannten Nerven. Sie dachte an Urlaub - und sah den Kopf.

Ihren Kopf.

Und in der Stirn steckte ein Messer!

Der Reporter Bill Conolly hatte seinen Wagen tatsächlich parkend am Straßenrand gefunden. Er war dem Bobby dankbar, fand allerdings einen Zettel am Lenkrad, worauf zu lesen stand, daß Bill sich auf einem bestimmten Revier zu melden hatte.

Der Aufforderung wollte er auch folgen, nur nicht jetzt, sondern später. Zuvor hatte er eine wichtigere Aufgabe zu erledigen. Den Zettel verstaute er in der Manteltasche und rief bei John Sinclair an.

In dessen Wohnung hob niemand ab. Auch nicht im Büro, so daß Bill die Idee kam, mit Suko zu telefonieren.

Der traf gerade ein, wie Shao ihm sagte, die abgenommen hatte. Dann reichte sie den Hörer weiter.

»Ja, Bill, was ist denn los?«

Der Reporter räusperte sich. »Hör mal, Suko, ich kann John nicht erreichen. Weißt du, wo er steckt?«

Suko lachte. »Nein, das weiß ich nicht. Vielleicht ist er auf Bummeltour. Du weißt doch, drei Tage Sonderurlaub. Den muß der alte Knabe ja mal ausnutzen.«

»Das ist blöd.«

»Wieso?«

»Ich habe da ein seltsames Erlebnis gehabt, von dem ich John unbedingt berichten möchte.«

»Sag es mir!«

»Okay, aber halt dich fest. Mir ist Jane Collins über den Weg gelaufen!«

Suko, der sich sonst immer gut in der Gewalt hatte, zeigte

sich diesmal überrascht. »Das ist doch nicht möglich«, flüsterte er. »Einfach so aus Zufall oder ...«

»An einen Zufall glaube ich nicht. Die hat mich verfolgt. Denk mal ein paar Tage zurück, was sie uns versprochen hat. Sie wollte in London bleiben und sich rächen.«

»Ja, da kannst du recht haben. Ich frage mich nur, auf welche Art und Weise sie das anstellen will.«

»Die Rache?« Bill lachte. »Suko, Jane ist eine Hexe. Und Hexen können zaubern, wenn ich das mal so märchenhaft sagen darf. Sie besitzt dämonische Kräfte, und wie ich sie einschätze, wird sie die auch rücksichtslos einsetzen.«

»Dann müssen wir John warnen.«

»Das ist auch meine Ansicht.«

»Ich werde mal sehen, ob ich ihn irgendwo auftreiben kann«, sagte der Chineser. »Fährst du nach Hause?«

»Hatte ich vor.«

»All right, dann rufe ich dich zu Hause an, sollte ich Erfolg haben.«

Bill brummte: »Wir wollten eigentlich ins Theater, aber das ist wohl hinfällig.«

»Dann spiele Sheila Theater vor«, erwiderte der Chineser und legte auf, bevor Bill ihm noch von dem seltsamen Bild erzählen konnte, das Jane ihm vor die Füße geworfen hatte. So kam es, daß die wichtige Spur zu Glenda Perkins erkaltete ...

Das Messer steckte quer in dem Kopf, und die Klinge war so lang, daß sie an der anderen Seite wieder heraustat. Glenda saß für die Zeitspanne eines Atemzugs wie versteinert auf ihrem Platz.

Dann schrie sie.

Grell, markerschütternd, die Panik schüttelte sie, und der Fahrer vor ihr zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen. Er trat auf die Bremse, der Wagen ruckte, stand,

und im selben Augenblick erhielt das Taxi von hinten einen Stoß.

Jemand war aufgefahren.

Der Fahrer holte tief Luft. Sein Gesicht schwoll rot an, die Hände zitterten, dann wirbelte er auf seinem Sitz herum, zog die Trennscheibe auf und fauchte seinen schreckensbleich dasitzenden weiblichen Fahrgast an. »Sind Sie eigentlich verrückt, hier so zu schreien?«

Glenda schüttelte den Kopf, sagte jedoch keinen Ton.

»Verdammt, weshalb haben Sie geschrien?«

»Der Kopf«, flüsterte sie. »Der Kopf.«

»Welcher Kopf?«

»Der mit dem Messer. Neben mir, auf dem Sitz. Er liegt da.« Sie schaute starr geradeaus. »Nehmen Sie ihn weg, bitte! Ich kann ihn nicht mehr sehen.«

Der Fahrer beugte sich so weit vor, wie es ging. Er schaute in den Fond und sah nur seinen Fahrgast, aber keinen auf dem Sitz liegenden Kopf mit einem Messer darin.

»Da ist nichts, zum Henker!«

»Nichts?« Glenda öffnete erstaunt den Mund. »Aber ich habe ihn doch selbst gesehen ...«

»Dann müssen Sie sich mal eine Brille anschaffen. Ihre Augen sind schlecht. Es gibt keinen Kopf, der auf der Sitzbank liegt. Sie machen hier Land und Leute durch Ihr Schreien ...«

Jemand klopfte heftig gegen die Scheibe. Es war der Fahrer des Wagens, der aufgefahren war. Zornrot war sein Gesicht, die Augen funkelten. Der Taxichauffeur öffnete die Tür und wollte aussteigen.

Kaum hatte er seinen Fuß ins Freie gesetzt, da begann der andere schon zu schreien.

»Verrückt, was? Hier einfach zu bremsen!«

Die beiden bekamen Streit, um den sich Glenda jedoch nicht kümmerte. Wie eine Puppe hockte sie im Fond, nur ihre nervös spielenden Hände bewiesen, daß noch Leben in ihr steckte.

Sie hörte zwar, was sich neben dem Wagen abspielte, doch ihre Gedanken waren ganz woanders. Nein, getäuscht hatte sie sich nicht. Da hatte der Kopf gelegen. Ihr Kopf war es, quer mit einem Messer durchstoßen.

Glenda schluchzte auf, senkte das Gesicht und ließ ihren Tränen freien Lauf.

Sie wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, bis der Driver wieder die Tür aufzog. Er sah Glenda weinen und bekam Mitleid.

»Nun machen Sie sich mal keine Vorwürfe«, sagte er, »es ist ja alles in Ordnung. Beide Wagen haben kaum etwas abbekommen, und der Knabe des anderen wird sich auch nicht mehr aufregen. Wir können weiterfahren. Bleibt es bei dem Ziel-oder ...«

Glenda hob das Gesicht. »Ja, ja ...«

»Ich meine, wenn Sie wollen, fahre ich Sie auch gern zu einem Arzt, junge Lady. Sie sehen schlecht aus. Ist etwas mit Ihnen? Haben Sie Ärger, Sorgen?«

»Jetzt geht es wieder.«

»Okay, dann können wir.«

Es dauerte noch etwas, bis der Fahrer seinen Wagen wieder in Bewegung setzen konnte. Er beobachtete seinen hübschen Fahrgast im Innenspiegel. Nein, die Kleine war nicht in Ordnung, das konnte er sehen. Und er hatte auch seine Erfahrungen im Laufe der Zeit gesammelt.

Der Mann versuchte ein Gespräch, doch Glenda war kaum in der Lage zu antworten.

Dann hörte sie wieder die Stimme. Jane Collins, die verdammte Hexe, sprach zu ihr.

>Na, kleine Glenda, wie hat dir die Demonstration gefallen? Gut? Das hoffe ich sehr, denn ich wollte dir nur zeigen, was ich mit dir vorhabe. Es ist übrigens das Messer des Rippers, das in deinem Schädel steckte. Noch habe ich dich geblufft, aber das wird sich ändern. Sehr bald schon, kleine Glenda! <

»Aber der Ripper ist tot!« schrie Glenda Perkins so laut, daß

der Mann am Lenkrad abermals zusammenzuckte. Diesmal hatte er achtgegeben und bremste nicht.

Er fragte nur: »Soll ich nicht doch lieber zu einem Arzt ...?«

»Nein, bitte, bringen Sie mich nach Hause«, erwiderte Glenda erschöpft. Sie rutschte im Sitz vor und breitete ihre Arme aus.

Vor einer Ampel mußten sie stoppen. Der Fahrer hatte die letzten Worte Glendas nicht vergessen, und er erkundigte sich: »Was war das mit dem Ripper?«

»Nichts«, antwortete Glenda hastig.

»Meinten Sie Jack the Ripper? Mensch, Lady, da war doch mal vor kurzem einer. Dieser Kerl, der den Mädchen immer die Haare abgeschnitten hat. Habe ich in den Zeitungen gelesen. Ehrlich.«

»Möglich.«

»Meinen Sie den?«

»Bitte, lassen Sie mich in Ruhe. Ich kann jetzt nicht antworten.« Glenda strich ihr Haar aus der Stirn. Sie sehnte sich danach, endlich in ihrer Wohnung zu sein, und dort mußte sie einfach etwas gegen ihre Krankheit unternehmen. Aber sie wollte keinen Arzt anrufen, sondern einen anderen Mann - John Sinclair!

Auch wenn der Geisterjäger Urlaub hatte, für ihre Probleme hatte er sicherlich ein offenes Ohr.

Nach zehn Minuten Fahrt, die Glenda doppelt so lang vor- kam, stoppte der Fahrer. Die Sekretärin wohnte in keinem Hochhaus, sondern in einem älteren zweigeschossigen Bau, mit kleinem Vorgarten, netter Fassade und einem Garten mit Bäumen hinter der Wohnung.

Als sie zahlen wollte, fragte der Driver: »Soll ich nicht noch mit hineinkommen, Miß?«

Glenda schüttelte den Kopf. »Das wird nicht nötig sein.«

»Wie Sie meinen.«

Die Sekretärin drückte dem Mann das Geld in die Hand und lief durch den Vorgarten. Unterwegs überfiel sie wieder

der Schwindel und die Mattheit in den Beinen. Sie riß sich unwahrscheinlich zusammen.

Der Fahrer sollte auf keinen Fall etwas merken, nachher fühlte er sich noch verpflichtet, sie in die Wohnung zu bringen. Das wollte Glenda nicht.

Sie atmete auf, als der Mann den Motor anließ und davonfuhr.

Glenda ließ die Tasche von der Schulter rutschen, zog den Reißverschluß auf und holte ihren Schlüssel hervor. Zweimal verfehlte sie das Schloß, beim dritten Versuch klappte es endlich, und sie konnte die Tür aufschließen.

Glenda betrat den Hausflur. Zum Glück begegnete ihr die Besitzerin nicht. Sie stieg die Treppe hoch, hielt sich am blitzblanken Geländerlauf fest und atmete auf, als sie die erste Etage erreichte, wo sich ihre kleine Wohnung befand.

Die Tür war verschlossen. Niemand hatte sich daran zu schaffen gemacht.

Obwohl Glenda einerseits froh war, ihre Wohnung betreten zu können, hatte sie doch andererseits ein wenig Angst davor, allein in den Räumen zu sitzen. John Sinclair sollte so schnell wie möglich kommen. Nur er konnte ihr helfen, denn sie ahnte inzwischen, daß sie in einen teuflischen Kreis hineingeraten war. Durch eigene Kraft würde sie es nie schaffen, da rauszukommen.

Glenda stieß die Wohnungstür auf. Inzwischen war der Anfall vorüber, sie fühlte sich wieder normal, bis auf das Gefühl der Angst und der schrecklichen Bedrohung.

Ohne den Mantel auszuziehen, durchquerte sie den Flur und gelangte in den Wohnraum, wo ihr Telefon stand. Es war ein grüner Apparat, und er paßte in seiner Farbe zu den bequemen Sesseln.

Glenda blieb neben dem Telefon stehen, nahm den Hörer, preßte ihn ans Ohr und wollte die Nummer wählen.

Da versteifte sie.

Hatte sie noch vor einer Sekunde den warmen grünen

Kunststoff in ihrer Hand gefühlt, so änderte sich das innerhalb eines Augenblicks.

Glenda spürte etwas Glitschiges, senkte den Blick und glaubte, verrückt zu werden.

Zwischen ihren Fingern befand sich eine giftgrüne, glitschige Schlange!

Jane Collins' Stimme!

Verdammt, ich hatte es doch gewußt. Sie lauerte hier, vielmehr ihr Geist oder ein Teil von ihm, und sie sprach aus dem Mund meiner Sekretärin Glenda Perkins.

Ich konnte es nicht fassen, stand für einen Moment unbeweglich, beugte aber dann meinen Oberkörper nach vorn, ohne es selbst zu registrieren, und schüttelte den Kopf.

»Na, Geisterjäger, wie fühlt man sich, wenn man so mit Erinnerungen überfallen wird?« Sie lachte kichernd und böse. Ein Lachen, das ich nach ihrer seltsamen Verwandlung bereits mehrmals gehört hatte. Da war nichts mehr von dem früheren glockenhellen oder leichten Lachen vorhanden, hier stand das Böse vor mir.

Mir war klar, was Jane Collins mit dieser Begrüßung bezweckte. Überhaupt schien mir ihr ganzes Auftauchen mehr als unwahrscheinlich zu sein, und hinzu kam das Gesicht der Glenda Perkins.

Da mußte etwas dahinterstecken. Leider hatte ich keine Ahnung, was es sein konnte, sondern war auf Vermutungen angewiesen.

Jane und Glenda hatten sich nie gemocht. Die beiden waren immer Rivalinnen gewesen. Ich konnte nichts daran ändern, hatte mich zurückgehalten, denn der eigentliche Grund ihrer Rivalität war ich gewesen.

Ich hatte mich damals für Jane Collins entschieden. Wir hatten herrliche Tage und Nächte miteinander verbracht, waren oft zusammengewesen, hatten die härtesten und gefährlich-

sten Abenteuer überstanden, wobei keiner von uns je seine Selbständigkeit aufgab. Dann war es der anderen Seite gelungen, Jane in ihre Klauen zu bekommen, und ich hatte es mit ansehen müssen.

Die Zeit danach war für mich schrecklich gewesen. Zuerst down, später hatte ich mich verbissen in meine Arbeit gestürzt. Nach Spuren suchten wir, denn ich wollte Jane Collins finden und sie aus den Klauen der Oberhexe Wikka befreien.

Nichts erreichten wir. Trotz der modernsten Computer, die alles speicherten, auch Informationen über Hexenclans und Geheimbünde. Nichts kam dabei heraus, keine Spur, die mich auch im entferntesten zu Jane Collins geführt hätte. Es war eine schlimme Zeit für mich, aber auch für meine Freunde, die versuchten, mir Trost zu spenden. Ich wollte mich nicht trösten lassen, hatte diejenigen, die es gut mit mir meinten, mehr als einmal vor den Kopf gestoßen, und dann kam auf uns der Fall des Satans mit vier Armen zu. In ihn wurde Glenda Perkins hineingezogen, und auch die Conollys gerieten in den Strudel. Es kam zu einem mörderischen Finale, in dem mein Bumerang das Schwert Desteros zerstörte. Damit rettete ich Bill Conolly das Leben.

Nun, wir besiegten den Satan mit den vier Armen, und irgendwie kamen Glenda und ich zusammen. Es geschah in meiner Wohnung, vielleicht waren wir beide ein wenig herauscht, und ich hatte nichts dagegen, daß Glenda bei mir übernachtete.

Wir schliefen natürlich nicht nur. Im nachhinein muß ich sagen, daß ich diese Nacht auch nicht bereute, im Gegenteil, sie hatte mir gefallen, ebenso wie Glenda.

Wir hatten abgemacht, darüber zu schweigen. Daran hielten wir uns auch. Ob Suko oder Shao trotzdem etwas bemerkt hatten, wußten wir nicht genau. Ich nahm es an, beide allerdings waren so taktvoll, nie davon zu sprechen.

Vielleicht hatte es auch Jane Collins erfahren. Es hätte ihr ja

eigentlich egal sein können, jetzt, da sie auf der anderen Seite stand, doch so recht wollte ich nicht daran glauben. Nein, ich hatte das Gefühl, daß es Jane nicht egal war, und ich glaubte auch, es bestätigt zu bekommen. Hätte sie sich sonst auf der Mattscheibe hinter Glendas Gesicht verborgen? Sie mußte Glenda meiner Ansicht nach hassen, und dieser Haß konnte sich in Aktionen gegen Glenda austoben.

Ich mußte höllisch vorsichtig sein und vor allen Dingen Glenda warnen, die sicherlich nichts von dem Netz ahnte, das sich allmählich zusammenzog.

Das waren meine Gedanken, die durch mein Kopf schwirrten, während ich auf den Bildschirm schaute.

Dort tat sich etwas.

War das Bild noch Sekunden zuvor gestochen scharf gewesen, so veränderte es sich jetzt. Die Gesichtszüge des schräg gekippten Kopfes begannen zu verwischen. Als hätte jemand mit einem Lappen darübergerieben, so kam es mir vor, und ich sah, wie ein anderes Gesicht entstand. Ebenfalls das einer Frau.

Die Haarfarbe wechselte. Glenda, die pechschwarzes Haar hatte, bekam plötzlich blonde Strähnen, gleichzeitig bewegte sich der Kopf wieder nach oben, so daß er seine normale Stellung einnahm. Die blonden Strähnen wurden breiter, verdeckten die schwarze Fülle nun vollständig, und ich sah eine blonde Haarpracht vor mir.

Hell und glatt hingen die Haare zu beiden Seiten des Gesichts herunter. An ihren Spitzen waren sie leicht gedreht, so daß sie die Andeutung einer Außenrolle bildeten.

So hatte Jane Collins ihre Frisur getragen. Und es war auch ihr Gesicht, in das ich schaute.

Hart mußte ich schlucken. Zum erstenmal nach Wochen sah ich sie wieder vor mir. Wenn auch nicht in natura, sondern auf einem Fernsehschirm. Sie war zwar vor einigen Tagen bei den Conollys erschienen, doch dort hatte ich sie nicht sehen können, weil ich später erst hinzugekommen war.

Ich hielt den Atem an.

Dieses Bild traf mich tief. Jane hatte sich nicht verändert. Beim ersten Hinsehen sah sie so aus, wie ich sie in Erinnerung hatte. Ein glattes, klares Gesicht, vielleicht ein wenig unbeweglich, aber mit eindrucksvollen Augen.

Bei genauerer Betrachtung erkannte ich allerdings, daß sich doch etwas verändert hatte. Der Mund war nicht mehr so voll und reif, die Lippen schienen sich verkleinert zu haben, sie waren schmaler geworden als früher. Ich meinte auch, scharfe Falten an ihren Mundwinkeln zu erkennen, und der Blick der Augen hatte sich ebenfalls verändert. Auf mich wirkten diese Augen kalt, leblos, und wenn ein Gefühl darin zu lesen war, dann nur ein schlechtes.

Es war eine verwandelte Jane Collins, die ich da vor mir sah und die mich anstarrte.

Wir maßen uns mit Blicken.

Ruhig blieb ich stehen, obwohl in meinem Innern eine Hölle von Gefühlen tobte. Ich bekam sie allerdings nicht unter Kontrolle, sie wirbelten durcheinander, doch sie alle drehten sich um Jane Collins und um mich.

Wer würde zuerst das Wort ergreifen?

Es war Jane Collins, die mich aus dem Fernseher heraus ansprach. »Ich grüße dich, John Sinclair«, sagte sie. Nur war es kein fröhlicher Gruß wie früher, sondern drei harte, hervorgestoßene Worte, die mir gleich klarmachten, daß Gefühle nicht gefragt waren und auch keine Rolle spielten.

Da ich keine Antwort gab, redete sie weiter. »Hast du die kleinen Überraschungen verdaut, John?«

»Das habe ich allerdings.«

Sie lachte bissig. »War auch erst der Anfang. Was meinst du, zu was ich noch alles fähig bin.«

»Hat dich Wikka gut angelernt?«

Ihre Augen leuchteten plötzlich in einem seltsamen Rot, als ich den Namen Wikka erwähnte. »Und wie sie mich angelernt hat, John Sinclair, und wie! Ich war ihre beste Schülerin.

Fast habe ich meine Lehrmeisterin schon erreicht. Mein Wissen vermehrt sich von Tag zu Tag.«

»Und darauf bist du stolz, nicht?«

»Ja, das bin ich, Geisterjäger. Sogar sehr stolz. Wenn Wikka und ich uns zusammentun, dann sind wir unschlagbar und erweisen dem Satan einen großen Dienst.«

»Du nimmst nicht einmal Rücksicht auf Kinder!« hielt ich ihr entgegen. »Dir hätte es nichts ausgemacht, den kleinen Johnny Conolly zu töten. Ich habe immer versucht, dich in Schutz zu nehmen oder Entschuldigungen für dich zu finden, doch als ich das hörte, da war es auch bei mir aus, Jane Collins. Du wirst verstehen können, daß ich dich niemals mehr unterstützen kann, auch Entschuldigungen kann ich für dich nicht finden. Der Bruch zwischen uns ist zu tief.« Sie lachte mich aus. Ja, sie lachte und wollte sich überhaupt nicht beruhigen. Meine sehr emotional gesprochenen Worte amüsierten sie.

»Was sollte es denn noch zwischen uns Gemeinsames geben, Geisterjäger?« höhnte sie. »Nichts, gar nichts. Wir stehen auf zwei verschiedenen Seiten, und dabei bleibt es. Und nicht nur das - wir sind Feinde, ich gehorche Wikka, und du hast deine Aufgabe. Es macht mir Spaß, herauszufinden, wer von uns beiden stärker ist, und es macht mir Freude zu sehen, wie groß deine Angst ist.«

Ich schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Jane, da hast du dich geirrt. Ich habe keine Angst vor dir.«

»Vor mir vielleicht nicht, aber du hast trotzdem Angst. Um deine Freunde. Dabei denke ich besonders an die kleine Glenda, die ja ein guter Ersatz für mich ist, oder nicht?«

Ich hatte geahnt, daß das Gespräch in die Richtung laufen würde, und reagierte wütend. »Laß Glenda Perkins aus dem Spiel!«

Sie schrie fast vor Lachen. Dabei öffnete sie den Mund, und ihr Gesicht verzerrte sich zur Fratze. »Da siehst du es, Geisterjäger. Du hast Angst um sie. Du buhlst um ihre Gunst.

Ich wußte es doch, und ich weiß, wie man dich treffen kann.«

»Sie hat nichts mit uns beiden zu tun!«

»Nichts?« schrie mir die ehemalige Detektivin entgegen.

»Wirklich nichts, John Sinclair? Es war doch Glenda Perkins, mit der du dich sehr intensiv und vorzüglich getröstet hast.

Oder irre ich mich da, Geisterjäger?«

Darauf hatte ich gewartet. Jetzt endlich ließ sie die Katze aus dem Sack. Sie verkraftete es nicht, daß ich mich einer anderen Person zugewandt hatte, obwohl ich frei gewesen war und mich keinerlei Zwänge einengten.

Und sie würde ihren Haß an Glenda auslassen, dessen war ich mir sicher.

»Was hat es dir denn ausgemacht?« hielt ich ihr entgegen.

»Du hast dich doch für Wikka entschieden, bist eine hervorragende Beute für sie geworden und befolgst nur noch ihre Befehle.«

»Beute nicht, John, keine Beute.« Sie zog die Lippen auseinander und lachte teuflisch. »Ich bin eine Partnerin, sie akzeptiert mich, und wir stehen Seite an Seite, um den großen Vernichtungsfeldzug einzuleiten. Jetzt erst kann ich Gordon Schreiber verstehen, der damals mit ihr gekämpft hat. Auch ich habe die Faszination kennengelernt, die von Wikka ausgeht. Du solltest es dir überlegen, Geisterjäger. Wirf dein Kreuz fort und komm zu uns. Wir werden dich in Freuden aufnehmen, als Hahn im Korb des Hexenreigens. Ich kann dir den Himmel auf Erden versprechen, so daß du eine Schlampe wie Glenda Perkins vergißt ...«

Sie sprach noch weiter, erging sich in obszönen Bemerkungen, und in mir begann das Blut zu kochen. Mein Gesicht war starr, doch die Wangenmuskeln zuckten so sehr, daß es schon fast anfang zu schmerzen. Die Hände hatte ich zu Fäusten geballt, und ich erlebte eine tobende und kreischende Jane Collins vor mir auf dem Bildschirm, eine echte Hexe.

»Bist du fertig?« schrie ich sie an.

Verdammt, auch ich hatte keine Nerven wie Drahtseile, irgendwann riß bei mir ebenfalls der Faden.

Sie stoppte ihre Tiraden tatsächlich, das Gesicht wurde wieder starr, und in ihre Augen trat abermals der kalte, erbarungslose Glanz. »Deine Reaktion beweist mir, daß dir sehr viel an Glenda liegt. Ich merke schon, ihr beide paßt zusammen, aber denke immer daran, daß ich wie ein gezücktes Schwert unsichtbar über euren Köpfen schwebe und nur darauf warte, zuschlagen zu können.«

»Genug geredet«, sagte ich hart. »Laß es endlich zu einer Entscheidung zwischen uns kommen. Sollte ich den Kampf verlieren, gut, dann kann ich nichts ändern. Sollte es aber ...«

»Nein, Geisterjäger, nicht so einfach«, entgegnete sie. »Ich weiß, daß es dir gelungen ist, mehr über dein Kreuz zu erfahren. Wir haben es leider nicht verhindern können, nicht Lady X, nicht Lupina und auch ich nicht, denn ich hatte zu viele Gegner vor mir. Ich wollte Karas Schwert haben, damit du nicht mehr zurückkommen konntest. Du hast Glück gehabt, es ist mir nicht gelungen, aber wir haben längst nicht aufgegeben. Auch Lupina nicht, die nicht ihr eigenes Spiel treibt, sondern uns neutral gegenübersteht.«

»Ist sie unsterblich?« fragte ich, denn ich wußte noch immer nicht, wieso Lupina, die Königin der Wölfe, leben konnte, obwohl ihr Lady X damals eine Garbe aus ihrer Silberkugel-MPi in den Rücken gejagt hatte. Auch ich hatte sie angeschossen, zwei Silberkugeln hatte ich ihr verpaßt, als wir uns in Sarah Goldwyns Wohnung gegenüberstanden. Und Lupina lebte noch immer. Bisher hatte mir niemand Aufklärung darüber geben können, wieso dies der Fall war, doch vielleicht tat es nun Jane in ihrer Hochmütigkeit.

Sie antwortete tatsächlich. »Lupina kann nur existieren, weil sie während ihres Todes noch eine Verbindung mit ihrem Sohn Orapul eingegangen ist. Sie und ihr Sohn sind eine Person, mehr brauchst du nicht zu wissen, aber du siehst, John Sinclair, daß die Dämonen allmählich so etwas wie

unsterblich werden. Macht dir das nicht Angst, willst du den Kampf nicht lieber aufgeben, der sich immer mehr zu deinen Ungunsten hinwendet?«

»Das sehe ich nicht so. Bisher habe ich die großen Erfolge erzielt, nicht die Gegenseite.«

»Ich habe geahnt, John Sinclair, daß ich dich nicht umstimmen kann«, sagte Jane Collins. »Deshalb wird der Kampf weitergehen, heute, in Zukunft, immer. Freue dich auf den Hexenabend mit Jane Collins ...« Es waren ihre letzten Worte, denn im nächsten Augenblick verblaßte das Bild, und Jane war verschwunden.

Ich schaute auf den leeren Bildschirm und stand da wie ein begossener Pudel.

Jetzt kamen die Vorwürfe. Verdammt, warum hatte ich denn nicht mein Kreuz genommen und es gegen den Apparat geschleudert? Vielleicht hätte ich eine Chance gehabt, die Auseinandersetzung für mich zu entscheiden.

Aber steckte da nicht doch tief in meinem Innern noch ein wenig Skrupel, Jane Collins so hart und so direkt anzugreifen? Hatte ich nicht noch immer die Hoffnung, sie irgendwann einmal aus den Klauen der Oberhexe Wikka zu befreien? Obwohl eigentlich alles dagegen sprach, was Jane mir allein durch ihr Verhalten verdeutlichte.

Ich konnte es nicht überwinden, Jane Collins verloren zu haben. Zuviel war früher zwischen uns gewesen, und wenn ich ehrlich war, mußte ich eingestehen, daß ich, ging es um Jane Collins, doch ein wenig befangen reagierte.

Befangenheit ist nicht gut für einen Polizisten. Hätte ich mit Sir James, meinem Chef, darüber geredet, so wäre ich sofort von den Fällen suspendiert worden, die sich um Jane Collins drehten, und er hätte Suko allein an die Front geschickt, der Jane zwar auch gut kannte, aber nicht so eine Beziehung zu ihr gehabt hatte wie ich.

Aus diesem Grunde beschloß ich, die Begegnung mit der ehemaligen Detektivin für mich zu behalten.

Die Stille in dieser Wohnung empfand ich als beklemmend. Ich drehte mich auf der Stelle, tastete mit meinen Blicken Wände und die Decke ab, wobei ich nach irgendwelchen Hinweisen suchte, die auf eine weitere Aktivität der ehemaligen Detektivin hindeuteten.

Da ich nichts fand, nahm ich mir den Fernsehapparat vor. Zuerst untersuchte ich ihn von außen, dann schaltete ich ihn ein, doch Jane Collins erschien nicht, es lief das normale Programm.

Ich wechselte die Sender, drückte die Knopfskala durch, sah Western, Kulturfilm, hörte Interviews, Nachrichten, alles völlig normal, denn von Jane Collins entdeckte ich keine Spur. Ich schaltete wieder aus.

Es hatte keinen Sinn, Jane holen zu wollen. Sie machte sowieso, was sie wollte, und sie würde sich mir zeigen, wann sie es für richtig hielt.

Jane hatte in ihrem Überschwang den Namen Glenda Perkins nicht nur erwähnt, sondern sich sogar mit ihrem Gesicht auf dem Bildschirm gezeigt. Meiner Ansicht nach hatte sie ihre Rache jetzt ganz auf Glenda fixiert.

Das war gefährlich.

Ein Blick auf meine Uhr bewies mir, daß sie sich nicht mehr im Büro befand, denn sie wollte früher gehen. So etwas glaubte ich, gehört zu haben.

Wahrscheinlich war sie bereits zu Hause.

Ihre Privatnummer kannte ich auswendig, ein Telefon stand bereit, ich wählte, aber ich bekam keine Verbindung. Nicht einmal das Freizeichen ertönte, und das machte mich stutzig, und es bereitete mir gleichzeitig Angst.

Es bestand noch die Hoffnung eines Defektes, also versuchte ich es ein zweites Mal.

Wieder kein Anschluß.

Bis ich die Stimme vernahm, und es mir kalt meinen Rücken hinabrann. Denn nicht Glenda meldete sich, sondern Jane Collins.

Steckte sie in der Wohnung?

Sofort steigerte sich bei mir die Aufregung und Besorgnis.

Der Herzschlag verdoppelte sich, das Blut stieg mir ins

Gesicht, ich hatte Mühe, meine Fassung zu bewahren, und ich fragte mit leicht krächzender Stimme: »Wo steckst du, Jane?«

»In der Leitung.« Sie lachte. »Ich habe ein wenig mit meinen Hexenkräften gespielt, denn ich wußte, wie du reagieren würdest. Glenda liegt dir sehr am Herzen, und auch die anderen rotieren schon. Ich habe mich Bill Conolly gezeigt. Er weiß bereits von den blutenden Augen, genau wie du, und damit ist auch klar, wie deine Freundin Glenda Perkins sterben wird. Ich steche ihr die Augen aus!«

Ich umklammerte den Hörer so fest, daß ich Angst haben mußte, den Kunststoff zu zerbrechen. »Wenn du das tust,

Jane«, knirschte ich, »dann werde ich ...«

»Gar nichts wirst du, John Sinclair. Du kannst mich nämlich nicht daran hindern. Ich bin hier der Regisseur, und nur ich allein weiß, wie das Spiel weiterlaufen wird. Das solltest du dir sehr genau merken.« Und damit unterbrach sie die Verbindung.

Auch ich warf den Hörer auf die Gabel. Verdammt, ich hatte es gewußt. Sie würde sich an Glenda heranmachen und sie in ihre teuflischen Pläne mit hineinziehen.

Ob sie sich inzwischen bei ihr befand, wußte ich nicht. Aber ich würde auf jeden Fall zu spät kommen, denn zwischen dieser und Glendas Wohnung lagen einige Meilen.

Was tun?

Mir blieb eine Chance.

Ich selbst konnte nicht eingreifen, weil ich nicht schnell genug war. Die uniformierten Kollegen mußten mit einspringen. Sie sollten versuchen, Glenda aus der Wohnung zu holen und sie in Sicherheit zu bringen.

Während ich noch darüber nachdachte, hatte ich bereits wieder zum Telefon gegriffen ...

Der Ekel überrollte sie wie eine Woge. Glenda sah den schmalen Kopf der Schlange mit den kleinen, roten Augen, und sie spürte, wie sich der Körper zwischen ihren Fingern bewegte.

Glenda stand wie erstarrt auf der Stelle. Sie machte in diesen Sekunden Schreckliches durch, erlebte einen regelrechten Horror. Dann löste sich ein Schrei aus ihrer Kehle, und sie schleuderte das scheußliche Tier weg, warf die grüne Schlange mit den roten Augen quer durch den Raum.

Das auf magische Art und Weise entstandene Tier klatschte gegen die Wand, fiel hinab, ringelte sich noch während des Falls wieder zusammen und verschwand hinter der Couchlehne.

Das Telefon war zerstört. Ein Apparat ohne Hörer, nur das Gestell und die Wähltastatur waren noch vorhanden.

Glenda interessierte nicht, was für eine Art von Magie das war. Sie wußte nur, daß sie sich in großer Gefahr befand.

Doch wie konnte sie der entgehen?

Raus aus der Wohnung!

Die dämonische Schlange hatte sich hinter dem Möbelstück verkrochen und kam nicht wieder zum Vorschein, so daß Glenda Zeit blieb, in den Korridor zu laufen, ihn zu durch-eilen und die Klinke der Wohnungstür zu packen.

Glenda hämmerte sie nach unten - und fand die Tür verschlossen.

»Neiiiiin!« Ein Schrei der Enttäuschung drang aus ihrer Kehle. Sie begann zu weinen und sank vor der Tür zusammen, wobei sie die Klinke nicht losließ, sondern sich daran festklammerte, als sei sie ein Rettungsanker.

Ein lautloses Schluchzen schüttelte ihren Körper. Die Angst steigerte sich noch mehr, saß wie ein wildes Tier in ihr und ließ sie nicht mehr los.

Die Wohnung war zu einer Falle geworden! Immer deutlicher wurde dies Glenda bewußt, und sie dachte daran, daß ihr als einzige Fluchtmöglichkeit nur noch das Fenster blieb.

Da mußte sie eben springen. Lieber ein gebrochenes Bein, als von dieser dämonischen Schlange getötet zu werden. Glenda Perkins quälte sich wieder hoch, stützte sich dabei an der Wand ab. Die Tür zum Wohnraum hatte sie offengelassen. Sie ging ein paar Schritte und schaute durch die offene Tür in den Wohnraum.

Die Schlange entdeckte sie nicht.

Aufatmen konnte Glenda trotzdem nicht. Sie wußte, daß die Gefahr auch weiterhin bestand, denn sie rechnete nicht damit, daß die Schlange geflohen war.

Zögernd ging sie weiter. Die Arme hatte sie in einer Abwehrbewegung ausgestreckt.

Im Wohnraum stehend, schaute sie sich um. Glenda wollte wissen, wo die Schlange steckte, damit sie der Gefahr ins Auge sehen konnte. Blieb das magische Tier weiterhin unter dem Möbelstück verkrochen, oder lauerte es inzwischen in einem anderen Versteck?

Da fiel ihr Blick auf das Telefon!

Vor Schreck übersprang ihr Herz einen Schlag, denn mit dieser Entwicklung hatte sie nicht gerechnet.

Der Apparat war völlig normal. Der Hörer lag auf der Gabel.

Glenda verstand die Welt nicht mehr. Sie holte ein paarmal tief Atem.

Die nächste Überraschung traf sie voll.

Es gab ein dumpfes Geräusch, und einen Augenblick später flimmerte der Bildschirm.

Schwarzweißer Schnee hatte sich darauf verteilt, der jedoch sehr schnell verschwand und einem Gesicht Platz schuf.

Dem Gesicht von Jane Collins.

»Guten Abend, kleine Glenda«, sagte die Hexe, bevor sie überlaut und häßlich zu lachen begann ...

Das kinderlose Ehepaar lebte seit knapp drei Jahren in dem Haus. Es besaß die Wohnung über Glenda Perkins, wo die Wände bereits schräg zuliefen.

Er hieß Trevor Parness, war 42 und arbeitete schichtweise in einer Reifenfabrik.

Sie hörte auf den Namen Lilly, zählte zehn Jahre weniger als ihr Mann und verdiente als Serviererin ihr Geld in einem Lokal, das nicht gerade den besten Ruf hatte.

Durch die Schichtarbeit ihres Mannes sahen sich beide äußerst selten, was zusätzlich dazu beigetragen hatte, daß sie sich auseinandergelebt hatten. Pro Monat gab es nur zwei Tage, da hatten beide frei und konnten sich ein wenig Privatleben gönnen.

So war es auch an diesem Abend. Sie hatten beide lange geschlafen und waren danach zum Einkaufen gefahren. Lebensmittel mußten besorgt werden. Ihren Austin Allegro hatten sie vor einem Jahr gekauft, und der Wagen lief nicht nur auf Rädern, sondern auch auf Wechsell. Den Wunsch, das Fahrzeug in eine Garage zu stellen, hatte sich Trevor Parness nicht erfüllen können, so ärgerte er sich jedesmal, wenn er sein Schmuckstück vor dem Haus abstellen mußte. Beide hatte der Einkaufstrubel gestreßt, und jetzt saßen sie mit verbiesterten Gesichtern in ihrem Wagen und atmeten auf, als Trevor den Allegro endlich am Straßenrand ausrollen ließ.

»Du trägst aber die Tüten«, sagte Lilly und stieß bereits die Beifahrertür auf.

»Wieso ich?«

»Weil du der Kerl bist und ich die Nase voll habe. Ich bin froh, wenn ich mich hinhalten kann.«

»Müde bin ich nicht«, meinte Parness und grinste auf eine Art und Weise, die seiner Frau Bescheid gab, daß er sicherlich noch etwas von ihr wollte.

»Ich habe keine Lust.«

Trevors Grinsen erlosch. Er sah die rothaarige Lilly an. Ihr

Körper hatte Maße, wie sie ein Mannequin nicht haben durfte, aber Männer, die ein Vollblutweib liebten, mochten es so. Und davon gab es genug. Die Gäste der Kneipe wußten genau, was sie an ihrer Lilly hatten. Zudem zeigte sie sich nicht zimperlich, wenn einem mal die Hand ausrutschte und er die schwellenden Formen ihres Körpers betatschte.

»Hast wohl wieder zuviel Abwechslung gehabt, als ich nicht da war, wie?«

Die etwas breiten und rot geschminkten Lippen seiner Frau verzogen sich verächtlich. »Wenn ich mir einen aussuchen würde, dann keinen aus der Kneipe, das kannst du mir glauben.«

»Wen denn?«

Sie lachte hart. »Verrate ich dir doch nicht. Hol endlich die Tüten, Mann.«

Trevor brummte etwas in seinen nicht vorhandenen Bart, stieg aus dem Wagen und öffnete die Heckklappe. Seine Frau ging bereits zur Tür, mit wiegendem Gang, wie Trevor sah, als er den Kopf wandte. Den legte sie wohl nie ab. Immer aufreizend wirken, so lautete ihre Devise.

Zornig nahm Parness die Tüten, stellte sie ab und hieb wuchtig die Heckklappe zu. Dann packte er die Tüten wieder und folgte seiner Frau ins Haus.

Die hatte schon aufgeschlossen.

Die Hauswirtin erschien in diesem Moment. Sie wollte wohl weg, denn sie hatte einen leichten Mantel übergestreift. Lilly sprach mit ihr über das Wetter. Als die Wirtin Trevor Parness sah, nickte sie ihm kurz zu. Die beiden mochten sich nicht. Da war vom Anfang an eine Antipathie gewesen, die sich auch nicht abstellen ließ.

»Die mag dich auch nicht«, sagte Lilly, als die Wirtin gegangen war.

»Wieso auch?«

»Na ja, ich weiß auch nicht, ob ich dich eigentlich noch mag.«

»Sei froh, daß du mich hast«, erwiderte Trevor und fluchte dann, weil er fast gestolpert wäre, als er die Stufen hochging. Sie lachte girrend. »Glaubst du eigentlich im Ernst, daß ich keinen anderen gekriegt hätte?«

»Der wäre schon längst geflüchtet, aber ein Esel wie ich bleibt bei dir.« Nach dieser Antwort hatte der Mann keine Lust mehr zu reden, außerdem schnaufte er wie ein altes Walroß, denn die Stufen waren hoch und die Treppe eng.

»Bitte sehr«, sagte Lilly spöttisch und drückte die Tür auf, die sie inzwischen geöffnet hatte.

Schweigend schritt Trevor an seiner Angetrauten vorbei und wandte sich nach links, wo die Küche lag. Dort stellte er die Tüten ab, atmete ein paarmal tief durch und sagte: »Der Rest, meine Liebe, ist deine Sache.«

»Und du?«

»Ich setzte mich vor die Flimmerkiste.«

Die Frau schälte sich aus der Jacke. Sie trug noch ihren engen roten Pullover, und der Blick des Mannes blieb auf ihrem Busen haften.

»Ich könnte es mir auch überlegen«, murmelte er und grinste wieder so typisch.

»Hau ab, Mensch!«

»Wenn du dich so anstellst, kaufe ich mir einen Videorecorder und besorge mir Pornofilme.«

»Dann läßt du mich wenigstens in Ruhe«, erwiderte Lilly und begann damit, die Tüten auszupacken.

Trevor Parness verließ wütend die Küche. Dabei bedachte er seine Frau mit Namen aus der Tierwelt.

Im Wohnraum roch es wie immer muffig. Hinzu kamen die alten Möbel, die Lilly und er, von der Verwandtschaft geschenkt, mit in die Ehe gebracht hatten. Sie hatten nie das Geld gehabt, sich neue zu kaufen.

Zwei moderne Dinge standen im Zimmer.

Der Fernsehapparat und die Stereoanlage. Letztere war noch nicht abgezahlt, aber das machte beiden nichts aus.

Bevor Parness sich in den Sessel haute, suchte er noch die Flasche Gin. Doch er fand Whisky, Wodka, diverse Liköre, aber nicht den Gin. Und gerade darauf hatte er einen besonderen Durst. Er hatte jedoch zwei Flaschen eingekauft, und eine davon wollte er nun anbrechen.

Noch einmal ging er in die Küche, wo Lilly an einer Zigarette sog und ansonsten einhändig die Lebensmittel verstaute.

»Wo sind die Flaschen?«

»Schon im Kühlschrank«, lautete die knappe Antwort.

Trevor ging hin, zog die Tür auf und holte eine der Flaschen hervor. Er runzelte die Stirn. »Ist ja nicht gerade kalt«, beschwerte er sich.

»Dann trink doch Wasser.«

»Davon bekommt man Läuse im Bauch«, sagte er lakonisch, nahm die Flasche und verschwand wieder.

»Was macht dir das schon aus!«

Die Antwort hörte Trevor nicht mehr. Er hatte sich bereits in seinen Sessel gesetzt und mit der rechten Hand die Fernbedienung geschnappt.

Was für ein Programm lief, wußte er nicht. Er würde die Kanäle mal durchlaufen lassen.

Es war nicht der teuerste Gin, den er gekauft hatte. Mit den Zähnen zog er den Korken heraus und spie ihn zielgenau in eine flache Schale.

Dann setzte er die Flasche an. Auf Gläser verzichtete er grundsätzlich, er trank nur aus der Flasche.

Der Gin tat gut. Tagsüber konnte er keinen Alkohol trinken, denn in der Fabrik wurde streng darauf geachtet. Aber abends, besonders wenn er einen Tag später frei hatte, da schluckte er wie ein Reiher.

Erst nach einer Weile setzte er die Flasche ab, rülpste zweimal und wischte über seine Lippen. Das hatte verdammt gut getan.

Seine Frau kam. »Ich dachte, du wolltest fernsehen?«

»Tue ich auch.« Er beugte sich vor und nahm die Fernbedienung. Mit einem leisen Geräusch sprang der Apparat an.

Ein Film wurde gezeigt. >High Society - Die Oberen Zehntausend <. Grace Kelly spielte eine der Hauptrollen. Vor wenigen Tagen war sie auf tragische Art und Weise verunglückt, und im Programm wiederholte man ihre alten Filme. Lilly hockte sich auf die Sessellehne. Gebannt schaute sie auf den Bildschirm. Dabei schüttelte sie den Kopf. »Es tut mir leid um diese Frau. Sie war noch so jung und schön ...« Ihr Mann enthielt sich eines Kommentars, nahm wieder einen Schluck und schaltete danach auf ein anderes Programm um.

Dort wurde geboxt.

»Bist du denn verrückt?« beschwerte sich Lilly. »Ich will den Film sehen.«

»Du willst gar nichts. Ich wollte fernsehen. Du nicht, und ich bestimme auch.«

»Nein, den haben wir gemeinsam bezahlt.«

Trevor Parness grinste nur, nahm wieder einen Schluck aus der Ginfflasche, doch seine Frau nutzte die Gelegenheit. Ein blitzschneller Griff, und sie hielt die Fernbedienung in der Hand. Bevor Trevor sich versah, hatte sie schon umgeschaltet, sprang auf und stellte sich so hin, daß ihr Mann sie nicht erreichen konnte. Sie drehte auch lauter, denn der weltbekannte Song >True Love< wurde von Bing Crosby und Grace Kelly intoniert.

»Wahre Liebe!«, rief Lilly, was bei ihr sehr übertrieben klang.

»Gib das Ding her!« knurrte Trevor.

»Nein, laß mich!«

Trevor wurde sauer. Wenn er getrunken hatte, steigerte das seine Aggressivität noch, das wußte seine Frau. Bevor sich Trevor aus dem Sessel hochstemmen konnte, war sie bei ihm und reichte ihm die Fernbedienung rüber.

»Da, guck doch zu, wie sie sich gegenseitig das Gesicht zerschlagen. Der Film läuft sicherlich noch einmal.«

»Na also.« Trevor wollte umstellen, doch die Spitze des Zeigefingers blieb dicht über dem Knopf schweben. Seine Augen weiteten sich, er mußte schlucken, denn was er da sah, das gehörte in kein Programm hinein.

Er sah eine Frau.

Blondhaarig, ein interessantes Gesicht, und die Frau begann auch zu sprechen.

Nur verstand das Ehepaar nichts.

»Hast du den Ton weggenommen?« fragte Lilly.

»Nein.«

»Dann ist es eine Störung. Schalt mal auf einen anderen Kanal.« Lilly nahm wieder auf der Sessellehne Platz.

Ihr Mann schaltete um, doch beide sahen sie wieder das gleiche Bild wie zuvor.

Eben die Frau.

»Das muß doch mit dem Teufel zugehen«, schimpfte Trevor, wobei er nicht ahnte, wie nahe er der Wahrheit damit kam.

»Woran kann das liegen?«

»Weiß ich doch nicht. Bin ich ein Prophet oder ein Fernsehfachmann? «

»Du stellst dich heute wieder an!«

Trevor gab seiner Frau keine Antwort. Statt dessen drückte er weiter auf die Kanalknöpfe.

Immer das gleiche Bild, aber kein Ton.

Trevor fühlte die Hand seiner Frau auf seinem Arm.

»Irgendwie ist das gespenstisch«, flüsterte sie.

»Zumindest seltsam«, schränkte Trevor ein.

»Da, sieh doch!« Lilly streckte ihren Arm aus. »Die Augen der Frau verändern sich. Sie werden plötzlich rot. Die ... die Pupillen.« Lilly krampfte ihre Finger um seinen Arm.

»Verdammt, jetzt kriege ich doch allmählich Angst!«

Trevor schwieg. Seine Zunge fuhr nervös über die Lippen, während auf seiner Stirn ein dünner Schweißfilm lag.

»Und wie sich ihr Gesicht verzerrt hat«, sagte seine Frau.
»Richtig schrecklich. Ich glaube, so sieht kein Mensch aus.
Die wirkt auf mich, als wäre sie eine alte Frau. Häßlich ...«
Lilly schüttelte sich.
Ihr Mann stand auf.
»Was machst du denn jetzt?« fragte sie.
Trevor drehte die Hand, so daß der Daumen auf den
Fußboden wies. »Ich werde mal nachschauen.«
»Bei der Perkins?«
»Ja.«
»Du Bock, du! Willst nur mit ihr ins Gespräch kommen!
Machst der Kleinen ja schon lange schöne Augen.«
»Ach, halt doch dein Maul! Ich will nur wissen, ob sie das
gleiche Malheur hat.« Er knetete seine Nase. »Du kannst ja
mitkommen, wenn du willst.«
Lilly überlegte. Als ihr Mann schon an der Tür stand, schüt-
telte sie den Kopf. »Nein, ich bleibe hier. Geh mal alleine.
Aber komm schnell zurück.«
»Schlafen will ich da nicht!« knurrte der hochgewachsene
Mann mit dem dunklen Haar.
»Du lügst, ohne rot zu werden.«
»Ach, laß mich in Ruhe.« Trevor verließ das Zimmer und
die Wohnung.
Grinsend schritt er die Treppe hinab. Seine Frau hatte nicht
so unrecht, denn die Perkins hätte er gern einmal vernascht.
Sie gefiel ihm. Leider beruhte es nicht auf Gegenseitigkeit.
Wenn sie sich im Flur begegneten, dann grüßte sie zwar
freundlich, das war aber auch schon alles. Seine fordernden
Blicke übersah sie.
Als er vor der Tür stand, holte er tief Luft, bevor sein
Daumen den Klingelknopf vergrub ...

Glenda Perkins verstand die Welt nicht mehr. Wie konnte das Gesicht der ehemaligen Detektivin und jetzigen Hexe Jane Collins auf dem Fernsehschirm erscheinen? Zudem redete sie und sprach mit ihr, als würde sie hinter dem Apparat hocken und nur den Kopf durch ein bildschirmloses Gehäuse stecken.

Daß dem nicht so war, stand fest. Deshalb gab es für Glenda nur eine Erklärung.

Schwarze Magie!

Es mußte Jane Collins gelungen sein, durch schwarzmagische Kräfte von der Technik Besitz zu ergreifen, eine andere Möglichkeit kam überhaupt nicht in Betracht.

Trotz der Überraschung fühlte sich Glenda sogar erleichtert. Bisher hatte sie es nur mit abstrakten unerklärlichen Phänomenen zu tun gehabt. Hier sah sie zum erstenmal, daß hinter allem jemand steckte. Ein Kopf des Ganzen, eine Leiterin, eine Führerin.

Eben Jane Collins.

Vorsichtig trat Glenda näher, so weit, daß sie nur zwei Yards von der Flimmerkiste trennten. Und auch hier stand Glenda auf dem Sprung. Sie war bereit, einer Gefahr sofort auszuweichen, sollte sie auf sie zukommen.

»Na, kleine Glenda«, höhnte die ehemalige Detektivin. »Da bist du aber überrascht.«

Glenda nickte nur.

Jane verzog das Gesicht. Gestochen klar und scharf waren ihre Züge zu erkennen, als wäre es eine perfekt ausgeleuchtete Liveübertragung. Glenda konnte jede Gesichtsfalte sehen, und sie prägte sich trotz der Streßsituation, in der sie sich befand, das Gesicht haargenau ein.

War etwas anders als früher?

Ja, der Ausdruck in den Augen. Er war hart, kalt, erbarmungslos, und tief in den Pupillen glaubte sie sogar, ein rotes Flimmern zu erkennen. Das war das Feuer der Hexe, die Magie, die in ihr steckte und schon als brutal zu bezeichnen war.

Ein paarmal atmete Glenda tief durch, dann hatte sie sich einigermaßen gefangen und konnte sich auf die nächsten Worte der Hexe konzentrieren.

»Na?« fragte diese. »Wie war das mit John Sinclair?«

»Wieso?« Glenda verstand nicht.

»Du hast doch mit ihm geschlafen!«

Glenda erschrak. Sie konnte nicht vermeiden, daß sie knallrot wurde, und ihre Hände ballten sich zu Fäusten. Woher wußte Jane das?

»Du brauchst nicht erst groß nachzudenken, kleine Glenda«, erklärte Jane Collins in einer spöttischen Überlegenheit. »Ich weiß vieles, was anderen verborgen bleibt.«

»Es war nicht verboten!« stieß Glenda hervor.

»Nein, das nicht. Aber du kannst dir sicherlich vorstellen, daß ich so etwas nicht gern gesehen habe. Ich lasse mich nicht hintergehen, niemand darf dies tun. Erst recht du nicht, kleine Glenda. Als ich erfahren habe, wie du es mit John Sinclair schamlos getrieben hast, da schwor ich Rache. Ich werde mich an dir rächen, Glenda. Was du bisher erlebt hast, war alles nur ein kleines Vorspiel, das kann ich dir versprechen. Heute abend werde ich meine Rache erfüllen. Hexenabend mit Jane Collins. Ich bestimme hier das Programm. Wikka hat mich sehr gut angelernt. Sie ist meine große Meisterin.«

Glenda nahm all ihren Mut zusammen. »Nichts wirst du tun. John Sinclair ist zwar nicht hier, aber er wird kommen, da bin ich mir sicher. Er wird dich vernichten, Jane Collins, so wie du es verdienst. Er hätte es schon vor einigen Tagen tun sollen, als du dich im Haus der Conollys aufgehalten hast. Aber er kann und er wird es nachholen, das glaube ich sicher, du verfluchte Hexe.«

»Halt dein Maul!« zischte Jane.

»Hast du Angst?« Glendas Stimme zitterte. Sie wußte selbst nicht, woher sie die Courage nahm, aber sie durfte sich jetzt nicht verrückt machen lassen, sondern mußte der Hexe klar und aufrecht gegenüberreten. Keine Panik, es

wäre das Schlimmste gewesen, was ihr passieren könnte. In ihrer Wohnung befand sich leider keine Waffe. Sie stand Jane Collins also völlig hilflos gegenüber, und als einzige Chance blieb ihr nur die Flucht.

Ja, sie mußte weg, raus aus dieser Falle, die zugeschnappt war.

Glenda ging zurück. An die Tür dachte sie nicht mehr, sie interessierte das Fenster. Sie wollte die Scheibe einschlagen. Nach wie vor zeigte sich auf dem Bildschirm das Gesicht der ehemaligen Detektivin. Sie unternahm auch nichts, als Glenda sich in Bewegung setzte und ihre Schritte nach links lenkte, wo ein Tisch stand. Auf ihm befand sich eine flache Schale aus Metall. Es war ein Geschenk, und Glenda legte öfter Süßigkeiten hinein, wenn sie vor der Flimmerkiste saß und sich das Programm anschaute.

Aber kein Hexenprogramm wie jetzt.

Als sie die Tischkante am Bein spürte, blieb sie stehen. Sie zuckte zusammen, ein Schauer rann über ihren Rücken, und sie bewegte die Hand nach rechts, so daß die Finger über die Platte tasteten.

Sie spürte den Druck im Magen, der Streß wurde stärker, und aus den Augenwinkeln beobachtete sie die Hexe.

Jane Collins rührte sich nicht auf dem Bildschirm. Nach wie vor war ihr Gesicht dort zu sehen, und es wirkte auf Glenda wie eine unheimliche, kalte Maske.

Glenda packte die Schale.

Sie fühlte die Kälte des Metalls, ein hastiger Atemzug entrang sich ihrer Brust, und sie wunderte sich darüber, daß die Hexe überhaupt nicht reagierte, sondern so ruhig blieb.

Das Fenster lag rechts von ihr. Sie konnte es überhaupt nicht verfehlen, wenn sie die Schale schleuderte, dafür war es einfach zu groß in seinen Ausmaßen.

Sie mußte einfach etwas tun. Blieb sie tatenlos, dann würde sie noch verrückt.

Und Jane Collins rührte sich noch immer nicht. Nach wie

vor war ihr Gesicht auf der Mattscheibe zu sehen, eine unbewegte Maske - oder hatte sich der Zug um ihren Mund verändert? Lag nicht ein spöttisches Lächeln auf den Lippen? Egal, Glenda wollte es versuchen. Sie holte noch einmal tief Luft, dann drehte sie sich etwas nach rechts und schleuderte die Schale.

Auf direktem Weg raste sie in Richtung Fenster, mußte sie die Scheibe zerstören, doch Glenda hatte Jane Collins' Hexenkräfte unterschätzt.

Die Schale erreichte die Scheibe nicht!

Kurz vor dem Fenster kam sie zur Ruhe, drehte ab, machte sogar kehrt, und wie ein Bumerang wirbelte sie zurück.

Für den Bruchteil eines Atemzugs stand Glenda erstarrt, einfach bewegungsunfähig. Nur ihr Gehirn arbeitete weiter, und damit wurde auch der Überlebenswille aktiviert.

Deckung, so hieß die Devise!

Buchstäblich im letzten Augenblick sprang Glenda Perkins zur Seite, und das schwere Wurfgeschloß verfehlte sie um Haaresbreite. Sie glaubte noch den Luftzug zu spüren, dann krachte die Schale gegen die Wand.

Dieses dumpfe Geräusch ließ Glenda zusammenzucken.

Und sofort erfolgte die Reaktion.

Glenda begann am ganzen Leib zu zittern. Über ihre Haut rannen Schauer, die sekundenlange Stille war entsetzlich, bis sie vom Lachen der Hexe unterbrochen wurde.

Es war mehr ein Kreischen, und aus ihm erklang ein ungeheurer Triumph.

»Ja, kleine Glenda, es ist aus. Du kommst hier nicht raus. Die Wohnung ist für dich zu einer Hexenfalle geworden!«
Hexenfalle!

Das Wort echote in Glendas Hirn nach. Und wie die Falle zugeschnappt war. Nichts hätte es treffender ausdrücken können. Sie war aufs Ganze gegangen und hatte gewonnen. Glenda konnte ihr nicht mehr enttrinnen. Sie schielte zur Glotzkiste.

Das Bild war verschwunden!

Es gab keine Jane Collins mehr. Ein leerer grauer Bildschirm, als wäre alles vorher nur ein Traum gewesen. Nur die rote Lampe rechts neben der Mattscheibe glühte noch, ein Zeichen, daß der Apparat weiterhin eingeschaltet war.

Spuk, Einbildung, Traum?

Glenda wischte sich über das Gesicht. Dann schüttelte sie den Kopf. Es war keine Einbildung gewesen, sie brauchte sich nur im Raum umzuschauen, dann war alles klar, denn sie sah die Schale am Boden liegen.

Das alles hatte sich tatsächlich ereignet.

Tief atmete Glenda ein. Obwohl es still war und sie nichts Unheimliches mehr sah, wollten sich ihre zitternden Nerven nicht beruhigen. Sie mußte sich abstützen, weil die Knie ihr wie mit Pudding gefüllt vorkamen.

Jetzt kannst du fliehen! Versuche es! - Diese beiden Gedanken schossen durch ihren Kopf.

Im selben Augenblick glaubte sie, von der Straße her Rufe und Schreie zu hören. Sie konnte sich allerdings auch getäuscht haben und achtete nicht mehr darauf.

Das Fenster interessierte sie nicht mehr. Jetzt, wo die Hexe nicht mehr da war, wollte sie durch die Tür fliehen.

Glenda rannte in den Flur. Das Rechteck der Tür kam ihr wie ein überlebensgroßer Rettungsanker vor, aber sie sah auch, wie vor der Tür die Luft zu flimmern begann.

Da war eine Kontur. In Menschengröße schwebte sie über dem Boden, und diese Kontur verdichtete sich zu einer Person.

Jane Collins!

Da stand sie und lachte.

Glücksend, leise, teuflisch und triumphierend.

Glenda Perkins stoppte, als wäre sie vor eine Wand gelaufen. Ein Ruck ging durch ihren Körper, die Angst ließ sie steif werden, die Augen wurden zu großen Kugeln, und sie sah, wie Janes rechte Hand eine greifende Bewegung vollführte.

Einen Moment später hielt sie etwas in der Hand.

Ein Messer!

Die Klinge des Rippers!

Glenda hatte das Messer zwar nie gesehen, trotzdem bestand für sie kein Zweifel, daß es sich bei dieser Waffe nur um das Mordinstrument des Rippers handeln konnte!

Glenda konnte es kaum fassen. Die Angst peitschte Wellen in ihrem Innern hoch, und als Jane Collins die rechte Hand ausstreckte, da wich sie automatisch zurück.

Die ehemalige Detektivin lachte. »Versuch es nur, kleine Glenda«, flüsterte sie heiser. »Versuch es nur, du entkommst mir nicht. Du kannst auch keine Hilfe erwarten, denn ich habe inzwischen zugeschlagen ...« Sie lachte abermals häßlich auf. »Einen besonderen Tod habe ich mir für dich ausgedacht. Ich werde mir dein Gesicht vornehmen und davon ganz besonders die Augen. Ja, die Augen. Du sollst deinen Freund John Sinclair zwar noch spüren, aber nicht mehr sehen können, weil ich dir nämlich deine hübschen Augen ausstechen werde!« Nach diesen Worten begann sie wieder hämisch zu kichern und weidete sich am Entsetzen der wehrlosen Glenda.

Die Sekretärin wußte, daß sie in einer tödlichen Falle steckte. Aus eigener Kraft kam sie hier nicht raus, und es war auch weit und breit keine Hilfe in Sicht.

Eine Waffe hatte sie ebenfalls nicht. Zudem hätte sie gegen eine Kreatur wie die jetzige Jane Collins nichts ausrichten können. Sie hatte sämtliche Brücken zu ihrem früheren Leben abgebrochen, lebte nur noch als Hexe und für Wikka.

Die Klinge war gefährlich. Lang und breit. Fast wie das Messer eines Schlachters.

Jane Collins kam näher. Sie drehte die Hand noch ein wenig, so daß die Spitze der Klinge genau auf Glendas Gesicht wies. Wenn ihr Arm jetzt vorschnellte, war es um Glenda geschehen.

»Schau sie dir noch einmal an!« hauchte die Hexe, winkelte

den Arm an, zog ihn zurück und preßte die Lippen gegen den kalten Stahl des Messers. »Bald wirst du nichts mehr sehen können, auch ihn, deinen Freund, nicht, kleine Glenda ...« In diesem Augenblick schellte es an der Tür. Und Glenda stieß einen Schrei aus!

Im Wagen saßen zwei Polizisten. Brüder. Der eine hieß Tab Wilson, der andere Flynn. Tab war fünf Jahre älter. Bereits der Vater der beiden war Polizist gewesen, und für seine Söhne hatte es von klein auf keinen anderen Wunsch gegeben, als ebenfalls zur Polizei zu gehen. Das lag in der Familie.

»Kennst du die Straße?« fragte Flynn.

Tab nickte. »Sicher, ich bin ein paarmal dort gewesen und habe Streife gefahren.«

Flynn war erkältet. Er nieste zweimal, bevor er fragte: »Was sollen wir da eigentlich? Hat jemand eingebrochen?«

»Nein, nur so schnell wie möglich hinfahren, haben die von der Zentrale gesagt. Wir sollen eine junge Frau bewachen.«

»Ist sie wenigstens hübsch?« erkundigte sich Flynn, der Jungeselle.

»Weiß ich nicht.«

»Die in der Zentrale wissen schon, weshalb sie uns gerade Bescheid gesagt haben«, meinte Flynn und rieb sich die Hände.

Sein älterer Bruder warnte. »Mach dir mal nicht zu große Hoffnungen, Dicker.«

Der blonde Flynn grinste nur.

Die beiden verstanden sich ausgezeichnet. Als der Wagen in die Straße einbog, konnten sie nichts Verdächtiges feststellen. Die Dämmerung setzte bereits ein, der Streifenwagen war das einzige rollende Fahrzeug, nur am Rand parkten die Autos.

»Ist ja richtig idyllisch«, meinte Flynn, während er aus dem Fenster schaute. »Hausnummer 16, sagtest du?«

»Ja.«

»Da müssen wir noch ein paar Meter fahren.«

Vor dem Haus parkte ein Allegro. Direkt dahinter parkte Tab den Streifenwagen, zog den Zündschlüssel ab und sagte:

»Dann wollen wir mal.« Im nächsten Augenblick fluchte er.

»Was ist?« fragte Flynn.

»Ich kriege die Tür nicht auf. Die muß klemmen.«

Flynn Wilson lachte. »Mach keinen Mist, Alter. Die Karre war beim Start noch völlig in Ordnung.«

»Ja - da ...«

Flynn versuchte es an seiner Seite. Auch er bekam die Tür nicht auf. Für einen Moment blieben die beiden Brüder sitzen. Sie schüttelten fast synchron die Köpfe. So etwas war ihnen noch nie passiert.

»Ich versuche es hinten«, sagte Flynn, drehte sich auf dem Sitz und kniete sich hin. Er streckte seinen Arm aus, um den Griff der hinteren Tür zu erreichen, schaffte es, aber auch da konnte er die Tür nicht aufhebeln.

Sie war verschlossen.

»Da sitzen wir mit dummen Gesichtern«, knurrte Tab und schaute ziemlich ratlos aus der Wäsche.

»Am besten ist es, wenn wir Hilfe rufen«, schlug Flynn vor,

»Die Kollegen lachen uns aus.«

»Na und?«

»Recht hast du«, sagte sein älterer Bruder und griff zum Hörer des Telefons.

Einen Augenblick später wurde er blaß.

»Keine Verbindung«, murmelte er. »Das ist mir noch nie passiert.«

»Wenn es einen Spuk geben würde«, meinte Flynn, »würde ich jetzt anfangen, daran zu glauben.« Auch er wußte keine Erklärung für die beiden Phänomene.

Tab Wilson machte sich inzwischen an der Tür zu schaffen. Er faßte noch einmal nach dem Griff und wuchtete sich

dann gegen die Tür, doch einen Erfolg erzielte er damit nicht.
»Wie im Knast«, sagte sein Bruder. Durch das Fenster schaute er zum Haus hinüber.

In der Haustür glaubte er, eine Gestalt zu sehen. Wenn ihn nicht alles täuschte, war es eine Frau. Leider stand sie im Zwielficht, so daß er nicht sicher war.

»In der Tür steht jemand«, sagte Flynn.

»Wink ihm doch zu.«

»Das ist eine sie!«

Tab grinste. »Noch besser für dich. Laß deinen Charme mal spielen, Junge.«

»Aber nicht aus der Entfernung.« Auch Flynn grinste. »Ich brauche immer Körperkontakt.«

»Der dir verbaut ist«, stellte Tab trocken fest.

Wenig später wunderte er sich über das Gesicht seines Bruders, das einen seltsam angespannten Ausdruck zeigte.

»Was ist los?«

Flynn schüttelte den Kopf. »Ich habe das Gefühl, als würde es hier im Wagen wärmer«, sagte er.

»Wie?«

»Unter meinem Hintern. Als hätte jemand Feuer gelegt.«

»Rück mal zur Seite, Bruderherz«, sagte sein Bruder mit rauher Stimme und fühlte nach, als sich Flynn auf die Beifahrertür hin bewegt hatte.

Blitzschnell zog Tab die Hand wieder zurück. »Tatsächlich warm«, sagte er, »sogar heiß ...«

Tab schielte von der Seite her auf den Sitz. Sie sahen die beiden Rauchwolken, die vom Sitz her aufstiegen und sich in der Höhe kräuselten.

»Das darf doch nicht wahr sein«, murmelte Flynn. Er tat wie sein Bruder das einzig Richtige in dieser Situation. Beide zogen ihre Waffen, packten sie am Lauf, um mit den Kolben die Scheiben einzuschlagen. Eine andere Chance, schnell aus dem Wagen zu kommen, gab es für sie nicht.

Da erlebten sie die dritte Überraschung.

Die Scheiben blieben ganz. Kein Splittern, kein Riß im Glas - nichts.

Tab stöhnte. »Da steckt der Teufel dahinter, verdammt. Der Teufel, kann ich dir sagen.«

»Dein Sitz!« schrie Flynn.

Tabs Sitz glühte sogar.

Tab Wilson schnellte hoch. Mit dem Kopf stieß er gegen die Dachverkleidung, fluchte über den Schmerz, aber der war nichts im Vergleich zu dem Schmerz, den er eine halbe Sekunde später spürte, als er wieder auf den Sitz zurückfiel. Bis in sein Gehirn raste es. Er begann zu schreien, wälzte sich in der Enge des Wagens, so gut es ging.

Die beiden Beamten erlebten in ihrem Streifenwagen die Hölle. Wie sie es schafften, in den Fond zu gelangen, wußten sie selbst nicht. Auf jeden Fall schafften sie es, doch der Gefahr waren sie nicht entronnen.

Es ging weiter.

Am Armaturenbrett setzte es sich fort. Es wurde plötzlich weich. Die Verkleidung schmolz, sie war nur noch eine schwarze, quallige Masse, die Blasen warf und dann zusammengedrückt wurde, so daß sie wie ein Klumpen wirkte. Flynn warf einen Blick nach draußen. Er sah die Frau, die nicht mehr auf dem Platz in der Haustür stand, sondern ein Stück vorgegangen war.

Bis auf die Augen hatte sich bei ihr nichts verändert. Sie leuchteten in einem tiefen Rot und strahlten wie zwei Scheinwerfer mit glühenden Birnen.

Es war grauenhaft.

Und Flynn Wilson begriff, daß diese Frau in einem unmittelbaren Zusammenhang mit den Vorgängen stand, die sich innerhalb des Streifenwagens abspielten.

Plötzlich schlug aus den vorderen Sitzen eine Flamme.

Allerdings nicht rotgelb, sondern seltsam fahl und grünlich leuchtend. Kein normales Feuer, ein magisches, das man auch nicht mit Wasser oder anderen Mitteln löschen konnte.

Höllen- oder Hexenfeuer!

»Verdammt, tu doch was!« schrie Tab, der wie sein Bruder auf die Flammenwand starrte, die anfang zu zischen und der Luft den Sauerstoff entriß.

Flynn saß stumm.

Dann schoß er.

Die beiden Detonationen hörten sich seltsam dumpf in der Enge des Wagens an. Die Kugeln schlugen gegen die Scheibe, aber nicht hindurch, wurden zu Querschlägern, und die beiden Männer hatten unwahrscheinliches Glück, daß die Geschosse sie nicht trafen.

Flynn drehte durch. Er verlor die Nerven und fing an zu schreien. »Wir verbrennen hier wie die Ratten. Verdammt, wir ...« Ein Hustenanfall erstickte seine nächsten Worte.

Auch Tabs Gesicht zeigte einen gequälten Ausdruck. Er fand ebenfalls keinen Ausweg aus der Situation. Sie saßen tatsächlich in einem Gefängnis, und die Angst wuchs ungemein.

Lebensgefahr! schoß es den Polizisten durch den Kopf.

Trotz ihrer Angst registrierten sie das Feuer genau, aber sie sahen auch, daß die Innenverkleidung des Wagens kein Feuer fing, selbst die Sitze brannten nicht, aber alles schmolz weg.

Der Wagenhimmel zog sich zusammen, der Kunststoff wurde zu einer flüssigen Masse, die in dicken Brocken nach unten fiel und auch die Polizisten nicht verschonte.

Brandwunden zeichneten ihre Körper.

Was ihnen blieb, war zu schreien. Hoffen auf Hilfe, doch wer wagte sich schon in diese grüne Hölle aus magischem Feuer, die von der hämisch lachenden Jane Collins in Szene gesetzt worden war?

Als sie erkannte, wie gut ihr Plan gelungen war, drehte sie sich um, um sich weiter mit Glenda Perkins zu beschäftigen ...

Es gab jemand, der sich in diese verdammte Hölle wagte.

Dieser Jemand war ich.

Wie der Teufel war ich gefahren, mit Blaulicht auf dem Dach. Es verschaffte mir freie Bahn, und der schwere Bentley, einmal auf Touren, wurde zu einer Rakete.

Innerlich zitterte ich. Ich machte mir große Sorgen um Glenda Perkins. Suko hatte ich nicht alarmiert, die Zeit fand ich nicht mehr, und auch während der Fahrt mußte ich mich so konzentrieren, daß an einen Anruf nicht zu denken war.

Nur so rasch wie möglich zum Ziel kommen.

Dann bog ich in die Straße ein. Kaum hatte die lange Kühlerschnauze des Wagens die Kurve gepackt, entdeckte ich schon den Schlamassel.

Da brannte etwas.

Grünes Feuer!

Augenblicklich wußte ich Bescheid. Mit grünem, dämonischen Feuer hatte ich so meine Erfahrungen gesammelt. Es war nicht normal, sondern magisch aufgeladen, und es fauchte in die Höhe, ohne Hitze abzugeben, obwohl es Menschen verbrennen konnte.

Ein magisches Phänomen eben, das man nicht mit Wasser, sondern mit einer Gegenmagie bekämpfen konnte.

Der Wagen mußte erst vor kurzer Zeit von den seltsamen Flammen eingehüllt worden sein, denn als ich in die Straße einfuhr, sah ich noch keine Neugierigen. Die kamen erst aus ihren Häusern, als ich meinen Bentley am Straßenrand stoppte und aus dem Fahrzeug jumppte.

Ich sah Glendas Haus. Es gab mir einen Stich, denn ich wußte das Mädchen in Gefahr. Aber ich sah auch die beiden Polizisten im Wagen.

Sie bewegten sich, also lebten sie noch, und vielleicht konnte ich etwas tun.

Ich rannte auf das brennende Fahrzeug zu. Die Gaffer hielten einen respektablen Abstand. Zwei Männer kamen mit Feuerlöschgeräten. Ich schrie die Retter an.

»Bleiben Sie weg, das können Sie nicht löschen!«

Sie stoppten tatsächlich.

Ich ging näher, holte blitzschnell das Kreuz hervor. Mit ihm, so hoffte ich, konnte ich das magische Feuer stoppen.

Es war riskant, was ich da tat, aber für mich gab es keinen anderen Weg.

Kaum hatte ich den Wagen erreicht und das Kreuz gegen die Karosserie gepreßt, da entfaltete es bereits seine Kräfte, ohne daß ich es aktiviert hatte.

Gelbweiße Blitze durchstießen die wabernde grüne Wand.

Sie zerstörten sie, rissen sie auseinander, so daß sie in Fetzen davonflog und nicht mehr zu sehen war.

Ein Polizeifahrzeug sah ich noch vor mir. Aber wie sah es aus! Deformiert und zusammengeschrumpft.

Das zweite Phänomen registrierte ich, als ich das Metall berührte. Obwohl es zum Teil geschmolzen war, konnte ich es anfassen. Es war nicht heiß, womit ich eigentlich gerechnet hatte.

Blieb die Tür.

Ein schneller Blick hatte mir bewiesen, daß sie verklemmt war. Deshalb mußte ich verdammt viel Kraft einsetzen, um sie zu öffnen. Mit beiden Händen packte ich zu, rüttelte und zog an dem Griff, und es gelang mir tatsächlich, die Tür zu öffnen, so schnell und ruckartig, daß ich nach hinten flog und fast das Gleichgewicht verloren hätte. Mit Mühe konnte ich die Balance halten.

Ein Blick in das Wageninnere bewies mir, daß das Feuer auch hier auf schreckliche Art und Weise gewütet hatte. Die Verkleidung im Innern war in Mitleidenschaft gezogen worden, zum Teil zusammengeschrumpft, so daß ich davon nur noch Klumpen sah.

Der Wagenhimmel hatte sich ebenfalls im Stadium der Auflösung befunden. Er klebte als eine undefinierbare Masse unter dem Blech und war noch nicht einmal erstarrt.

All diese Eindrücke nahm ich innerhalb von Sekunden in

mir auf, während ich mir den ersten Polizisten griff und ihn ins Freie zerrie.

Er war bei Bewußtsein, doch sein Körper zeigte scheußliche Brandwunden. Sein Stöhnen traf mich tief, gleichzeitig steigerte es noch die Wut und den Zorn gegen Jane Collins.

Wenn einer dieser Männer sterben würde, dann hatte sie ihn auf dem Gewissen.

Den zweiten hatte es nicht so stark erwischt. Auch ihn zerrie ich aus dem Wagen und legte ihn auf den Gehsteig nieder.

Um uns herum hatte sich ein Ring von Zuschauern gebildet. Sie standen in respektabler Entfernung. Ich schrie ihnen zu, einen Notarztwagen zu alarmieren, denn die beiden Männer mußten sofort in ärztliche Behandlung.

Was blieb mir zu tun?

Mich um Glenda Perkins zu kümmern, vielleicht auch um Jane Collins, falls sie in der Nähe lauerte.

Ich ahnte Schlimmes, als ich mit langen Sätzen auf das Haus zulief ...

Trevor Parness hatte geschellt und legte sein Gesicht in erwartungsvolle sowie grinsende Falten. Er fühlte sich leicht angetörnt, gleichzeitig auch unternehmungslustig, und mit einem Ruck zog er den Bund der Hose hoch, damit sein Bauch etwas kaschiert wurde.

Er hatte die Arme noch nicht wieder unten, als er den Schrei hörte.

Kein Schrei der Überraschung oder des Entsetzens, das stellte er sofort fest. Nein, so schrie nur ein Mensch, wenn er sich in höchster Gefahr befand.

Dem Mann rieselte es kalt den Rücken hinab. Er dachte an Einbrecher, die sich vielleicht in der Wohnung aufhalten könnten, und der Mut des Nachbarn war nicht so groß.

Er vergaß sein Vorhaben, wurde bleich im Gesicht und überlegte, was er tun sollte.

Erst einmal ging er einen Schritt zurück.
Und er hörte wieder einen Schrei.
Dann eine Stimme, aber nicht die von Glenda Perkins,
sondern die einer anderen Frau.
»Wer es auch immer ist, er hat keine Chance. Ich mache ihn
fertig!«
Eine Frau hatte gesprochen? Mit der werde ich klarkom-
men, sagte sich Parness, holte tief Luft und wollte Anlauf
nehmen, um die Tür einzurammen.
Er kam nicht mehr dazu, denn die Frau erschien.
In den nächsten Augenblicken glaubte sich Parness in einen
Horrorfilm versetzt, denn die Tür wurde nicht aufgerissen,
sondern die Frau erschien so.
Ihre Gestalt zeichnete sich im Holz ab, als hätte jemand die
Körperformen haarklein herausgesägt.
Der Mann bekam vor Staunen den Mund nicht mehr zu.
Gleichzeitig jedoch kriegte er Angst. Was da auf ihn zukam,
konnte er nicht mehr mit dem Verstand erfassen. Das war
zwar ein menschliches Wesen, sogar eine blonde Frau, aber
sie hatte rotglühende Augen, in denen ein unheimliches
Feuer strahlte.
Er taumelte zurück, erreichte dabei die Treppe und paßte
nicht auf.
Plötzlich bekam er das Übergewicht und konnte die
Balance nicht mehr halten, denn sein nächster Schritt führte
ins Leere
Mit einem Aufschrei stürzte er die Stufen hinab, mit dem
Rücken und dem Hinterkopf knallte er auf die Stufen, über-
schlug sich, wußte nicht, wo oben oder unten war, hörte
die dumpfen Aufschläge und spürte die verdammt
Schmerzen.
Er rollte dem Erdgeschoß entgegen und blieb erst im
Hausflur liegen.
Die Hexe stand auf der Treppe. Wie eine Siegerin wirkte sie,
und ein kaltes, grausames Lächeln lag auf ihrem Gesicht.

Der Mann konnte es genau erkennen. Parness war auf dem Rücken liegegeblieben, Schrecken zeichnete sein Gesicht, und er konnte nicht anders, er mußte die unheimlich wirkende Frau anstarren.

»Du hast ihr helfen wollen!« zischte Jane Collins, bevor sie blechern lachte. »Jetzt sieh zu, daß dir jemand hilft! Aber da wird keiner sein, und ich werde dich töten!«

Nicht durch das Messer sollte der Mann umgebracht werden, Jane Collins setzte ihre Hexenkräfte ein. Plötzlich glühte es um das Treppengeländer herum grün auf, und im nächsten Augenblick entstand aus dem Holz ein lebendiges Etwas.

Eine Riesenschlange!

Hexen und Schlangen, sie verstanden sich gut. So gut, daß die Schlange auf Janes Befehl hin den am Boden liegenden Trevor Parness angriff.

In diesem Augenblick rammte jemand von außen die Haustür auf und stürzte in den Flur ...

Das Klingeln war wie ein Alarmwecker, der nicht nur Glendas Ohren traf, auch die der Hexe.

Und Jane Collins versteifte.

Ihr erging es nicht anders als Glenda. Das Messer hatte sie in der Hand gehalten, die Klinge befand sich nicht mehr weit von Glendas Gesicht entfernt, rückte aber um keinen Deut mehr näher, als die Schelle der Tür aufschrillte.

»Wer ist das?« zischte Jane.

Glenda fühlte sich am Ende. Sie konnte keine Antwort geben, aber sie brachte es fertig zu schreien.

Jane stieß eine Verwünschung aus. Rot flammte es wieder in ihren Augen auf, bevor sie einen gleitenden Schritt auf die Tür zu machte und sich ihr Körper in das Holz hineinschob.

Glenda Perkins machte eine neue Erfahrung, als sie die Detektivin in der Tür stehen sah.

Für Jane als Hexe gab es keine feste Materie. Sie wurde von ihr mühelos durchdrungen.

Ein Phänomen ...

Gleichzeitig hatte Glenda eine Galgenfrist erhalten. Und die wollte sie ausnutzen.

Es mußte ihr gelingen, den Wohnraum zu erreichen, vielleicht schaffte sie es dann doch noch, durch das Fenster zu fliehen.

Ihre Beine zitterten so stark, daß es ihr kaum gelang, sich aufrecht zu halten. An der Wand tastete sie sich entlang. Ihr Mund stand halb offen, sie atmete schnell und kurz, in ihren Augen stand das Entsetzen, und sie stolperte über die herumstehenden Gegenstände. Ein Schirmständer fiel um.

Es interessierte sie nicht. Glenda dachte nur an ihre Flucht und an die Rettung.

Aus dem Flur vernahm sie dumpfe Geräusche, hörte ein Poltern, Stimmen. Sie selbst erreichte mit einem letzten Sprung das rettende Fenster.

Ließ es sich öffnen?

Ja, sie konnte den Griff herumdrehen und die rechte Fensterhälfte aufreißen.

Der Blick fiel in den Garten.

Klare Luft drang durch das offene Rechteck. Glenda atmete tief durch, und es tat gut, die kalte Herbstluft in die Lungen zu bekommen. Sie hob das linke Bein, um auf die Fensterbank zu klettern. Mit der Schuhsohle stützte sie sich ab, und Optimismus breitete sich in ihrem Innern aus, denn sie glaubte, es geschafft zu haben.

Da geschah es.

An das Messer hatte sie nicht mehr gedacht. Urplötzlich war es wieder da. Es stieß schräg von oben herab, zielte auf Glendas Kopf und ...

Das Mädchen tat das einzig Richtige in seiner Lage.

Glenda ließ sich fallen.

Das war ihr Glück, denn die Klinge befand sich bereits nah an ihrem Gesicht.

So aber verfehlte sie das Opfer und hackte schräg in den Teppich hinein, wo sie für einen Moment zitternd steckenblieb, bevor sie wieder, wie von unsichtbaren Händen gezogen, aus dem Filz in die Höhe gerissen wurde ...

Ich hatte die Tür aufgebrochen.

Zweimal mußte ich Anlauf nehmen, dann hatte ich es geschafft. Der eigene Schwung katapultierte mich in den engen Hausflur, wo ich mich noch aus der Bewegung heraus nach links warf und an der Wand Deckung suchte.

Die war nicht unbedingt nötig, denn ich steckte in keiner direkten Gefahr.

In der befand sich allerdings ein anderer Mann. Auf dem Boden wälzte er sich, und eine lange, grünlich schillernde Schlange hielt ihn umklammert. Wie ein Seil hatte sie sich um seinen Körper gewickelt. Ein Seil, das er von allein nie lösen konnte.

Der Mann litt schreckliche Qualen. Hier hatte Jane Collins ihre gesamte Macht ausgespielt, und sie bewies mir, daß sie von Wikka tatsächlich viel gelernt hatte, denn auch die oberste aller Hexen arbeitete gern mit Schlangen, die sich allerdings bei ihr aus der Stirn lösten und dem jeweiligen Gegner entgegenstießen.

Nicht nur der Mann befand sich im Treppenhaus, ich sah auch Jane Collins. Sie stand auf der Treppe, hatte mich ebenfalls entdeckt und schrie vor Wut.

Für die Zeit eines Lidschlags war ich wie erstarrt, weil ich Jane so plötzlich sah und mir klar wurde, daß sie hier ein Chaos heraufbeschworen hatte, dann warf ich mich auf den Mann zu und preßte mein Kreuz gegen den Schlangenleib. Er zischte auf. Eine widerlich grüne Qualmwolke schwebte in die Höhe, dann verging der Körper.

Zurück blieb graugrüner Staub, der mich allerdings nicht weiter interessierte, denn nun kam Jane Collins an die Reihe.

Erst jetzt, als ich an das Geländer fassen wollte, merkte ich, daß es nicht vorhanden war. Ich griff ins Leere, kippte deshalb nach links weg, mußte ums Gleichgewicht kämpfen und verlor durch diese Aktion leider Zeit.

Jane Collins wußte genau, was sie zu tun hatte. In einem direkten Kampf mit mir würde sie unterliegen, deshalb machte sie auf dem Absatz kehrt und verschwand, so rasch es ging-

Ich hinterher.

Dabei wußte ich Glenda in Gefahr, und ich setzte alles ein, was mein Körper an Kraft hergab ...

Glenda erlebte die nächsten Sekunden kaum bewußt. Es war für sie ein grauenhafter Alptraum, schrecklich und schlimm. Sie hatte sich zur Seite gerollt, und als sie den Arm hob, da tat sie genau das Richtige, indem sie den Messergriff packte.

Plötzlich hielt sie die Waffe in der Hand. Aus ihrem Mund löste sich ein Schrei, so überrascht war sie, denn sie konnte es kaum fassen, daß sie die Waffe hatte auffangen können.

Eigentlich gab es für sie nur eine Möglichkeit. Das Messer so rasch wie möglich wegzuschleudern.

Das wollte Glenda auch, doch sie schaffte es nicht. Da war eine Gegenkraft, die es Glenda unmöglich machte, die Waffe aus der Hand zu geben.

Schlimm war nur, daß sie nichts sah.

Keine andere Hand hielt ihr Gelenk umklammert, sie spürte auch dort keinen Druck, nur bekam sie das Messer nicht weg, und sosehr sie auch dagegen ankämpfte, das andere war stärker.

Glenda merkte, wie ihr Arm in die entgegengesetzte Richtung gepreßt wurde. Und dies war verdammt gefährlich für Glenda, denn die Klinge zielte haargenau auf ihr Gesicht. Es waren grauenhafte, schreckliche Sekunden für die Sekretärin. Sie lag am Boden, hatte den rechten Arm ausge-

streckt, spürte den kühlen Wind, der durch das offene Fenster wehte, und kämpfte gegen eine Kraft an, die stärker war als sie.

Das Messer näherte sich immer mehr ihrem Gesicht. Sehr genau erinnerte sich Glenda Perkins an das Versprechen, das ihr Jane Collins gegeben hatte.

Die Augen sollten Glenda ausgestochen werden, damit sie John Sinclair nicht mehr sehen konnte.

Eine kaum begreifbare Vorstellung, doch als sie die Klinge so nah sah, da wurde ihr klar, daß sie aus eigener Kraft daran wohl nichts mehr ändern konnte.

Und trotzdem kämpfte sie, setzte alles an Kraft ein, was sie besaß. Sie stöhnte, schrie, bewegte sich, ruckte einmal nach links, dann wieder nach rechts, um die Klinge zu stoppen, doch das von dämonischen und gleichzeitig unsichtbaren Kräften geführte Messer blieb gnadenlos auf dem eingeschlagenen Weg.

Die Augen hatte Glenda verdreht. Ihr Gesicht war zur Grimasse verzerrt. Todesangst lastete wie ein starker Druck auf ihr, den sie kaum noch ertragen konnte.

Dann hörte sie ein wütendes Schreien, verstand die Worte nicht, registrierte aber einen Schatten, der heranhuschte. Jane Collins kam.

Jetzt ist es aus, dachte sie noch und schloß die Augen ...

Wie ein Irrwisch jagte ich die Stufen hoch. Verdammt, ich mußte jetzt retten, was noch zu retten war. Auf keinen Fall durfte Glenda in die Klauen von Jane Collins geraten, denn ihr Leben hing wirklich am seidenen Faden.

Ich kannte Glendas Wohnung, sah die Tür offen und jagte mit einem gewaltigen Satz über die Schwelle.

Kurz vor mir hatte Jane Collins den gleichen Weg genommen. Sie war nicht langsamer als ich, war vielleicht sogar noch schneller. Ich stürmte durch den Flur, gelangte in den

Wohnraum, sah Glenda am Boden, suchte Jane, sah das offene Fenster und stellte fest, daß sie dies als Fluchtweg genommen hatte.

Eine Sekunde danach befand ich mich ebenfalls dort.

Beretta und Kreuz hielt ich in den Händen, schaute nach draußen, wobei ich vergebens die ehemalige Detektivin suchte.

Nur ihre Stimme hörte ich. Und sie klang so, als würde sich Jane über mir in der Luft befinden.

»Keine Angst, Geisterjäger, ich kriege sie noch. Und dich auch, darauf kannst du dich verlassen!«

Leere Worte?

Nein, daran glaubte ich nicht. Jane Collins würde, durch Wikka unterstützt, alles daransetzen, um uns zu vernichten. Wir mußten höllisch auf der Hut sein.

»Zeig dich doch!« brüllte ich in sinnloser Wut. »Los, wir tragen es jetzt aus!«

Die Antwort war erstens ein Lachen und zweitens Worte, die mich nachdenklich stimmten.

»Nun, Geisterjäger, ich habe mir für dich noch einige Überraschungen aufbewahrt. Du wirst dich wundern, John, sogar sehr ...«

Noch einmal das Lachen. Es verklang als Echo, und verschwunden war die Hexe Jane Collins.

Ich drehte mich um. Von oben herab schaute ich auf Glenda Perkins, die auf dem Boden lag und mir ihr Gesicht zuwandte. Ein Gesicht, das kein Blut zeigte, soviel war mit einem schnellen Blick festzustellen.

Bisher hatte Glenda die Augen geschlossen gehalten, nun schaute sie mich an, stutzte dabei, und ein ungläubiger Ausdruck trat in ihr Gesicht. »John«, hauchte sie.

Ich lächelte. »Geht es dir gut?«

»Jetzt ja ...«

»Glenda«, sagte ich, »leider muß ich dich allein lassen. Ich weiß nicht, was mit dem Mann im Flur ist. Hier!« Rasch

drückte ich ihr mein Kreuz in die Hand, als ich den Schrecken auf ihrem Gesicht sah. »Das wird dich schützen.«

»Danke.«

Ich vernahm das Wort nicht mehr, denn ich befand mich bereits an der Tür.

Als Jane in die Wohnung floh, hatte sie auch die Tür aufgerissen. Sie war nicht wieder zugefallen. Die Stimmen aus dem Treppenhaus schallten zu mir hoch.

Rasch lief ich die Treppe hinunter.

Auch die Haustür stand offen. Ich konnte in den Vorgarten schauen und sah nicht nur die Nachbarn dort, sondern auch den Notarztwagen, der auf den Gehsteig gefahren war.

Um den verletzten Mann im Flur kümmerte sich jemand im weißen Kittel. Als ich neben ihm stehenblieb, da hob der Weißkittel den Kopf.

Rasch zeigte ich ihm meinen Ausweis. »Was ist mit ihm?«

»Ich weiß nicht, ob er durchkommt.«

Ich zuckte zusammen. »Sind die Verletzungen so schwer?«

»Schauen Sie selbst.«

Die dämonische Schlange hatte tatsächlich ganze Arbeit geleistet. Nicht nur die Kleidung war zerfetzt, sondern auch ein Teil des Körpers. Ich sah das geländerlose Stück Treppe und konnte nicht begreifen, daß die Schlange daraus entstanden war.

Doch Hexenmagie vermochte vieles ...

Welch eine Gefahr wuchs mit Jane Collins und Wikka nur für die Menschen heran? Es stellte sich auch die Frage, ob Jane Collins tatsächlich noch zurückzuholen war, oder ob alles vorbei war und sie für immer ein Opfer der Oberhexe Wikka bleiben würde.

Wie man es auch drehte und wendete, eine Lösung für die anstehenden Probleme konnte ich auf die Schnelle nicht finden.

»Wie geht es den Polizisten?«

»Man hat sie schon weggebracht.« Der Mann hob die

Schultern. »Es sieht ungefähr so aus wie bei ihm hier. Vielleicht um eine Idee besser, denn ich glaube, daß die Beamten die stärkere Konstitution haben.«

»Wir wollen, daß alle drei durchkommen«, erwiderte ich. Es erschienen zwei Männer mit einer Trage. Der Verletzte wurde vorsichtig draufgelegt und dann aus dem Haus geschafft. Ich wartete, bis der Krankenwagen abfuhr. Es waren inzwischen noch zwei weitere Streifenwagen eingetroffen. Mir fiel eine rothaarige Frau auf, die bei den Polizisten stand und ihre Hände vor das Gesicht geschlagen hatte. Sie schluchzte. Einer der Beamten führte sie auf das Haus zu. Der Mann kannte mich und grüßte, als er mich im Hausflur stehen sah.

»Wer ist die Frau?« wollte ich wissen.

»Mrs. Parness. Ihr Mann ist ...«

Ich nickte. »Dann weiß ich Bescheid.« Ich berührte sie an der Schulter und fragte: »Können Sie mir vielleicht ein paar Fragen beantworten?«

Ihre Hände sanken nach unten. Durch die Tränen war auch die Schminke im Gesicht verlaufen.

»Ich weiß aber nichts.«

»Unter Umständen doch. Weshalb hat Ihr Mann denn die Wohnung verlassen?«

»Er wollte zu der Perkins.« Wie sie Glendas Namen aussprach, ließ darauf schließen, daß sie meine Sekretärin nicht sehr mochte.

»Aus welchem Grund?«

»Es ging um den Fernseher. Mitten im Programm wechselte das Bild. Wir sahen plötzlich eine Frau mit rot leuchtenden Augen. Das war richtig unheimlich, ehrlich.«

Ich konnte mir gut vorstellen, wie es den beiden ergangen war. Die Frau berichtete weiter. Viel Neues erfuhr ich nicht. Vielleicht hatte ihr Mann Glenda Perkins das Leben gerettet.

Mrs. Parness begann wieder zu weinen. Ich tröstete sie mit

einigen Worten, sagte, ihr Mann würde es schon schaffen, wobei ich hoffte, recht zu haben.

Der Zorn auf Jane Collins stieg in mir wieder hoch. Trug sie nicht an allem die Schuld? Ja, genau, und auch diejenige, die hinter ihr stand. Wikka, eine Todfeindin von mir.

»Ich bringe Sie dann in die Wohnung«, sagte der Polizist, »wo Sie das Nötigste packen können.« Als er meinen erstaunten Blick bemerkte, erklärte er: »Mrs. Parness möchte bei ihrem Mann im Krankenhaus sein.«

Ich konnte es gut verstehen.

Ungefähr eine halbe Minute danach befand ich mich wieder in Glendas Wohnung. Meine Sekretärin saß am Tisch und hielt das Kreuz fest.

Ich lächelte ihr zu.

»Danke, daß du gekommen bist«, sagte sie.

»Ein wenig spät, aber immerhin. Ich hole uns erst einmal etwas zu trinken.«

»Ja, das ist gut. Und ich gehe ins Bad.«

Glenda verschwand. Das Kreuz nahm sie mit. Wo Glenda die Alkoholika aufbewahrte, wußte ich genau. Ich öffnete den Schrank und fand den Whisky in einer Ecke. Die Flasche war schon leicht angestaubt und noch zur Hälfte gefüllt.

Gläser holte ich auch und schenkte ein. Dann schloß ich das Fenster und ging zum Telefon.

»Gib acht, daß es nicht zu einer Schlange wird«, hörte ich Glenda sagen. Ich drehte mich um und sah sie in der Tür stehen.

»Wieso?«

Sie berichtete mir von ihrem Erlebnis.

Nun, bei mir tat sich nichts. Ich bekam auch Verbindung mit meinem Chef, Sir James. Wie nicht anders zu erwarten, war er noch im Büro.

»Gut, daß Sie anrufen«, sagte er zur Begrüßung. »Ich habe schon gehört, daß die Collins durchdreht ...«

»Das kann ich nur bestätigen, Sir. Sie ist wirklich voll auf die andere Seite übergeschwenkt.«

»Das habe ich vor ein paar Tagen erlebt. Und?«

Ich gab einen knappen Bericht.

Sir James gingen meine Worte offenbar an die Nieren, denn er sagte: »Sehen Sie zu, daß Sie dieses Hexenweib unschädlich machen, John.«

»Ich werde mein Bestes geben.«

»Was haben Sie im einzelnen vor?«

»Ich bleibe erst einmal bei Glenda Perkins. Vielleicht versucht Jane es noch einmal.«

»Möglich ...«Er legte eine Pause ein. »Aber sagen Sie mir eins, John, wie kommt sie gerade auf Glenda?«

»Wenn ich das wüßte ...«

Mein Chef räusperte sich. »Sollte sie einen bestimmten Grund gehabt haben? Ich meine, Sie und Glenda verstehen sich recht gut, und da wäre es möglich ...«

»Nein, nein, Sir, so sehe ich das nicht.«

»Wie dann?«

»Ich kann Ihnen keine Erklärung geben.« Mein Gott, da mußte ich den Alten anlügen. Ich konnte ihm doch nicht sagen, daß ich mit Glenda mal eine sehr intime Nacht verbracht hatte.

»Nun ja, John, wenn sich etwas Neues ereignet, lassen Sie es mich wissen. Ich bin im Club.«

»Natürlich, Sir.«

Wir unterbrachen die Verbindung, und ich wählte sofort Sukos Nummer. Der Inspektor war in seiner Wohnung geblieben, und er atmete erleichtert auf, als er meine Stimme vernahm.

»Mensch, John, was ist ...?««

Ich unterbrach ihn, erklärte in Stichworten alles und erfuhr von ihm, daß Bill Conolly Jane gesehen hatte, wobei sie ihm sogar ein Bild gab, das Glenda mit blutenden Augen zeigte.

»Dann will sie ihr also die Augen ausstechen«, murmelte ich.

»So sieht es aus.«

Ich preßte die Lippen zusammen. Nein, ich durfte jetzt nicht durchdrehen und mich von meinem Zorn verleiten lassen, etwas Dummes zu tun. Ich bat Suko allerdings, herzukommen.

»Okay, ich fliege.«

»Moment noch. Komm bitte nicht in die Wohnung. Vielleicht könntest du draußen bleiben und dort alles beobachten.«

»Dann bringe ich aber Walkie-talkies mit.«

»Bist ein schlauer Bursche.«

Nachdem ich aufgelegt hatte, wandte ich mich wieder Glenda zu. Sie hatte sich ein wenig frisch gemacht und die Tränenspuren aus dem Gesicht gewaschen. Für einen Moment standen wir uns stumm gegenüber, dann schluchzte Glenda auf, lief auf mich zu und warf sich in meine Arme.

»John, mein Gott«, flüsterte sie. »Es war so schrecklich. Ich ... ich bin fast verrückt geworden. Die verfolgt mich mit so einem Haß, das kannst du dir kaum vorstellen.«

Ich streichelte über ihren Rücken und spürte ihr Zittern.

»Ich weiß es, Glenda, aber versuche, nicht immer daran zu denken.«

»Was soll ich denn tun?«

Da hatte sie eine Frage gestellt, auf die ich, ehrlich gesagt, keine Antwort wußte. Ich stand da wie ein begossener Pudel und schaute ins Leere.

»John, bitte, gib mir einen Rat. Ich weiß keinen.«

Was sollte ich ihr da sagen? Daß die Wohnung zu einer Falle geworden war? Daß sie vielleicht erst Ruhe hatte, wenn Jane Collins nicht mehr existierte? Aber wie würde Wikka reagieren? Wie dem auch sei, Glenda Perkins war in die Schußlinie geraten, und ich gab mir die Schuld, denn hätten wir nicht diese Nacht miteinander verbracht, hätte Jane sich vielleicht nur auf mich konzentriert.

Wer hätte das vorher ahnen können?

Glenda merkte, daß ich mich mit schweren Gedanken

beschäftigte. »Nicht, John«, sagte sie. »Dich trifft keine Schuld.«

»Das sagst du so.«

»Ich hätte ebenso gut nein sagen können.« Ihre dunklen Augen blickten mich an. »Aber ich habe es nicht getan, John, und ich würde es auch weiterhin nicht tun.«

Ein knappes Lächeln geisterte um meine Lippen. »Das ist alles sehr nett von dir, meine Liebe, aber ich sehe das ein wenig anders.«

»Laß uns einen Schluck trinken.« Glenda drehte sich zur Seite und griff nach ihrem Glas. Ich nahm meines ebenfalls, wollte es hochheben, als ich ihren Aufschrei hörte.

Ich wirbelte herum und sah noch, wie ihr das Glas aus der Hand rutschte. Es prallte zu Boden, doch kein Whisky verteilte sich dort, sondern etwas anderes - Blut!

Glenda wurde weiß. Ich mußte an mich halten, um nicht einen wilden Fluch auszustoßen. Verdammt, damit hatte ich nicht gerechnet, aber der Vorgang bewies mir, daß uns Jane Collins auf keinen Fall aus den Augen ließ. Nach wie vor hatte sie ihr Hexennetz über diesem Haus aufgespannt. Mein Whisky war normal. Der von Glenda hatte sich in Blut verwandelt und dunkle Flecken auf dem Boden hinterlassen. Das Glas war dabei wie durch ein Wunder heil geblieben.

»Und jetzt?« fragte meine Sekretärin.

Ich schaute auf das Kreuz, das Glenda neben die Flasche auf den Tisch gelegt hatte. Eine Antwort konnte es mir natürlich nicht geben. Aber würde es mir gelingen, durch das Kreuz die Hexe Jane Collins zu beschwören?

Nein, daran glaubte ich nicht. Jane war ja im eigentlichen Sinne kein Dämon. Sie war ein Mensch und trotzdem eine Hexe. Man konnte sie nicht beschwören, denn sie reagierte menschlich, obwohl sie Hexenfähigkeiten besaß.

Ich mußte trotzdem zu einem Ergebnis kommen. Jetzt entschloß ich mich innerhalb von Sekunden. Sollten die anderen

doch denken, was sie wollten, aber Glenda war mir im Augenblick wichtiger.

»Pack deine Koffer, Mädchen«, sagte ich und stellte das Glas ab.

»Und dann?«

»Bleibst du bei mir.«

Im ersten Augenblick erschrak sie. Wahrscheinlich plagten sie die gleichen Gedanken wie mich. Sie dachte an Nachbarn, an die Kollegen vom Yard. Doch das alles interessierte jetzt nicht. Ich wollte Glenda in Sicherheit wissen.

»Es gibt keinen anderen Weg.« Ich holte tief Luft. »Du sitzt tagsüber im Büro und ...«

»Aber du bist doch oft nicht da«, hielt sie mir entgegen.

»Ja, das ist ein Schwachpunkt«, gab ich zu.

»Vielleicht könnte ich bei den Conollys wohnen. Sieh das nicht falsch, John, ich würde auch bei dir bleiben, aber dort ist Nadine, und sie hat doch schon einmal gegen Jane gekämpft.«

Der Vorschlag war nicht schlecht. Allerdings fragte ich mich, ob man ihn den Conollys zumuten konnte. Platz hatten sie ja genug, und sicherer als hier war Glenda da auch.

»Nun?«

Ich nickte. »Du hast wahrscheinlich recht. Ich werde Bill Conolly anrufen.«

»Jetzt?«

»Ja.« Ich lächelte. »Pack schon deine Sachen. Ich bin sicher, daß Bill nichts dagegen hat.«

»Und Sheila?«

»Wird ebenfalls nicht nein sagen.«

Glenda bedachte mich mit einem so skeptischen Blick, daß ich lachen mußte. »Beeile dich, ich regle das schon.«

Natürlich verstand ich Glendas Bedenken. Ich hätte sie an ihrer Stelle auch gehabt. Ich hoffte, daß ich Jane Collins so rasch wie möglich stellen und dem Spuk ein Ende bereiten konnte.

Während ich darüber nachdachte und Glenda ihren Koffer packte, wählte ich die Nummer meines Freundes. Nicht Bill bekam ich an die Strippe, sondern Sheila.

»John hier.«

»Ahhh-du ...«

Wie sie das sagte, ließ mich aufhorchen. Automatisch bekam ich ein schlechtes Gewissen. »Was ist denn los, Mädchen? Hab ich dir etwas getan?«

»Nein, du nicht, aber deine ehemalige Freundin.«

Ich schaltete schnell. »Meinst du Jane?«

»Genau die. Sie hat indirekt verhindert, daß wir ins Theater gehen konnten. Das Bild mit den blutenden Augen, das deine Sekretärin Glenda Perkins zeigt ...«

»Wegen ihr rufe ich an.«

Sheila erschrak. »Ist ihr etwas passiert?«

»Nein, zum Glück nicht. Wir haben es verhindern können. Aber da ist eine Sache, die mir überhaupt nicht gefällt. Ich wollte deinen Mann und dich dabei um Hilfe bitten.«

»Wenn ich kann ...«

»Doch, ja.« Ich erklärte Sheila Conolly, was ich vorhatte. Bills Frau reagierte spontan. »Selbstverständlich kann Glenda bei uns wohnen, bis die Sache erledigt ist. Sieh du nur zu, daß du Jane so schnell wie möglich stellst.«

»Ich werde mich bemühen.«

Sheila hatte noch eine Frage. »John, mal ehrlich ...«

»Ja?«

»Was würdest du tun, wenn du plötzlich Jane Collins gegenüberstehst und es zum alles entscheidenden Kampf kommt?«

Mit dieser Frage hatte sie mich getroffen. Ich sagte nichts, doch Sheila ließ nicht locker.

»Würdest du sie töten?«

»Politiker würden diese Frage als rein hypothetisch ablehnen, da sie sich im Augenblick nicht stellt. Mehr kann ich dir dazu nicht sagen, Sheila.«

»Klar, John. Ich drücke dir auf jeden Fall die Daumen, weil ich weiß, daß es für dich schwer sein wird. Willst du mit Bill noch einmal sprechen?«

»Nein. Wenn du zugestimmt hast, wird er nicht ablehnen.« Sheila lachte, bevor sie auflegte. Ich drehte mich um. Aus dem Schlafzimmer hörte ich Geräusche. Glenda packte noch immer ihre Koffer. Ich schaute auf mein Whiskyglas. Nein, ich hatte keine Lust mehr, es zu leeren, die war mir vergangen.

Ich pflanzte mich in einen Sessel. Suko würde bald kommen - und plötzlich fiel mir etwas ein. Ich hatte Sheila überhaupt nicht gesagt, wann wir kommen wollten. Noch einmal griff ich zum Telefon.

Wieder war Sheila an der Strippe.

Als ich ihr die Sachlage erklärte, begann sie zu lachen.

»Gedankenübertragung, John, ich wollte gerade zurückrufen. Kommst du mit Glenda vorbei, oder soll Bill sie holen?«

»Danke für das Angebot, Sheila, aber es wird besser sein, wenn ich zu euch komme.«

»Wie du willst. Bis später dann.«

Kaum hatte ich aufgelegt, als Glenda Perkins erschien. Sie hielt einen Koffer in der rechten Hand.

»Ist alles klar?« fragte ich.

»Ja, soll ich noch mehr ...?«

»Es kann länger dauern. Unter Umständen sogar Wochen.«

Da wurde Glenda blaß, aber ich wollte ihr nichts vormachen. »Wenn das so ist, John, packe ich noch einen zweiten.«

»Wird besser sein.«

Sie verschwand wieder. Dafür klingelte es. Glenda erschrak, ich winkte ab. »Das wird Suko sein.«

Er war es tatsächlich. In seiner Motorradkluft stand er vor der Tür. Den Helm hatte er abgenommen. »Ich bin geflogen«, sagte er zur Begrüßung und betrat die Wohnung. Er schaute sich um, sah Glenda durch die offenstehende Schlafzimmer-

tür und winkte ihr zu. »Ich wollte nur mal kurz die Lage sondieren, bevor ich mich unten wie ein Indianer auf die Lauer lege.«

»Ich glaube, das hat sich erledigt.«

Erstaunt schaute mich der Inspektor an. »Wieso denn das?«
Ich erstattete ihm Bericht.

Suko meinte: »Ja, das ist sicherlich die beste Möglichkeit, obwohl wir Jane Collins praktisch den Conollys auf den Hals hetzen. Oder bist du anderer Meinung?«

»Aber Glenda ist nirgendwo auf der Welt sicher. Wenn die anderen es wollen, dann finden sie ihr Opfer überall.«

»Das stimmt auch wieder.« Suko schaute sich um. »Soll ich hierbleiben oder wieder fahren?«

»Bleib mal für die nächsten Stunden in der Nähe. Ich fahre Glenda zu den Conollys und komme dann zurück.«

»Ganz wie der Herr wünschen.«

»Bist du fertig?« rief ich Glenda zu.

»Augenblick noch, John. Ich bekomme den Koffer nicht zu.«

Ich grinste, ging ins Schlafzimmer und half meiner Sekretärin, indem ich mich auf den Deckel setzte. Dann klappte es. Glenda konnte den Koffer verschließen.

»Können wir dann?« fragte ich im aufstehen.

Sie nickte. Ich sah, wie sie schluckte. Glenda hatte mit den Tränen zu kämpfen.

Ich lächelte sie an und streichelte ihre Wange. »He, Mädchen, was ist denn los?«

»Ach, John, das ist alles so seltsam. Ich hätte nie damit gerechnet, es kommt so plötzlich, wenn du verstehst, was ich meine. Und jetzt bringe ich noch andere in Gefahr. Das ist für mich viel schlimmer. Ich schäme mich direkt.«

»Das brauchst du nicht, Glenda. Du kannst nichts dazu, das Schicksal hat die Weichen gestellt.« Ich nahm den Koffer am Griff und trug ihn aus dem Zimmer.

Suko hatte sich am Fenster aufgebaut und schaute hinaus.

Der Garten lag im Dunklen. Die großen Bäume warfen Schatten. Wenn der Wind durch das Blattwerk fuhr, bewegten sich die Blätter raschelnd.

»Die Hexe kann überall lauern«, sagte der Inspektor.

»Leider.«

Suko machte kehrt und schaute Glenda an. »Ich wünsche dir viel Glück, Mädchen«, sagte er.

Glenda nickte tapfer. Ihre Augen schimmerten tränenfeucht. »Ich hasse Abschiede«, flüsterte sie.

»Wenn man sie hinauszögert, werden sie noch schlimmer«, gab ich ihr zu verstehen.

»Das stimmt. Komm, laß uns gehen.«

Wir verließen die Wohnung. Glenda ging mit gesenktem Kopf. Sie schluchzte leise.

»Macht es den beiden Conollys auch wirklich nichts aus?« fragte sie mich beim Hinausgehen.

»Nein, Glenda. Sieh mal, die Conollys sind ebenfalls schon von Dämonen angegriffen worden. Sie kennen das Spiel, glaub mir.«

»Wenn du das sagst.«

»Wird es schon stimmen«, sagte ich und ließ mir die Haustür öffnen, da ich beide Koffer trug.

Die Zuschauer hatten sich verzogen. Ruhig und leer lag die Straße in der Dunkelheit. Von Jane Collins sahen wir nichts. Glenda schaute sich auffälliger um als ich. Es war ihr anzumerken, daß sie weiterhin unter einem starken Streß stand. Zudem war das Geschehene ein regelrechter Einschnitt in ihr Leben. Sie würde es für die nähere Zukunft stark umstellen müssen.

Ich verstaute die Koffer und schloß dann die Türen auf. Wo der Polizeiwagen gestanden hatte, sah ich trotz der Dunkelheit noch Flecken am Boden.

Alles ging glatt.

Glenda und ich stiegen in den Wagen, ich startete das Fahrzeug, und wir rollten los.

Völlig normal.

Trotzdem hatte ich ein ungutes Gefühl, denn die Strecke bis zu den Conollys war weit ...

Suko hatte sich entschlossen, in der Wohnung und nicht draußen vor dem Haus zu warten. Über den Daumen gepeilt, rechnete er mit einer Stunde. Vorher würde sich John Sinclair kaum melden.

Bevor er es sich bequem machte, durchsuchte er die Wohnung. Der Inspektor fand nichts Verdächtiges. Jane Collins hatte sich hier nicht versteckt. Es wäre auch zu primitiv und ihrer nicht >würdig< gewesen.

Dann fiel ihm der Keller ein. Sicher gehörten zu jeder Wohnung auch Kellerräume.

Der Chinese stiefelte die Treppen hinunter, nachdem er mit einem Ersatzschlüssel die Tür aufgeschlossen hatte. Er fand den Keller sehr schnell. Suko schaltete das Licht ein. Welcher von den Räumen Glenda Perkins gehörte, war leicht anhand der Namen festzustellen, die vor den Lattentüren auf kleinen Schildern standen.

Die Tür war verschlossen, einen Schlüssel besaß der Chinese nicht, aber er konnte durch die freien Räume zwischen den Holzlatten leuchten. Der dünne Finger seiner Bleistiftlampe fiel in einen Kellerraum, wo allerlei Gerümpel herumlag, ansonsten fand er nichts. Auch keine Spur von der ehemaligen Detektivin.

Suko ging wieder nach oben. Er schloß die Wohnungstür auf und befand sich noch im Flur, als er aus dem Wohnraum ein leises Klacken vernahm. Sofort war Suko wachsam.

Er verzögerte seine Schritte und näherte sich vorsichtig dem Zimmer. Mit einer Hand drückte er die Tür auf und ließ sie ausschwingen. Erst dann schaute er in den Raum.

Nein, da hielt sich niemand auf. Leer präsentierte sich der Raum den Augen des Chinesen.

Bis auf eine allerdings bedeutende Kleinigkeit.

Der Fernseher lief!

Suko wußte genau, daß er ihn nicht eingeschaltet hatte.

Und von allein begann so ein Apparat sicherlich nicht zu laufen!

Auf Zehenspitzen ging der Inspektor weiter. Er spürte das kalte Gefühl im Nacken, für ihn eine Warnung. Gefahr lag in der Luft. Sukos Hand glitt in die Nähe der Beretta. Er hatte sie ebenso mitgenommen wie die Dämonenpeitsche und seinen Stab. Wenn Jane Collins erschien, würde sie sich vorsehen müssen.

Nahe der Tür blieb der Chinese stehen. Er hatte von dieser Stelle aus einen direkten Blick auf den Apparat.

Noch war auf dem Bildschirm nichts zu sehen, nur ein Flimmern. Sekunden später jedoch schälte sich ein Gesicht aus diesem Schnee hervor.

Das einer Frau.

Jane Collins erschien.

Suko war überrascht. Obwohl er damit gerechnet hatte, traf ihn der Anblick hart. Bisher hatte er Jane nur immer in natura gegenübergestanden, nun aber sah er sie auf dem Bildschirm, und sie wirkte dabei so echt wie früher.

Sie grinste sogar.

»Ich habe mir gedacht, daß Sinclair dich geholt hat, Chinese. Sollst du hier Wache halten?«

»Nein«, erklärte Suko. »Ich warte auf dich, weil ich dich vernichten will.«

Da lachte sie laut. »Chinese, um so etwas erreichen zu wollen, mußt du früher aufstehen.«

»Wirklich?« fragte Suko, zog seine Beretta, so rasch er konnte, zielte und schoß zweimal.

Beide Silberkugeln setzte er in den Apparat. Sie zerstörten die Scheibe, Splitter flogen weg, und die Silberkugeln richteten auch die Bildröhre zugrunde. Sie implodierte.

Suko hörte den Knall und zuckte zusammen. Vor ihm be-

fand sich ein zerstörter Apparat, von Jane Collins jedoch sah er nichts mehr.

Hatte er sie vernichtet?

Daran hätte nicht einmal der größte Optimist geglaubt.

Suko war sicher, daß er die ehemalige Detektivin auf diese Art und Weise nicht erledigen konnte.

Er blieb auf der Stelle stehen und wartete so lange, bis die Echos der Schüsse verklungen waren. Still wurde es in der Wohnung trotzdem nicht. Aus dem zerstörten Apparat drang ein Knistern und Knacken. Suko befürchtete, daß die elektronischen Teile Feuer fangen würden. Er schaute nach und war froh, daß sich seine Befürchtung nicht bewahrheitete.

Wo steckte Jane Collins?

Das war die Frage aller Fragen. Hielt sie nun weiterhin die Wohnung unter Kontrolle oder setzte sie sich auf die Fersen von John Sinclair und Glenda?

Suko erhielt eine Antwort. Allerdings nicht so, wie er es sich vorgestellt hatte. Er zuckte zusammen, als plötzlich die Fensterscheibe zersplitterte und etwas Schwarzes in den Raum flog.

Der Chinese wollte schon schießen, als er erkannte, um was es sich dabei handelte.

Es war ein Vogel - ein Rabe!

Aber ein dämonischer, denn er hatte rote, glühende Augen. Weit riß er den Schnabel auf und krächzte mit menschlich klingender Stimme, wobei noch eine grüne Zunge hervorhuschte.

»Wir kriegen sie. Die Zeit der Hexen kommt!« Ein meckern-des Lachen erklang, dann machte der Rabe kehrt und flog weg. Bevor er durch das Fenster verschwinden konnte, holte ihn Sukos Kugel ein. Das Silbergeschoß schlug voll in seinen Körper.

Der Rabe taumelte, sein Flug geriet außer Kontrolle, er fiel nach unten und klatschte voll gegen die Fensterbank, dann fiel er zu Boden.

Als Suko neben ihm stand, schaute er auf einen Staubhaufen.

»Verdammt!« knurrte der Inspektor, bevor er sich vorbeugte und nach draußen sah.

Er sah mehrere Raben. Sie flogen um das Haus herum. Unheimlich sah es aus, denn ihre Augen wirkten wie glühende Kugeln. Ein Abenteuer, das lange zurücklag, kam Suko in den Sinn. Er mußte an die Raben denken, die damals im Harz um den Brocken geflogen waren und das Buch der grausamen Träume bewacht hatten.

Sie hatten ebenfalls so ausgesehen, und es waren Hexen gewesen. Heute sah er sie abermals. Wahrscheinlich hatte Wikka es verstanden, sie unter ihren Oberbefehl zu bekommen. Suko dachte schauernd daran, daß die Zeiten wahrlich nicht besser wurden ...

»Ich habe Angst!«

Glenda Perkins gab dies offen zu. Mit bleichem Gesicht hockte sie neben mir auf dem Beifahrersitz. Ihre Hände spielten nervös miteinander. Hin und wieder zuckten ihre Lippen, als wollte sie etwas sagen, wobei sie es sich im letzten Moment überlegte und lieber schwieg.

Auch mir war nicht wohl. Öfter als gewöhnlich warf ich meiner Sekretärin einen besorgten Blick zu. Ich hatte Verständnis für sie, und ich hoffte, daß wir die Fahrt gut überstanden.

Fast 20 Minuten waren wir unterwegs. Wir fuhren bereits durch Belgravia, um den unteren Themsebogen zu erreichen. Dort befand sich die Albert Bridge, und die wollte ich überqueren, um in die südlich gelegenen Vororte Londons zu gelangen, wo die Familie Conolly ihr Haus hatte.

Bisher war alles gutgegangen. Wir waren auch zügig durchgekommen, hatten nicht so viel Ampelstopps gehabt, und ich lächelte Glenda aufmunternd zu.

»Die Hälfte haben wir längst geschafft.«

Sie gab das Lächeln zwar zurück, doch es war nicht echt.

Die Angst überschattete alles.

Über die Royal Hospital Road erreichten wir die Uferstraße an der Themse. Sie nannte sich Chelsea Embankment. Ein Stück mußten wir entlang des Flusses fahren, um dann auf die Albert Bridge einbiegen zu können. Der Fluß sah schwarz aus. Hin und wieder nur tanzten helle Reflexe auf den Wellen.

Ich kickte den Blinker. Glenda schaute sich bereits wieder um. Es war jedoch schwer, in der Dunkelheit mögliche Verfolger zu entdecken.

Wir fuhren an den großen Abstellflächen eines Parkplatzes vorbei und bogen ein in die Brückenzufahrt. Die Albert Bridge gehört nicht zu den berühmtesten Brücken Londons. Sie liegt auch abseits vom großen Rummel. Für mich ein Vorteil, denn hier hatten wir immer freie Fahrt.

Auch an diesem Abend herrschte nicht viel Verkehr. Zwar kamen uns einige Wagen entgegen, doch einen regelrechten Strom von Fahrzeugen erlebten wir nicht.

Auch hinter uns waren die Lichter für einen Moment verschwunden. Für Sekunden fuhren wir durch ein dunkles Loch. Unter uns gurgelte die Themse. Die Wasserfläche sahen wir durch das Gestänge der Brücke.

Plötzlich schrie Glenda auf.

Ich hatte mich auf das Fahren konzentriert und erschrak, als ich den Schrei vernahm.

Automatisch ging ich vom Gas.

»Was ist denn los?«

»Da, die Augen!« Glenda deutete aufgeregt nach vorn.

»Rote Augen!« flüsterte sie.

Ich fuhr noch langsamer. Die Bremsleuchten glühten auf. Hinter mir hupte ein besonders schneller Fahrer. Ich fuhr schärfer links ran und ließ ihn vorbei.

Für einen Moment vereinigte sich sein Scheinwerferteppich

mit dem unsrigen. Wir hatten viel Licht, und ich sah plötzlich, was Glenda Perkins so erschreckt hatte.

Ein Vogel!

Aber einer mit knallroten, glühenden Augen!

Ich kannte solche Vögel, denn ich hatte sie gesehen, als wir die Vernichtung des Schwarzen Tods planten. Da waren sie uns am Brocken begegnet, aber auch in London hatte ich sie gesehen, und mir war bekannt, daß diese Tiere die Diener der Hexen waren. Vielleicht sogar verhexte Menschen oder selbst Dienerinnen der Finsternis.

Eines war klar. Jane Collins ließ uns nicht aus den Augen. Dies natürlich nur im übertragenen Sinne. Sie wollte die Entscheidung. Wir fuhren nur noch im Schrittempo weiter. Den Vogel konnte ich nicht mehr sehen, glaubte allerdings nicht, daß er sich aus dem Staub gemacht hatte.

Etwa auf der Brückenmitte fuhr ich hart links ran und stoppte. Dann schaltete ich die Warnblinkanlage ein.

»Was hast du vor?« fragte Glenda.

Ich löste den Sicherheitsgurt. »Es hat keinen Zweck, daß wir weiterfahren. Wir müssen es jetzt und hier austragen. Ich glaube nicht daran, daß nur ein Vogel herumschwirrt. Wenn es mehrere sind und sie uns während der Fahrt angreifen, dann sehen wir schlecht aus.«

Meine Sekretärin nickte. Ihre Angst hatte sich verstärkt. Scheu schaute sie sich um, soweit dies möglich war bei den etwas beengten Verhältnissen.

Bevor Glenda bei uns anging, hatte sie gelernt zu schießen. Und sie trainierte auch einmal im Monat jeweils für zwei Stunden. Das war Pflicht. Deshalb konnte ich ihr getrost eine Waffe überlassen. Ich beugte mich nach links und öffnete das Handschuhfach.

Die dort liegende Ersatz-Beretta schimmerte matt. »Nimm die Pistole«, forderte ich Glenda auf.

Sie erschrak. »Meinst du wirklich, daß ich ...«

»Ja, du kannst doch schießen?«

»Nicht so gut.«

Ich drückte ihr die mit geweihten Silberkugeln geladene Waffe in die Hand. Glenda faßte sie so vorsichtig an, als hätte sie einen Igel auf dem Schoß.

Ich mußte lachen. »Keine Bange, die explodiert schon nicht in deinen Händen.«

Sie nickte.

Ich öffnete die Tür.

»Willst du aussteigen?« flüsterte sie.

»Ja, ich werde mich draußen umschaun. Im Wagen kann ich doch nichts machen.«

In diesem Moment meldete sich das Autotelefon. Am liebsten hätte ich nicht abgehoben, doch ich tat es trotzdem und hörte Sukos Stimme.

»John, die Raben sind wieder da!«

»Ich weiß.«

Mein Freund war überrascht. »Bei euch auch? Seid ihr schon bei den Conollys?«

»Nein. Wir stehen auf der Albert Bridge. Glenda hat den ersten Vogel entdeckt. Er hat glühende Augen.«

»Verdammt, genau wie bei mir!«

»Hast du schon etwas unternommen?«

Suko lachte. »Klar, ich habe einen zu seinen Ahnen geschickt. Als die Silberkugel traf, zerfiel er zu Staub. Außerdem erschien Jane auf der Mattscheibe.«

Ich überlegte schnell. »Dann wissen unsere Gegner also, daß wir uns nicht mehr in der Wohnung aufhalten. Sie braucht keinen Schutz.«

»Willst du, daß ich komme?«

»Es wäre zumindest nicht schlecht.«

»Okay, ich schwinge mich auf den Feuerstuhl und reise an. Aber mit Volldampf.«

»Gut, wir warten.«

»Aber schlaf nicht ein.«

»Witzbold.« Ich legte auf.

Glenda hatte Suko ebenfalls verstehen können. »In der Wohnung waren sie also auch«, sagte sie.

»Leider.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Ich schaue mich inzwischen um, bis Suko hier ist.«

»Aber sei vorsichtig.«

Ich streichelte ihr die Wange. »Sicher, Mädchen, sicher.«

Als ich ausstieg, erfaßte mich der Lichtteppich eines Scheinwerferpaars. Im nächsten Augenblick hörte ich das Knarren von Bremsen, dann hielt ein uralter Renault, und ein bärtiges Gesicht erschien im Rechteck der heruntergekurbelten Scheibe.

»Haben Sie eine Panne? Kann ich Ihnen helfen?«

»Nein, danke, es geht. Nur eine kleine Pause.«

»Ist aber ein seltsamer Platz, um zu pausieren.«

»Ich muß mal.«

Der junge Mann lachte, winkte und gab Gas. Der Auspuff rührte wie ein liebeskranker Hirsch.

Die Heckleuchten des Renaults verglühten. Ich stand wieder im Dunkeln, nur das rote Licht der Warnblinkanlage warf hin und wieder einen Schimmer über meinen Körper.

Die nächste Lampe befand sich etwa 30 Schritte von mir entfernt. Keine nach unten weisende Bogenleuchte, sondern eine helle Kugel, die in der Luft zu schweben schien.

Ein Großteil des Brückengestänges lag im Dunkeln. Die schweren Eisenträger wirkten so, als wären sie für die Ewigkeit errichtet worden. Die abendliche Kühle hatte sich auf das Eisen gelegt und es mit einem feucht schimmernden Film überzogen.

Zwischen der Fahrbahn und dem eigentlichen Brückengeländer wuchsen nicht nur die breiten Träger in die Höhe, dort befand sich auch ein schmaler Gehweg.

Ihn wollte ich erreichen.

Ich duckte mich unter einem tief führenden Gestänge, ging ein paar Schritte und hatte den Gehweg erreicht.

In der Luft lag noch die Feuchtigkeit vom letzten Regen. Wenn ich ausatmete, standen kleine Wolken vor meinem Mund.

Vom Gestänge der Brücke war immer nur ein Teil zu sehen, genau der, der von den Lampen erhellt wurde. Die übrigen Teile verschwanden in der Dunkelheit, als wären sie von einem Riesenmaul verschluckt worden.

Über der Wasserfläche lag ein leichter Dunstfilm. Ein feiner Nebelstreifen, mehr nicht. Rechts und links am Ufer sah ich hin und wieder einige Lichter. Schwache, gelbe Punkte im Dunst des Abends.

Als ich weiterging, hörte ich meine eigenen Schritte überlaut. Zudem spürte ich, daß die Brücke nie völlig ruhig war. Sie vibrierte immer, es war ein leichtes Zittern, das nicht nur das Gestänge, sondern auch durch die Fahrbahn lief.

Von dem Raben entdeckte ich nichts. War es nur ein einzelner, oder lauerten mehrere davon irgendwo in der Nähe?

Ich ging weiter.

Der parkende Bentley blieb hinter mir zurück. Unter einer querlaufenden Strebe duckte ich mich hinweg.

Im nächsten Moment erklang ein hohles Geräusch, als ich über Eisenplatten ging, dann stand ich wieder auf der Fahrbahn.

Bevor mich das Licht zweier Scheinwerfer erreichen konnte, ging ich in Deckung.

Der Wagen passierte mich.

Wieder wurde es dunkel. Ich wollte die Fahrbahn überqueren und auf die andere Seite gehen. Meine Beretta hielt ich in der Hand. Der Arm hing am Körper herab, doch wenn ein Vogel auftauchte, würde ich sofort schießen.

Der Weg war frei, ich konnte die Fahrbahn überqueren.

Einen Blick nach rechts warf ich. Dort stand der Bentley. Da die Innenbeleuchtung des Wagens nicht brannte, konnte ich Glenda kaum sehen. Ich winkte ihr trotzdem beruhigend zu und überquerte die Straße.

Kaum hatte ich die Mitte erreicht, als ich hinter mir das Geräusch hörte. Mein Gegner mußte irgendwo in Deckung des Gestänges gelauert haben, und zwar so lange, bis ich ihm den Rücken zuwandte.

Jetzt war er da.

Ich kreiselte herum.

Gleichzeitig fuhren aus beiden Richtungen zwei Wagen heran, und ich stand mitten auf der Fahrbahn, sah mich dem Angriff des Rabens mit den glühenden Augen gegenüber und wurde von zwei Seiten mit Licht übergossen.

Dort wo ich stand, schienen die Lichtkegel explodieren zu wollen. Ich konnte überhaupt nichts mehr sehen, wurde geblendet, und mir war klar, daß ich auf keinen Fall stehenbleiben durfte, sonst würden mich die beiden Wagen frontal packen.

Ich ließ den Vogel sausen und hetzte mit gewaltigen Sprüngen weiter.

Ein Fahrzeug war schon verflucht nahe. Fast zu nahe, und der Fahrer mußte hart auf die Bremse treten.

Da kreischten und wimmerten die Reifen. Sie jaulten auf dem Asphalt, ein Hupsignal ertönte, brandete in meine Ohren, und ich stolperte im letzten Augenblick hinter die Pfeiler in Deckung.

Vor dem Fahrzeug war ich jetzt sicher, nicht vor dem dämonischen Vogel. Während ich mit der Balance kämpfte, hörte ich das Flattern der Flügel und sah das Tier dicht vor meinem Gesicht.

Blitzschnell brachte ich die Waffe hoch und feuerte. Der Vogel hatte sein Maul aufgerissen.

Ich gab ihm das Geschoß zu schlucken.

Er explodierte. Federn, Asche, Knochenteile umwirbelten mich, dann hatte ich Ruhe vor ihm.

Nicht vor den Fahrern der beiden Wagen. Die Türen flogen auf, zwei Männer verließen die Fahrzeuge, sie rannten wütend auf mich zu, doch ich hielt ihnen nicht nur die Pistole

entgegen, sondern auch meinen Ausweis. Zusätzlich sagte ich: »Scotland Yard. Fahren Sie weiter, Sie stören einen Einsatz.«

Meine Worte wirkten. Erstaunt schauten sie mich an. Einer antwortete: »Können Sie da nicht vorher warnen?«

»Nein.«

Dann gingen sie und fuhren in getrennte Richtungen ab. Hinter ihnen hatten sich einige Wagen gestaut. Es dauerte etwas, bis sich der Stau auflöste.

Ich wischte den Schweiß von meiner Stirn. Mittlerweile kamen mir Bedenken, ob es richtig von mir war, hier auf der Brücke zu warten. Es konnte leicht einen Unfall geben, und Unschuldige wollte ich in die dämonische Auseinandersetzung nicht mit hineinziehen. Deshalb traf ich eine Entscheidung. Runter von der Brücke. Ich wollte am Ende der Brücke auf Suko warten. Das würde er auch begreifen, ohne daß ich ihn zuvor anrief, denn auf seiner Harley konnte ich ihn nicht erreichen.

Bevor ich auf den Bentley zulief, schaute ich mich um und suchte weitere Raben.

Im Moment konnte ich nichts erkennen. Keine glühenden Augen starteten aus dem Dunkel der Finsternis zwischen den hohen Eisenträgern.

Wieder rauschte ein Fahrzeug heran.

Ich ließ es vorbei, und es befand sich ungefähr auf meiner Höhe, als ich den scharfen Knall vernahm.

Einen Schuß!

Ich zuckte zusammen, schaute sofort zum Bentley hin und sah die drei dämonischen Raben.

Glenda hatte gefeuert. Das Fenster war nach unten gefahren, Glenda hatte sich über den Fahrersitz gebeugt, sich dabei langgemacht und auf die Tiere gezielt, die den Bentley umschwirrten.

Es war nicht sicher, ob sie getroffen hatte, denn als ich mich in Bewegung setzte, schoß sie zum zweitenmal.

Diesmal sah ich deutlich, wie die Silberkugel einen der Körper zerstörte. In der Luft wurde er zuerst gestoppt und dann kurzerhand zerrissen.

Zwei blieben noch.

Die wollte ich mir schnappen.

Die dämonischen Vögel hatten sich auf den Wagen und somit auf Glenda konzentriert, mich bemerkten sie nicht. Vielleicht war ich auch zu schnell, auf jeden Fall hatte ich noch Zeit, meinen Dolch zu ziehen. Ein Sprung aus dem Lauf brachte mich fast bis an den Bentley, mein Arm fuhr von oben nach unten, und der Silberdolch fand mit tödlicher Präzision sein Ziel.

Der Rabe wurde durchbohrt.

Auch hier geschah das gleiche, als hätte ich das Wesen mit einer Silberkugel vernichtet.

Staub, Knochen, Federn, Asche - das alles rieselte mir entgegen. Ich tauchte darunter hinweg, um mich um den letzten Raben zu kümmern. Der jedoch zog die Flucht vor. Er war schneller als ich und verschmolz mit der Dunkelheit des Brückengestänges.

Einen weiteren Raben entdeckte ich nicht in unmittelbarer Nähe. Ich riß die Fahrertür auf und warf mich in den Wagen. Glenda zitterte am ganzen Leib. »Ich ... ich habe einen erwischt«, flüsterte sie.

»Gratuliere.«

»Spaß hat es mir nicht gemacht zu schießen.«

Ich nickte ernst. »Sicher, wem macht es schon Spaß, die Waffe zu gebrauchen? Manchmal jedoch gibt es keine andere Möglichkeit, glaub mir, Mädchen.«

»Ich beneide dich nicht um deinen Job, John.« Sie hob die Schultern. »Aber was soll's, jetzt hänge ich ja auch drin.« Da hatte sie recht.

»Wir werden fahren«, sagte ich.

»Nicht auf Suko warten?«

»Doch. Allerdings am Ende der Brücke. Hier ist es mir zu

gefährlich. Wenn wir angegriffen werden, und Unschuldige geraten zwischen die beiden Parteien, würde ich mir mein Leben lang Vorwürfe machen. Suko wird das begreifen, auch ohne daß wir ihm vorher Bescheid geben. Er fährt sicherlich bis zum Ende der Brücke durch.«

»Wir wollen es hoffen.«

Ich startete. Hinter und vor mir lag die Fahrbahn frei. Es war auch kein Wagen in Sicht, aber Glenda sah etwas.

»John, stopp!«

»Was ist denn?«

Sie deutete nach vorn und nach hinten. »Da, der Schein!« flüsterte sie. »Grün und blau zur gleichen Zeit. Der steht mitten auf der Straße und flackert.«

Was sie mit so vielen Worten umschrieben hatte, dafür hatte ich ein einziges.

Hexenfeuer!

Und es war dabei, uns einzuschließen ...

Etwa zwei Sekunden blieb ich unbeweglich sitzen. Ich mußte mich erst auf die neue Situation einstellen, zudem gefiel mir auch die etwas beengte Sicht nicht, deshalb stieg ich noch einmal aus und stellte mich mitten auf die Fahrbahn.

Ja, Glenda hatte sich nicht getäuscht. Die blaue Wand kam von vorn und auch von der Rückseite.

Es waren hüfthohe Flammen, die über die Straße wanderten, zuckende, tanzende Gebilde, mit Spitzen, so daß sie wirkten wie flammende Schwerter. Die Flucht war uns versperrt. Was blieb, war der Kampf. Ich öffnete den Kofferraum, danach den Deckel des Einsatzkoffers und nahm meinen Bumerang hervor.

Sollte Jane Collins die Flammenwand begleiten, dann mußte ich eine Entscheidung treffen.

Mein Gesicht wirkte wie aus Granit gemeißelt, als ich wieder in den Bentley stieg.

Glenda hatte Angst. Auf ihrer Stirn lagen kleine Schweißperlen.

»Was haben wir für eine Chance, John?«

Ich legte den Bumerang auf meinen Schoß. »Weiß ich nicht. Wir müssen es probieren.«

»Willst du auf die Flammenwand zufahren?«

»Ja.«

»O Gott, die wird uns ...«

»Noch ist nichts sicher, Mädchen. Wenn wir tatsächlich Pech haben sollten, bleibt uns noch der Sprung ins Wasser.«

Ich grinste schief. »Hoffentlich kannst du schwimmen.«

»So einigermaßen.«

»Na denn.« Ich startete. Langsam rollte der schwere Wagen an. Lange konnten die dämonischen Gegner die Flammenwände nicht aufrechterhalten. Sie wurde nicht nur von uns gesehen, auch von anderen Zeugen, die vielleicht die Polizei riefen.

Ansonsten war alles normal. Unter uns gurgelte die Themse, letzte Schiffe fuhren noch, da leuchteten entfernte Lichter, doch auf der Brücke näherte sich uns das lautlose Grauen von beiden Seiten.

Glenda war ebenfalls nicht angeschnallt. In diesem Fall von Vorteil, denn wir mußten wahrscheinlich schnell aus dem Wagen, wenn es hart auf hart kam.

Selten hatte ich so gespannt in meinem Auto gesessen. Und es stellte sich die Frage, ob wir es überhaupt schaffen konnten. Würden die blauen Flammen mein Fahrzeug vielleicht vernichten?

Ich fuhr nur im ersten Gang. Neben dem Wagen hätte ein Baby herkriechen können, so langsam bewegte er sich voran. Auch die blaue Wand blieb nicht stehen. Sie hielt ihre Geschwindigkeit bei, sowohl vor als auch hinter uns.

Dann sahen wir die Raben.

Über der blauen Wand erschienen sie. Dunkle Schatten mit rotglühenden Augen und gefährlich anzusehen.

Wild flatterten sie auf und ab, ohne uns allerdings zu nahe zu kommen. Dafür begleiteten sie zwei andere Wesen, die plötzlich in der Wand aus Flammen standen.

Eine war Jane Collins.

Die andere Wikka!

Die Schülerin hatte ihre Meisterin zu Hilfe gerufen. So langsam kam ich zu der Überzeugung, daß die ehemalige Detektivin es wirklich auf einen entscheidenden Kampf hinauslaufen lassen wollte.

Beide Hexen standen dicht nebeneinander. Vom Äußeren her konnten Frauen nicht gegensätzlicher sein. Wikka mit pechschwarzen Haaren und einem bleichen Gesicht, aus dessen Stirn und dicht am Haaransatz zwei Schlangen wuchsen, daneben die blondhaarige Jane Collins und von der Erscheinung her mit vielen Vorzügen der Natur bedacht.

Zwei vom Aussehen her unterschiedliche Frauen, doch im Prinzip verfolgten sie das gleiche Ziel.

Die Vernichtung und den Dienst an Satan!

Sie kamen mit dem Feuer. Nichts brannte an ihnen, sie standen in den Flammen wie zwei finstere Göttinnen und schauten uns starr entgegen.

»Kannst du nicht schießen?« flüsterte Glenda.

Ich hob die Schultern. »Natürlich, ich weiß aber nicht, ob es etwas ausrichtet. Außerdem tanzen die Flammen, das Büchsenlicht ist schlecht. Wie ich es sehe, müssen wir uns etwas anderes einfallen lassen.«

»Und was?«

»Raus aus dem Wagen.«

»Das meinst du doch nicht im Ernst.«

»Doch.« Ich stoppte schon. Gleichzeitig öffnete ich die Tür an meiner Seite. Mit einer Kopfbewegung machte ich Glenda klar, meinem Beispiel zu folgen.

Auch sie stieg aus.

Bevor Glenda überängstlich wurde, lief ich um die

Kühlerhaube herum und trat dicht neben sie. Ein schneller Blick über die Schulter zeigte mir, daß die Flammenwand an der hinteren Seite verdammt nahe herangerückt war.

Ich bekam eine trockene Kehle. »Sei jetzt ganz ruhig«, hauchte ich Glenda zu. »Hast du deine Pistole?«

»Ja.«

»Dann achte du auf die Raben, ich werde mir meine beiden Freundinnen vorknöpfen.«

»Wenn das nur gutgeht!«

»Werden wir gleich wissen.«

Selbstverständlich hatte ich auch meinen Bumerang mitgenommen. Ich wollte ihn schleudern, und zwar zuerst auf Wikka. Vielleicht gelang es mir, sie zu köpfen, dann konnte ich unter Umständen Jane von dem unheilvollen Bann befreien, wenn Wikka nicht mehr existierte.

Das waren die Gedanken, die mir in Sekundenschnelle durch den Kopf schossen, während ich langsam den rechten Arm hob. In der Hand hielt ich die silberne Banane, in der anderen die Beretta.

Keiner hatte bisher ein Wort gesprochen. Weder Jane, Wikka noch ich. Die Spannung, die sich zwischen uns aufgebaut hatte, wurde unerträglich. Wie ein elektrischer Strom lief sie über meinen Körper, und ich schluckte ein paarmal, um meinen Magen zu beruhigen.

Da hörte ich das Geräusch.

Es war ein Röhren. Dumpf, gleichzeitig fordernd und aggressiv. Und es klang hinter uns auf.

Jemand kam.

Ein Verdacht entstand in meinem Gehirn. Ich wollte ihn bestätigt wissen, drehte mich kurz um und sah plötzlich ein rasendes Ungeheuer durch die Flammenwand stoßen.

Suko und seine Harley!

Der Chinese schien mit ihr verwachsen zu sein. Technik und Mensch waren eine rasende, kraftstrotzende Symbiose eingegangen, die alles niederreißen konnte.

Er war nicht aufzuhalten. Wie ein donnernder Urweltgötze jagte er heran.

Ich zögerte mit dem Wurf und glaubte, trotz dieses mörderischen Geräuschs einen gewaltigen Schrei zu hören.

»Topar!«

Plötzlich war alles anders. Glenda und ich erstarrten, und Suko übernahm die Initiative ...

Dem Inspektor hatte niemand zu erklären brauchen, was geschehen war. Er hatte Augen im Kopf, um zu sehen. Und er handelte. Die Feuerwand schreckte ihn nicht, denn Suko war in diesen Momenten klargeworden, daß er einfach alles auf eine Karte setzen mußte, wenn er noch etwas gewinnen wollte.

Feige war Suko nicht. Auch in dieser Situation bewies er seinen Mut, als er mit vollem Tempo in die Flammenwand hineinraste, obwohl er nicht wußte, was sich dahinter befand.

Für einen Moment spürte er einen seltsamen Schlag, der ihn schwindlig werden ließ. Schwarze Magie hatte ihn angegriffen, dann war er hindurch, und die Magie hatte nicht gewirkt, weil Suko zu schnell gewesen war.

Freie Sicht!

Er sah den Bentley, daneben John und Glenda und weiter vorn die zweite seltsame Flammenwand, über die einige Raben flogen. Und er sah auch Wikka und Jane.

Suko hatte den Stab. Er wußte nicht genau, ob er das Richtige in dieser Lage tat, er versuchte es einfach und schrie das Wort Topar.

Fünf Sekunden Zeitunterbrechung!

Reichten sie?

Nur Suko und seine Maschine konnten sich bewegen. Und die Harley war voll aufgedreht. In fünf Sekunden hatte sie schon eine gewisse Strecke zurückgelegt.

Suko lag so flach auf der Maschine, daß er kaum zu sehen war. Sein Gesicht zeigte einen verbissenen Ausdruck, der rote Helm leuchtete fahl im blauen Licht.

Eins, zwei ...

Er rauschte über sie wie ein Ungewitter. Alles war so schnell gegangen, daß selbst Wikka und Jane nicht schnell genug reagieren konnten, und sie wurden voll gepackt.

Und Suko raste nicht nur genau auf die beiden zu, sondern zwischen sie hindurch. Es bestand kaum Zwischenraum, das hatte der Chinese einkalkuliert.

Dann spürte er den Schlag. Er sah noch Körper wegfliegen, sich in der Luft überschlagen, spürte wieder den magischen Anprall und war durch.

Vor der Brücke hatten sich Fahrzeuge gestaut, hier würde es nicht anders sein.

Sie kamen ihm vor wie Kolosse, rasend schnell wurden sie größer.

Suko bremste, versuchte die Maschine unter Kontrolle zu halten, doch das gelang ihm nicht mehr, er rutschte weg, drehte sich um die eigene Achse, bekam Bodenkontakt und schlitterte über den Asphalt.

Die Harley ließ Suko sausen, denn er hatte sich schnell gelöst. Auch sein Körper wollte ihm nicht mehr gehorchen. Andere Kräfte spielten mit ihm, schleuderten ihn herum, und Suko konnte froh sein, daß der Helm hielt.

Als er schließlich lag, da hatte ihn der Helm vor einem Schädelbruch bewahrt, die dicke Kleidung vor sonstigen Knochenbrüchen, nur Prellungen hatte er sich zugezogen, aber das war er gewohnt, dieser alte Haudegen aus China ...

Als wir uns wieder bewegen konnten, war die Flammenwand an beiden Seiten der Brücke verschwunden.
Klare Sicht.

Und das hieß, daß wir die Scheinwerfer der sich stauenden Fahrzeuge sehen konnten, sowohl vorn als auch hinter uns. Ich stieß Glenda an, die ungläubig in die Runde schaute.

»Komm, Mädchen, wir müssen uns um Suko kümmern.«
An Wikka und Jane dachte ich nicht. Sie waren mir in diesem Moment egal, es zählte nur mein Partner.

Zu ihm rannte ich hin.

Ich fand ihn auf dem Boden hockend und von zahlreichen Menschen umringt. Als ich mich durch den Kreis schob, grinste er. »Na, du alter Schwede, alles klar?«

»Mensch, Suko, du hast Nerven.«

»Die braucht man bei euch auch. Aber hilf mir mal hoch, so eine Rutschpartie hat auch ihre Tücken.«

Was mit Wikka und Jane nun genau passiert war, das wußten wir nicht. Auf jeden Fall waren die beiden verschwunden. Ihre dämonischen Raben hatten sie mitgenommen.

»Ob sie vernichtet sind?« fragte Glenda.

»Dann würde mein Stab nicht mehr funktionieren«, erwiderte Suko und warf Glenda einen schrägen Blick zu, bevor er lächelte. »Um euch zu retten, hätte ich das gern in Kauf genommen.«

Um es vorwegzunehmen: Sukos Stab funktionierte noch. Ein Zeichen, daß er Wikka und Jane nicht getötet hatte. Es dauerte dennoch länger und war bereits Mitternacht, als wir Glenda bei den Conollys ablieferten.

Natürlich mußten wir erzählen. Zwischendurch erreichte uns ein Anruf, daß Sukos Maschine zur Reparatur gebracht worden war. In einigen Tagen sollte er sie zurückbekommen.

Vier Stunden später machten wir uns wieder auf die Socken. Sheila, Glenda und Bill standen in der Haustür und winkten. Sheila hatte den Arm um Glenda gelegt. Die beiden würden sich bestimmt vertragen, und ich hoffte, daß Jane Collins von ihrer Rache erst einmal genug hatte, denn

wir hatten uns auch noch mit anderen Gegnern herumzuschlagen.

Und nicht zu knapp, wie die nächsten Fälle zeigen sollten ...

BELPHÉGORS RÜCKKEHR

Zuerst war nur ein gewaltiges Rauschen zu hören. Dann löste sich aus dem Grau der Dunkelheit ein riesiger Schatten, bewegte seine Flügel, spielte mit dem Wind und glitt näher. Glühende Augen durchbrachen mit ihren Blicken die Dunkelheit, und als sich die Flügel zusammenfalteten, stieß das Untier einen fauchenden Laut aus.

»Du kommst spät!« stellte die Frau in dem schwarzen, hautengen Lederdreß sachlich fest. »Wir warten schon!«

»Was ist für Vampiro-del-mar schon die Zeit?« entschuldigte er sich auf seine Weise.

»Seit ich die Mordliga führe, wird nach meinen Gesetzen vorgegangen«, gab sie zurück.

»Bilde dir nichts ein!« Grollend stieß die Riesenfledermaus die Worte hervor. »Bis jetzt habe ich dich geduldet, aber wenn du versuchst, uns in die Knute zu zwingen, werde ich dich vernichten!«

»Dann fang jetzt an!« Die Frau baute sich breitbeinig auf. Hinter ihr erhoben sich die Felsen als konturlose Schatten. Dazwischen gähnte dunkel der Eingang einer Höhle. Die Frau konnte sich ihrer Sache sicher sein, denn unter ihrer Führung existierte die Mordliga weiter. Oder vielmehr deren Reste. Dazu gehörten Vampiro-del-mar, Xorron, Herr der Zombies und Ghouls, und last not least Lady X, die Frau mit dem schwarzen Lederanzug, >von Beruf< Vampir.

Das bewies sie deutlich, indem sie ihre Zähne entblößte. Zwei scharfe Hauer kamen zum Vorschein, und mit einer lässig anmutenden Bewegung ließ sie die Maschinenpistole von der Schulter rutschen. Sie hatte diese Waffe mit Silberkugeln geladen. Etwas Unwahrscheinliches und Außergewöhnliches, daß ein Schwarzblüter mit den Waffen schoß, die eigentlich für ihn tödlich waren.

Sie richtete die Mündung auf Vampiro-del-mar. »All right, Supervampir«, bemerkte sie spöttisch. »Willst du die Entscheidung, oder willst du sie nicht?«

Vampiro-del-mar hatte sich verwandelt. Weg von der

Fledermaus und zurück in ein grauerregendes Monster. Gewaltig war sein Körper. Bedeckt wurde er von lumpenartiger Kleidung. Sein Gesicht war als solches kaum zu bezeichnen. Eine schreckliche Kraterlandschaft, überdeckt mit Pusteln, Geschwüren und von winzigen Blutadern durchzogen.

Seine Vampirzähne erinnerten an die Reißer eines Säbelzahn timers. Wenn er sie gegen ein Opfer einsetzte, war es verloren. Vampiro-del-mars Blutdurst konnte man als unstillbar bezeichnen, aber er hütete sich auch, allzu sehr gegen Lady X vorzugehen, denn sie besaß genau die Waffen, die er gern gehabt hätte.

Da war nicht nur die mit Silberkugeln geladene Mpi - auf die hätte er verzichten können -, sondern auch der Würfel des Unheils. Wer ihn hatte, besaß die Macht, denn der Würfel ließ sich manipulieren, er paßte sich den Wünschen seines Besitzers an. Waren diese nun schlecht, dann reagierte der Würfel dementsprechend und vernichtete. Bei guten Gedanken jedoch war er eine große Stütze.

»Ich warte«, sagte Lady X kalt.

Vampiro-del-mar hob die knöchigen Schultern. »Nein«, erwiderte er dumpf, »den Zeitpunkt bestimme ich.«

»Wie du willst, dann geh in die Höhle!«

Sie konnten sicher sein, daß sie hier niemand störte. Beide befanden sich dort, wo kaum eines Menschen Fuß hinkam. Hoch oben in einem verlassenen Gebirgstal der Anden, wo der Wind um die Felsen heulte und der steinige Boden nicht zuließ, daß irgend etwas wuchs. Hier konnte kein Mensch existieren, und auch Bergsteiger mieden diesen Flecken Erde. Sie suchten sich andere Hochtäler für ihre Kletterpartien aus. Vampiro-del-mar hatte diese Höhle gefunden, als er mit seinen Helfern, den roten Vampiren, unterwegs war. Nachdem die Festung auf Feuerland zerstört worden war, brauchten sie einen neuen Unterschlupf, um von ihm aus ihre Aktionen starten zu können.

In dieser Höhle fühlten sie sich einigermaßen sicher. Es war ein teuflisches Trio, das sich da zusammengefunden hatte. Monster, die die Welt aus den Angeln heben konnten, wenn sie wollten. Sie wollten auch, doch zum Glück gab es da einige Menschen, die inzwischen bemerkt hatten, was die Geschöpfe der Finsternis versuchten. Mutige Männer und Frauen wie John Sinclair und dessen Freunde, Erzfeinde der Mordliga und immer auf dem Sprung, diese zu vernichten. In der Höhle brannte ein Feuer. Das Holz hatten sie beschafft. Es war so trocken, daß die Flammen kaum Rauch absonderten, während sie der Höhlendecke entgegenleckten und ihren Widerschein auf die dritte Gestalt warfen, die in der Höhle wartete.

Xorron!

Ein Untier, ein Monster - das alles traf auf ihn zu. Er war kaum zu beschreiben und auch nicht zu erfassen. Milchig weiß schimmerte seine Gestalt. Wenn man ihn näher anschaute, sah man die Umrissse eines Knochengestells innerhalb des Körpers. Aus was die Haut bestand, wußte niemand. Sie war aber so gut wie unzerstörbar. Weder Feuer, Kugeln noch Granaten konnten ihr etwas anhaben, und auch Weiße Magie schaffte es nicht, sie zu vernichten.

Xorron war der Fels in der Brandung Weißer Magie.

Erst beim Näherkommen fiel auf, daß sich sein Gesicht doch nicht so glatt präsentierte, wie es den Anschein hatte. In dem großen, ovalen Schädel befanden sich Schlitzze, womit Mund, Nase und Augen angedeutet werden sollten. Wenn er allerdings den Mund öffnete, kamen Zähne zum Vorschein, die an ein Stahlgebiß erinnerten. Damit konnte er alles zerreißen, wie er es auch jetzt demonstrierte, als die beiden anderen die Höhle betraten.

Xorron war auf Jagd gegangen. Und er hatte es geschafft, sich einen Bergpuma zu holen. Ihn fraß er. Seine Zähne rissen die Fleischstücke aus dem Körper. Die Knochen schleuderte er ins Feuer, so daß Funken hochaufstiegen.

Der Gigant ließ sich auch nicht stören, als Vampiro-del-mar und Lady X die Höhle betraten. Er riß und fraß weiter, bis der Bergpuma verspeist war.

Lady X schaute aus kalten, glitzernden Augen zu, wobei sie an John Sinclair dachte. Sie hoffte, daß Xorron irgendwann mit ihm einmal das gleiche anstellen würde wie mit diesem Puma.

Eigentlich fehlte noch jemand in diesem illustren Kreis. Eine totgeglaubte Person, die einmal zur Mordliga gehört hatte und von Lady X mit einer Garbe aus der Silberkugel-MPi getötet worden war. So dachte die Vampirin jedenfalls. Bis sie eines Besseren belehrt wurde und Lupina, die Werwölfin, wieder vor ihr stand.

Sie war nicht gestorben, sondern mit ihrem Sohn, mit Orapul oder Luparo eine magische Symbiose eingegangen, die sie weiterhin am Leben hielt. Wie dies genau abgelaufen war, wußte Lady X bis heute noch nicht zu sagen, hoffte allerdings, es einmal zu erfahren.

Die beiden waren Feinde. Lupina hatte sich der Vampirin eigentlich nur gezeigt, um mit ihr abzurechnen und sie gleichzeitig in eine Falle zu locken. Das lief aber schief, und sie mußten sich zwangsläufig wieder verbünden, um gegen ihren gemeinsamen Feind, John Sinclair, anzugehen, der dabei war, die Geheimnisse seines Kreuzes zu enträtseln. Sie hatten im Verein mit dem Spuk alles versucht, um es zu verhindern, aber nicht geschafft. John Sinclair war um eine große Erfahrung reicher geworden, und die Schwarzblieder hatten das Nachsehen.

Was Lupina jetzt tat und wo sie sich herumtrieb, das interessierte Lady X nicht, denn sie hatte im Augenblick andere Sorgen, und die wollte sie ihren Verbündeten mitteilen.

Mit einem letzten Schmatzen schluckte Xorron den Fleischrest und schleuderte einen Knochen ins Feuer. Aus seinem strichdünnen Mund rann Blut.

Pamela Scott, genannt Lady X, schaute wieder auf

Vampiro-del-mar. Der hatte den Blick gesenkt, wahrscheinlich wälzte er finstere Rachepläne, wie er es immer tat, wenn sie nicht gerade eine gemeinsame Aufgabe hatten. Er konnte es nie überwinden, daß er nicht an das Blut der Frau herangekommen war, als sie noch als normaler Mensch herumlief. Das hatte Solo Morasso, der zu der Zeit die Mordliga noch führte, verboten. Nun war Lady X selbst hinter dem Blut der Menschen her.

Wie gern hätte Vampiro-del-mar die Führung der Mordliga übernommen, aber er mußte immer wieder zurückstecken und sich den Argumenten der anderen beugen.

Lady X besaß ihm gegenüber einen Vorteil. Sie hatte ihr menschliches Aussehen in etwa behalten, sah man von ihren Vampirzähnen ab. Bei Vampiro-del-mar konnte man das nun nicht behaupten. Da die ehemalige Terroristin zudem zur neuen Art der Vampire gehörte - sie konnte sich auch tagsüber bewegen -, war es ihr vergönnt, sich unter die Menschen zu mischen, ohne großes Aufsehen zu erregen. Sie war ein erstklassiger Späher und Kundschafter. Zudem besaß sie noch den Vorteil, daß Xorron bedingungslos auf ihrer Seite stand, und vor ihm und seiner gewaltigen Kraft fürchtete sich selbst ein Monstrum wie Vampiro-del-mar.

Wenn Lady X eine Besprechung einberief, ging es meist um wichtige Dinge, ansonsten ließ sie ihren Vasallen freie Bahn. Da zog Vampiro-del-mar mit seinen roten Blutsaugern durch das Land, schlug hier und da ein Opfer und war auch auf der Suche nach den Strigen, seinen Feinden aus der Urzeit.

Einmal waren sie bisher zusammengestoßen. Die roten Vampire hatten Verluste erleiden müssen, denn die Satans-eulen, wie die Strigen auch genannt wurden, waren nicht so einfach zu vernichten. Schließlich galt der Eulenzauber als einer der ältesten der Welt.

Lady X hatte sich ihre Worte zuvor genau zurechtgelegt.

»Bisher hat man uns in Ruhe gelassen. Ich spreche da nicht von John Sinclair, sondern von den anderen Schwarzblütern

wie den Großen Alten, den Erzdämonen, und auch Asmodis. Selbst die Hexen mit ihrem gewaltigen Kult kamen uns nicht in die Quere, denn letzten Endes steht hinter allem ein gewaltiges Ziel: die Vernichtung unserer Feinde. Mittlerweile jedoch sind Umstände eingetreten, die mich an einer Solidarität der Schwarzblüter zweifeln lassen, und das aus gutem Grund.« Sie schaute jeden an, weil sie sehen wollte, ob ihre Worte wirkten, doch in den Gesichtern der Monster regte sich nichts. Lady X hatte sie mit ihren wohlfeinen Worten nicht beeindrucken können.

»Was ist geschehen?« fragte der Supervampir.

»Es ist jemand zurückgekehrt, der lange Zeit verschollen war und den man mit ruhigem Gewissen zu den Erzdämonen zählen kann, wenn er auch nicht zum direkten engeren Kreis gehört.«

»Und wer ist es?« Wieder fragte Vampiro-del-mar.

»Belphégor.«

»Der Hexer mit der Flammenpeitsche?«

»Ja, du kennst ihn?«

»Ich habe von ihm gehört. Damals, als es auf dieser Erde noch anders aussah, da hat es ihn schon gegeben. Aber er war lange verschollen.«

Lady X nickte. »Belphégor ist wieder auf der Erde erschienen.«

»Woher weißt du das?«

»Durch den Würfel. Hin und wieder werfe ich einen Blick hinein. Er zeigt mir vieles, was anderen verborgen bleibt. Und der Würfel hat mich auch vor ihm gewarnt.«

»Er hat dich gewarnt?«

»Ja, denn wie ihr wißt, haben sich die Zeiten ein wenig geändert. Uralte Kräfte greifen in das Geschehen mit ein. Damit meine ich die Großen Alten, Dämonen aus Atlantis und auch noch vor dessen Zeit. Sie machen sich bereit für eine Rückkehr, und sie sollen, zusammen mit dem Höllenvurm Izzi, hinter allem stehen.«

»Das kann ich kaum glauben!«
»Es ist aber so«, sagte Lady X.
»Sollen wir uns gegen ihn stellen?«
»Nein, wir werden ihn nur beobachten.«
»Dazu müssen wir wissen, wo er sich befindet: Er wird eine Aufgabe haben.«
»Das stimmt allerdings.« Jetzt lächelte Lady X. »Ich weiß auch, wo er steckt, und ich ahne inzwischen, was er vorhat. Wir werden genau achtgeben, und sollte er sich nicht auf unsere Seite stellen, müssen wir zuschlagen.«
»Ihn töten?«
»Ich würde es zwar nicht gern tun, doch es kommt allein auf ihn an. Nur hätten wir dann einige Schwarzblüter gegen uns, aber das sollte uns ja nicht schrecken - oder?«
»Nein, bestimmt nicht«, erwiderte der Supervampir. Und Xorron, das andere Monster nickte nur ...

Belphégor!

Ein Name, ein Dämon - ein Alptraum.

Auch für mich, denn ich hatte bereits eine Begegnung mit ihm gehabt und seine Gefährlichkeit kennengelernt.

Belphégor war ein mordendes Monstrum.

Hier, ganz in der Nähe von London, sollte er wieder aufgetaucht sein. Man hatte uns informiert - meinen Freund und Kollegen Suko und mich.

Der Fall war grauenhaft. Mehrere Bewohner eines kleinen Londoner Vorortes hatte der Dämon mit der Flammenpeitsche in eine alte Mühle gelockt und bei einem schwarzmagischen Ritual ermordet. Die Kollegen des hiesigen Reviers hatten Suko und mich informiert.

Angeblich gab es so etwas wie eine Zeugin. Eine junge Frau war im nahen Polizeirevier aufgetaucht und hatte von mehreren Leichen in der alten Mühle berichtet. Sie hatte auch von einem Dämon namens Belphégor gesprochen. Maria Ketto

hieß dieses Mädchen, und sie war den Polizisten bekannt, galt als verrückt, denn sie behauptete, hellseherische Kräfte zu haben. Trotzdem schauten die Beamten nach - und fanden in der alten Mühle die scheußlich verstümmelten Leichen dreier Menschen.

Sie waren bei einem magischen Ritual ermordet worden. So behauptete die verrückte Maria Ketto, die dies in einer Vision gesehen haben wollte. Deshalb hatten die Kollegen auch Suko und mich informiert, denn wir beschäftigten uns mit solchen Fällen.

Außerdem war der Name Belphégor gefallen, der mir nicht unbekannt war. Maria Ketto hatte diesen Namen genannt, deshalb waren wir sofort gekommen.

Doch warum hatte Belphégor die Menschen ermordet? Weil er ihre Lebensenergie brauchte, um weitere Kraft zu gewinnen? Aber wofür brauchte der Dämon diese zusätzliche Kraft?

Leider hatten wir keinerlei Anhaltspunkte darüber, was Belphégor plante und welche Ziele er verfolgte. Doch wir konnten uns wohl auf einiges gefaßt machen.

Suko und ich befanden uns also nun bei der alten Mühle, hatten uns den Tatort auch schon angeschaut. Die Kollegen von der Mordkommission waren noch bei der Arbeit, und auch unser Chef, Sir James Powell, war erschienen. Mit uns zusammen stand er draußen, hatte seine Hände in den Taschen des vorn offenstehenden Mantels vergraben und schaute auf die von zahlreichen Standscheinwerfern angestahlte Mühle.

»Es gibt also keine Spuren«, stellte unser Chef fest, nachdem er von uns informiert worden war.

»Nein, Sir, keine«, antwortete ich.

»Dann versuchen Sie es auf Umwegen. Belphégor ... dieser Dämon ist zu allem fähig. Das gefllt mir nicht.«

»Sie sagen, was ich denke, Sir«, erwiderte ich.

»Werden Sie nicht pathetisch.« Der Alte krauste die Stirn.

Seine Laune war in letzter Zeit tiefer gesunken als der Gefrierpunkt. Wir wußten nicht, was in unseren Chef gefahren war. Vielleicht gab ihm dieses geballte Auftreten unserer Gegner zu denken. Um sie alle zu bekämpfen, hätten wir zehnmal mehr Arme, Beine und Waffen haben müssen.

»Ihrer Meinung nach ist hier nichts mehr zu machen?« stellte Sir James fest.

»So ist es.«

»Gut, dann können wir fahren. Seien Sie morgen pünktlich im Büro.«

»Wir werden uns bemühen, Sir.«

Der Superintendent nickte uns knapp zu und ging zu seinem Wagen, wo der Fahrer wartete und ihm die Tür aufhielt.

»Das kannst du nächstens auch bei mir machen«, meinte Suko.

»Was?«

»Die Tür aufhalten.«

»Ich glaube, mein Affe spuckt. Die schlage ich bei dir höchstens zu, dann kannst du als Vertreter herumlaufen.«

»Wie kommst du denn darauf?«

Ich grinste und wies auf sein Gesicht. »Vertreter haben doch alle so platte Nasen, weil ihnen immer die Tür vor dem Gesicht zugeschlagen wird, deshalb.«

»Das ist ja nicht mehr zum Aushalten!« Suko verzog den Mund, ging dann ein paar Schritte vor, weil der Leiter der Mordkommission mit uns sprechen wollte.

Der Mann hieß Brigg und stand im Range eines Oberinspektors. »Diese Toten«, sagte er und rieb sich die klammen Finger. »Der Arzt sagt, da muß eine Bestie gewütet haben, denn die Menschen sind ja regelrecht ...«

»Hören Sie auf, Kollege, wir wissen es!«

Brigg, ein abgebrühter Profipolizist, grinste. »Schwache Nerven, Sinclair, wie?«

»Nein, aber so etwas braucht nicht breitgetreten zu werden.«

»Was machen Sie jetzt? Zurück nach London, oder schauen Sie sich noch einmal die Mühle an?«

»Nein, die ist ja von unten bis oben durchsucht worden. Sie sprachen am Telefon von einem Mädchen, daß Sie dazu brachte, sich in der alten Mühle umzuschauen. Wie hieß dieses Mädchen gleich ...?«

»Ihr Name ist Maria Ketto«, antwortete Brigg. »Sie ist noch sehr jung, gilt aber als ziemlich versponnen, sogar als geistig umnachtet und zurückgeblieben. Sie behauptet zudem, hellseherische Fähigkeiten zu haben. Trotzdem sind die Kollegen ihrem Hinweis nachgegangen, als sie von einem magischen Ritual und von den Morden sprach, die sie in einer Vision gesehen habe, und da haben die Kollegen die Sauerei hier entdeckt.«

»Wo befindet sich Maria Ketto jetzt?«, wollte ich wissen.

»Im nächsten Polizeirevier. Aber aus der kriegen Sie nichts heraus. Die Kleine ist verrückt, faselt immerzu von ihren Visionen.«

»Und auch von einen Dämon namens Belphégor?« vergewisserte ich mich.

»Ja, so ist es. Verrückt, oder?«

Ich wandte mich Suko zu. »Komm, Alter, wir fahren.«

Wir schlenderten zum Wagen, stiegen ein, und ich lenkte den Bentley auf die Straße.

»Belphégors Rückkehr ...«, murmelte Suko. »Verdammte Kiste!«

Damit hatte er mir voll aus dem Herzen gesprochen.

Die flache Landschaft lag in eine nächtliche Ruhe und Dunkelheit eingebettet. Weit voraus konnten wir einen hellen Widerschein am Himmel sehen. Dort lag der gewaltige Moloch London, eine Stadt, die alles fraß und in der Dunkelheit aus einer irren Sinfonie unzähliger Lichter bestand.

»Eigentlich möchte ich unterwegs noch einen kleinen Halt einlegen«, sprach ich Suko an.

»Und wo?«

»Bei der Polizei. Weißt du, Suko, mir geht das Mädchen Maria Ketto nicht aus dem Kopf.«

»Die der Polizei den Hinweis auf die alte Mühle gab?«

»Genau.«

»Aus einer Wahnsinnigen wirst du kaum etwas herausbekommen.« Mein Freund zeigte sich pessimistisch.

Ich schüttelte den Kopf. »Da bin ich anderer Meinung als du. Vielleicht kann sie uns einen Hinweis auf Belphégor geben. Sie hat den Namen immerhin erwähnt.«

»Bist du da so überzeugt?«

Ich hob die Schultern. »Was heißt überzeugt? Aber versuchen kann man's ja. Oder hast du so große Sehnsucht nach London?«

»Nein, nein, auf eine halbe Stunde kommt es nicht mehr an«, erklärte Suko.

Wenig später erreichten wir eine Kreuzung. Um in die City zu gelangen, hätten wir links abbiegen müssen, wir fuhren jedoch geradeaus weiter, wo ich die Lichter eines der nördlichsten Vororte der Millionenstadt sah.

Ich freue mich immer, wenn ich Bauernhöfe sehe. Auch die hat London noch aufzuweisen. Wir fuhren an Scheunen, alten Häusern und Tankstellen vorbei, bis wir schließlich in das Zentrum des Ortes gelangten.

Man schlief.

Nicht nur die Menschen, auch die Häuser sahen so aus, als lägen sie im tiefsten Schlaf. Es brannten zwar die Straßenlaternen, aber in den Schaufenstern der Geschäfte sahen wir kein Licht. Die Leute sparten eben Energie.

Wo es zur Polizei ging, wußte ich nicht. Im Zentrum, wo ein kleiner Marktplatz lag, fanden wir den Bau nicht. In einem Pub erkundigte ich mich.

Zwei müde Gäste gaben mir Antwort.

»Wieder zurück«, sagte ich, als ich in den Wagen stieg.

Wenden. Dann hinein in eine schmale Seitenstraße, die an

der Kirche vorbeiführte, dann an einer Mauer. Dahinter mußten wir abermals nach rechts einbiegen, um zu unserem Ziel zu gelangen. Das Haus lag ein wenig versteckt hinter hohen Bäumen. Richtig idyllisch. Abgefallene Blätter hatten auf dem Boden einen dicken, seifigen Belag gebildet, deshalb mußte ich vorsichtig fahren. Als Wegweiser diente mir eine helle Lampe, die an der Hauswand der Polizeistation brannte. Ich stoppte den Bentley neben einem Streifenwagen. Als wir ausstiegen, hörten wir schon die Schreie. Spitz und grell erreichten sie unsere Ohren. Es waren grauenhafte Laute.

Suko und ich warfen uns über das Wagendach hinweg einen kurzen Blick zu. Mit ein paar Schritten war ich am Kofferraum, öffnete ihn und holte meinen Bumerang hervor. Dann nickte ich dem Chinesen zu. »Los, Alter, komm! Scheint mir so, als hätte ich genau die richtige Nase gehabt.« Diesmal hörte ich von meinem Partner keinen Widerspruch.

Wir wußten ja nicht, was im Innern des Polizeigebäudes alles geschah, deshalb zogen wir sicherheitshalber unsere Waffen, als wir die Treppe zur Eingangstür hochliefen.

Abgeschlossen war sie nicht. Suko hatte die Stufen rascher überwunden. Mit der Schulter rammte er die Tür auf, und die Schreie der Frau wurden lauter.

Dazwischen hörte ich barsche Männerstimmen. Den Worten nach zu urteilen, waren die Beamten mit Maria Ketto überfordert, denn keine andere als sie hatte so geschrien. Bevor wir etwas unternehmen konnten, wurde die Tür links von uns so heftig aufgestoßen, daß sie mir fast gegen das Knie geprallt wäre.

Zwei Polizisten hielten eine junge Frau fest.

Sie hatte sich in eine Furie verwandelt. Ihr Gesicht zeigte Kratzspuren, und von ihren Lippen sprühte Speichel.

Ein Mädchen in Rage!

Als die Polizisten uns sahen, waren sie so überrascht, daß sie das Mädchen losließen. Die rannte sofort auf uns zu, wollte zwischen uns durch, um die Tür zu erreichen.

Suko schnappte sich das wilde Frauenzimmer. Eine Hand brauchte er nur, denn gegen den Griff meines Freundes kam das Mädchen nicht an, da konnte es sich noch so anstrengen, Suko hielt eisern fest.

»Mein Name ist John Sinclair. Wir sind von Scotland Yard!« rief ich schnell und steckte die Waffe wieder weg, damit kein Unglück geschah. Dann zeigte ich meinen Ausweis vor.

»Verdammt, was ist hier los?« wollte ich dann wissen. Ich wies auf das Mädchen. »Ist dies Maria Ketto?«

»Ja, Sir«, sagte einer der Beamten und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Ich erklärte ihm, weshalb Suko und ich hier waren.

Der Polizist nickte. »Tja, Sir, ich habe alles versucht. Auch mein Kollege, aber die war einfach nicht zur Vernunft zu bringen. Wir wollten ein Protokoll aufzusetzen, aber ...« Er schwieg und hob die Schultern.

»Gehen wir hinein«, schlug ich vor.

Wir betraten den Revierraum. Es war ein altes Revier. Hier sah es aus wie in manchen Fernsehkrimis, wenn alte Polizeireviere gezeigt werden. Sogar die vergilbten Steckbriefe hingen an den Wänden. Der Bildschirm eines Terminals wollte nicht so recht zu der Einrichtung und dem Flair des Reviers passen. Er wirkte wie ein Fremdkörper. Es gab drei Schreibtische, die im Halbkreis zueinander standen, und unter der gelblich schimmernden Decke klebten die Überreste zahlreicher Fliegen. Auch ein altes Bild von der Queen sah ich, und die Schreibmaschinen konnte man ebenfalls ins Museum schicken. Nur der Kalender war von diesem Jahr.

Zusammen mit den beiden Polizisten hatte ich das Revierbüro betreten. Suko folgte uns.

Maria Ketto hing in seinem Griff. Der Inspektor hatte ihren Arm hochgebogen, deshalb mußte sie gebückt gehen. Das Gesicht war verzerrt. Nicht vor Schmerzen, sondern vor Wut. Vor mir stoppte Suko.

Ich nahm auf einer Schreibtischkante Platz, damit ich ihr ins Gesicht schauen konnte. »Maria«, sprach ich sie an. »Mein Name ist John Sinclair. Ich bin Oberinspektor bei Scotland Yard. Sind Sie bereit, mir ein paar Fragen zu beantworten?« Maria Ketto stampfte mit dem Fuß auf. »Loslassen!« keuchte sie. »Verdammt, er soll mich loslassen!«

»Erst wenn Sie versprechen, daß Sie vernünftig sind!« Sie riß den Kopf hoch. »Ich will nicht mehr eingesperrt werden!« schleuderte sie mir ins Gesicht. »Verflucht, ich will es nicht mehr. Ich kann nicht ...«

»Schon gut, wir werden das regeln.«

»Neiiinnn!« kreischte sie. »Belphégor kommt! Der Dämon mit der Flammenpeitsche!«

»Sie kennen ihn?« fragte ich.

»Ja, ja, ja! Ich habe ihn gesehen!«

Ich gab Suko ein Zeichen. Mein Partner verstand. Er drehte Maria herum und führte sie auf einen freien Holzstuhl mit Armlehnen zu. Dort drückte er sie nieder. »Versprechen Sie mir, kein Theater mehr zu machen?«

»Werde ich auch nicht mehr eingesperrt?« fragte sie.

»Das kommt auf Sie an!«

Plötzlich lachte sie, obwohl kein Grund dazu bestand. Sie beugte den Oberkörper so weit vor, daß man Angst haben konnte, sie würde vom Stuhl kippen, schwang sich dann allerdings zurück und lehnte sich wieder an, um erneut zu kichern.

»Möchten Sie etwas trinken?« fragte ich, um überhaupt ein paar Worte zu sagen.

Sie schaute mich an.

»Ein Glas Wasser, Maria?«

»Ja,ja.«

»Holen Sie es!« Ich gab einem Beamten die Anweisung. Suko war neben mich getreten, und ich flüsterte: »Die weiß bestimmt mehr, als wir bisher angenommen haben.«

»Meinst du?«

»Klar«, sagte ich, während der junge Polizist mit einem Glas Wasser aus dem Nebenraum zurückkehrte.

Ich nahm es ihm ab und hielt es dem Mädchen hin. Maria hob den Blick, schaute mich an und riß mir dann das Glas aus der Hand. So heftig, daß das Wasser überschwappte. Sie leerte es, ohne abzusetzen. Dann tat sie etwas, was uns alle überraschte.

Bevor wir eingreifen konnten, zerschlug sie das Glas auf der linken Stuhllehne. Es zersplitterte zur Hälfte, aber den unteren Teil hielt das Mädchen noch in der Hand. Auf dem Boden des Glases erhoben sich die scharfen Splitter. Wie gefährliche Dolche stachen sie in die Höhe, und Maria wollte sich die Spitzen in die Pulsadern der linken Hand stoßen.

Ich stand am nächsten bei ihr.

Blitzschnell schoß meine Hand vor. Den Arm oder das Gelenk bekam ich nicht mehr zu fassen, aber ich konnte gegen den Arm schlagen und ihn so aus der Richtung bringen.

Die Glasspitzen fehlten, rissen nur aus der Pulloverwolle einen langen Faden, dann schlug ich Maria das Glas aus der Hand. Es zerschellte endgültig.

»Bist du eigentlich wahnsinnig, Mädchen?« flüsterte ich.

Ich sagte den Satz automatisch. »Weshalb wolltest du dich umbringen?«

Maria lachte wieder so schrecklich unecht. Dann begann sie zu schluchzen, praktisch ohne Übergang. »Es hat doch keinen Sinn!« behauptete sie. »Ich bringe mich lieber selbst um, bevor es Belphégor tut. Er lauert auf mich, ich weiß es.«

»Und warum will er dich umbringen?«

»Ich habe ihn gesehen!« Sie rollte plötzlich mit den Augen.

War sie vorhin schon bleich gewesen, so wich jetzt sämtliche

Farbe aus ihrem Gesicht. »Er ist in der Nähe«, hauchte sie.
»Verdammt, er ist ganz in der Nähe. Ich spürte es, er wird zu mir kommen.«

»Keine Sorge«, widersprach ich. »Wir werden Sie beschützen, Maria.«

»Nein, nein, ihr belügt mich. Ich kann euch nicht glauben. Er ist stärker als ihr!«

»Weshalb sollte er Sie umbringen?«

»Ich habe ihn gesehen, und er stand in der Tür. Ja, er stand in der Tür und schaute mich an.«

»In welcher Tür?«

»In der Küchentür, die nach draußen führt.« Maria drehte den Kopf, als würde sie die Tür sehen. Wir fragten uns, ob sie phantasierte oder die Wahrheit sprach. Es war schwer, dies herauszubekommen, vorstellen konnte ich es mir schon.

»Und dann?«

Maria Ketto zog die Schultern hoch, als würde sie frösteln. Ihr rundliches, leidlich hübsches Gesicht wurde zu einer Maske der Angst. Mit dumpfen Worten stieß sie die Antwort hervor. »Dann«, so flüsterte sie, »dann versprach er mir, mich zu töten.« Sie nickte heftig. »Ja, er wollte sich umbringen, und zwar mit einer Säge!«

»Das gibt es doch nicht.«

»Doch, doch. Er gab mir das Versprechen, es zu tun. Er würde mich holen, ehrlich ...«

Ich trat einen Schritt zurück, denn Maria sprach nicht mehr weiter. Alle sahen wir die Gänsehaut, die über ihr Gesicht lief. Einer der Polizisten räusperte sich. Es war der ältere von beiden. »Sir, ich bin nur ein kleiner Konstabler und verstehe nichts von Psychologie, aber so recht traue ich den Worten des Mädchens nicht. Die ist nicht bei Verstand, das ist meine Meinung.«

»Und deine?« fragte ich Suko.

Der Inspektor krauste die Stirn. »Ich bin mir nicht so sicher, John.«

»Komm, weich nicht aus.«

»Ich urteile nicht so scharf wie der uniformierte Kollege.«
Maria Ketto meldete sich wieder. »Überall«, flüsterte sie,
»er wird mich überall finden. Ich kann mich nicht verstecken.«

»Wollen Sie das Mädchen mitnehmen?« wurde ich gefragt.
Ich konnte den Konstabler verstehen. Wenn wir Maria mitnahmen, waren sie das Problem los. »Wäre nicht schlecht«, erwiderte ich und sah Sukos zustimmendes Nicken.

»Wohin?«

Maria schaute auf, denn sie hatte uns genau verstanden.

»In Sicherheit«, antwortete Suko.

»Das schafft ihr nicht, das schafft ihr nicht. Er kommt, er ist in der Nähe. Ich habe ihn sogar von meinem Fenster aus gesehen. Hinten, wo die Bäume stehen, da hat er sich versteckt, und er hat die verdammte Säge bei sich!«

Ich blickte zu den Konstablern. »Stehen hinter diesem Haus Bäume?«

»Ja, es gibt da einen alten verwilderten Garten.« Der ältere Polizist klopfte seine Pfeife aus. »Aber ich glaube kaum, daß sich dort jemand versteckt hält!«

»Ja!« kreischte Maria und schoß von ihrem Stuhl hoch.
Suko legte ihr schnell eine Hand auf die Schulter. Er drückte sie zurück. »Ist ja schon recht, wir glauben Ihnen!«
Sie blieb angespannt sitzen. Ihr Körper hatte sich versteift.
Der Vergleich mit dem verschluckten Stab fiel mir ein, so hockte Maria auf dem Stuhl.

»Er war da!« flüsterte sie. Jetzt klang ihre Stimme wieder normal, wenn auch die Angst darin mitschwang. »Ich habe ihn genau gesehen, zwischen den Bäumen ist er hergeschlichen.«
Sie atmete schnell und heftig. »Wir kommen hier nicht weg!«
Als der Polizist ein Zündholz anriß, um seine neugestopfte Pfeife in Brand zu stecken, da flog das Mädchen herum.
»Beruhigen Sie sich«, sagte Suko. »Es geschieht wirklich nichts. Wir sind bei Ihnen, und wir nehmen Sie mit.«

Sie schüttelte so heftig ihren Kopf, daß die Haare flogen.
»Nein, nein, es ist zu spät. Viel zu spät, glaubt mir. Wir können ihm nicht mehr entkommen ...«
»Haben Sie etwas gesehen?« wandte ich mich an die Polizisten, denn allmählich hatten mich die Worte des Mädchens auch unsicher gemacht.
»Nein, ganz und gar nicht.«
»Aber Sie haben auch nicht nach draußen geschaut?«
»Es bestand für uns kein Grund, Sir.«
Da hatte er vielleicht recht, vielleicht aber auch nicht, wenn ich genauer über die Worte der Maria Ketto nachdachte. Es konnte durchaus sein, daß sich Belphégor tatsächlich noch in der unmittelbaren Umgebung herumtrieb. Was ihn leitete, konnten wir nicht sagen, wir mußten ihn erst einmal finden. Plötzlich flackerte das Licht.
Es brannten drei Lampen an der Decke. Quadratische Kästen, mit Kunststoff verkleidet, der die Leuchtstoffröhren verbarg.
Hell und dunkel wurde es.
Und dann nur noch dunkel!

Sekundenlang blieben wir erstarrt stehen oder sitzen.
Niemand sprach ein Wort. Wir waren einfach zu überrascht. Bis wir die flüsternde Stimme der jungen Frau vernahmen.
»Er kommt, er ist da ...«
Ich wollte es nicht so recht wahrhaben und sagte: »Die Sicherung kann durchgeschlagen sein. Einer von Ihnen sollte mal nachschauen.«
»Dazu müßte man in den Keller!«
Die Worte waren so gesprochen, daß Suko und ich merkten, wie wenig sich die beiden Beamten trauten, in dieser Situation das Revierzimmer zu verlassen.
Sie fürchteten sich.
»Soll ich gehen?« fragte Suko.

»Ja«, antwortete ich, »aber nimm einen der Männer mit.«
»Okay.« Suko lachte leise. »Wer meldet sich freiwillig?«
Es war der jüngere Beamte, der einen Arm hob, als säße er auf der Schulbank.

»Gleich wird er uns töten!« Dumpf drangen die Worte aus dem Mund des Mädchens.

»Sagen Sie doch nicht so etwas«, fuhr sie der Polizist mit der Pfeife an. »Der Lichtausfall wird eine völlig harmlose Ursache haben.«

»Er kommt ...«

So wie Maria die Worte aussprach, gingen sie schon unter die Haut.

Es war keine angenehme Situation. Unsere Augen hatten sich inzwischen an das seltsame Licht gewöhnt. Es war ja nicht völlig dunkel. Zwar war draußen Nacht, aber als stockfinster konnte man sie nicht bezeichnen, und ein gewisses Restlicht drang noch immer durch die Fenster.

Suko erhob sich und schlug dem jüngeren uniformierten Kollegen auf die Schulter. »Kommen Sie, wir gehen. Aber nehmen Sie eine Taschenlampe mit.«

»Moment, Sir.« Der Konstabler tastete sich zu seinem Schreibtisch vor. Er zog eine Schublade auf und entnahm ihr eine Stablampe. Als er sie einschaltete, war zu erkennen, daß sie eine gute Leuchtkraft hatte. Ein dicker, heller Strahl stach durch die Finsternis in Richtung Tür und zeigte Suko den Weg.

Der andere Kollege bewegte sich ebenfalls und holte eine zweite Lampe.

Er legte sie eingeschaltet so hin, daß ihr Licht uns nicht blendete. Die einzelnen Gegenstände im Revierraum waren aber recht gut zu erkennen.

Auch Maria Ketto wurde vom Licht gestreift. Ihr Gesicht erinnerte mich an eine Maske. Der Mund stand ein wenig offen, aber sie sprach kein einziges Wort mehr.

Ich wollte sie beruhigen und legte eine Hand auf ihre

Schulter. »Sie brauchen wirklich keine Angst zu haben, Maria. Wir sind bei Ihnen und beschützen Sie.«

»Er ist aber da!«

Was wir auch versuchten, es gelang uns nicht, sie von ihrer Meinung abzubringen.

»Ich gehe mal zum Fenster«, sagte der Polizist.

Suko und der zweite Konstabler waren verschwunden. Ich schaute der Gestalt des älteren Beamten nach, wie er zu seinem Ziel schritt und vor der Scheibe stehenblieb.

Eine Weile schaute er hinaus, ohne etwas zu sagen.

Dafür sprach Maria. »Der hat sich versteckt«, hauchte sie.

»Er versteckt sich immer ...«

Ich gab keine Antwort, denn ich wollte sie nicht noch mehr beunruhigen. Dafür fragte ich den Polizisten: »Sehen Sie etwas?«

»Nein, nur das Normale.«

»Und das wäre?«

»Bäume, Büsche, Sträucher ... Ein verwildeter Garten, mehr kann ich nicht erkennen.«

Ich beugte mich zu Maria hinab.

»Da sehen Sie, er lauert nicht hier. Sie brauchen keine Angst mehr zu haben.«

»Doch, er ist da!«

Ich hätte heftig widersprechen können, tat es aber nicht.

Vielleicht hatte sie ja recht, und Belphegor lauerte tatsächlich im Garten. Wer konnte das schon sagen? Ihr Verstand war verwirrt. Aber manchmal sind es gerade die Menschen mit nicht so klarem Durchblick, die mehr fühlen als andere.

»Bleiben Sie hier sitzen«, gab ich ihr zu verstehen und schritt auf den Beamten zu. Neben ihm blieb ich stehen. Er schaute mich kurz an. Die Pfeife steckte in seinem linken Mundwinkel. Der Tabak, den er rauchte, roch ein wenig süßlich.

»Schauen Sie selbst nach draußen, Sir. Sie werden einfach nichts finden.«

Ich ging mit meinem Gesicht so dicht an die Scheibe wie eben möglich, legte die Hand an die Stirn, um eine Stütze zu finden, und schaute nach draußen.

Nur einen Moment blieb ich in dieser Haltung. Dann zuckte ich zurück und faßte nach dem Fenstergriff. »Ist ja klar, daß wir so nichts entdecken können. Die Scheibe ist viel zu schmutzig, draußen liegt die Dunkelheit, und da schwimmt alles nur noch mehr. Gehen Sie mal zur Seite, Meister.«

Der Konstabler trat zurück, so hatte ich Platz und konnte den Fensterflügel öffnen.

Kältere Luft strömte in das Innere der Polizeiwache. Sie wirbelte den Rauch durcheinander, und ich konnte frei durchatmen.

Es war still im Garten. Ich beugte mich aus dem Fenster und stützte mich dabei mit beiden Händen ab. Ein wenig komisch wurde mir schon, als ich daran dachte, so als Zielscheibe im Rechteck des offenen Fensters zu stehen, aber es tat sich nichts.

Niemand schoß auf mich, keiner griff mich an.

Die Bäume stachen deutlich von dem dunkelgrauen Hintergrund ab. Die Büsche sah ich nur als wellige Schatten, die nie ruhig waren, weil der Nachtwind über sie hinwegstrich und sie raschelnd bewegte. Zudem begann es zu regnen. Erste schwere Tropfen klatschten in mein Gesicht, und ein plötzlicher Windstoß ließ meine Haare flattern.

»Sehen Sie etwas, Sir?«

»Nein.«

»Ich glaube auch nicht, daß sich der Kerl da draußen versteckt hält. Das Mädchen hat sich alles nur eingebildet.«

Der Beamte hatte so laut gesprochen, daß Maria die Worte verstand. »Und er ist da«, flüsterte sie rauh. »Ich spüre das genau. Er lauert, er wird töten ...«

Ich atmete tief ein und hörte gleichzeitig, wie hinter uns ein Stuhl gerückt wurde.

»Bleiben Sie bei Maria!« wies ich den Konstabler an.

Der verschwand.

Ich wollte so schnell nicht aufgeben. Mittlerweile verdichtete sich mein Verdacht, daß hier einiges nicht mit rechten Dingen zuring. Wäre nur eine Sicherung herausgesprungen, hätten Suko und der Beamte den Schaden längst behoben. Doch sie waren noch nicht zurückgekehrt, deshalb mußte ich davon ausgehen, daß irgend etwas falsch gelaufen war.

»Fliehen Sie!« vernahm ich hinter mir die zischelnde und warnende Stimme des Mädchens. »Fliehen Sie so schnell wie möglich. Er wird kommen und euch töten!«

»Dazu gehören aber zwei«, erwiderte der alte Polizist lässig. »Einer, der töten will, und einer, der sich töten läßt.«

»Bitte, seien Sie mal still«, wies ich den Beamten an. Ich hatte etwas gehört - Schritte!

Schleichend waren sie mir vorgekommen, dazwischen ein Knacken oder Rascheln, das meiner Ansicht nach nicht von den durch den Wind bewegten Blättern stammen konnte.

Ich konzentrierte mich stärker. Verdammt, da war etwas.

»Ist da tatsächlich jemand?« fragte der Beamte.

Ja, es war einer im Garten. Ich sah ihn nicht, aber ich hörte seine Waffe.

Das hohe Singen dieser mörderischen Säge ...

Was ich hörte, war eindeutig das singende Kreischen einer Handsäge.

»Was ist das?« Ich hörte die erschreckte Stimme des Polizisten. Ihn hatte nichts mehr bei dem Mädchen gehalten, und er kam zu mir.

»Eine Säge!«

Der Mann zuckte zusammen. »Dann ist er doch ...?«

»Ja, er ist. Bleiben Sie bei dem Mädchen.« Ich drehte mich hastig um und sah die Umrisse der jungen Frau. Sie hatte die Arme angewinkelt und stemmte sich langsam in die Höhe.

»Er kommt!« flüsterte sie. »Er kommt und will mich töten ...«

»Beruhigen Sie sich, Maria!«

Mein Gott, hoffentlich drehte die Kleine nicht durch.

Zugleich ärgerte ich mich, daß von Suko und dem zweiten Polizisten nichts zu sehen war. Ihnen hätte ich mehr zuge-
traut als dem einzelnen Mann.

Im Zimmer wollte ich nicht mehr bleiben. Wenn ich etwas gegen Belphégor unternehmen wollte, dann mußte ich ihn aus der Reserve locken, damit er Maria vergaß.

Sehr wohl war mir nicht bei dem Gedanken, und ich wußte auch nicht, wo mein Feind steckte.

Der Garten vor mir war ziemlich groß, zu dicht bewachsen mit Bäumen und Sträuchern. Der Unhold konnte also überall lauern.

Es war mir nicht möglich, genau auszuloten, aus welcher Richtung das Geräusch der laufenden Säge an meine Ohren drang. Ich konnte es nur damit erklären, daß mein Feind laufend seine Stellung wechselte und in Deckung der Bäume oder Büsche hin und her huschte.

Ich sprang.

Es war doch tiefer, als ich gedacht hatte. Hochparterre. Ich kam zwar weich auf, landete jedoch auf einer Schräge und erhielt einen Drall nach hinten, so daß ich wieder zurückkippte und mit dem Rücken gegen die Mauer fiel.

Für einen Moment blieb ich stehen.

Da war es wieder.

Das hohe, widerliche Singen der Handsäge. Und dazwischen die höhnische Stimme.

»John Sinclair, ich freue mich, daß du da bist. Ich wußte, daß du kommen würdest, wenn ich die richtige Spur lege, du verfluchter Hundesohn! Ich werde dich zerstückeln!«

Kaum hatte er die ersten Worte gesprochen, als ich bereits meinen Standplatz wechselte. Ein paar Schritte nach links lief ich und sprang dann mit einem Satz vorwärts, um hinter

einem Busch zu landen. Dort fiel ich förmlich zusammen. Mit der Beretta konnte ich gegen ihn nichts ausrichten, das stand fest. Aber ich besaß noch mein Kreuz und auch den Bumerang. Jetzt war ich froh, die doch ziemlich schwere Waffe nicht im Kofferraum gelassen zu haben. Ich zog sie hervor und wog sie prüfend in der Hand.

Es war natürlich bei diesem Licht ein Risiko, den Bumerang zu schleudern. Wenn mein Gegner auftauchte, dann mußte ich ungeheuer schnell sein, damit ich auch traf.

Noch einen letzten Blick warf ich zum Fenster. Dort erschien die Gestalt des Polizisten.

»Weg!« fauchte ich ihn an. »Verschwinden Sie!«

»Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Ihr Kollege ...« Er brauchte nicht mehr weiterzusprechen, denn Suko erschien neben ihm.

»Los, Alter, spring! Ich bin im Garten!«

Suko jumpete aus dem Fenster, kam sicher auf und bewegte sich sofort auf meine Deckung zu.

Ich winkte ihm.

Zwei Schritte brauchte er, um neben mir zu sein.

Das Geräusch der Säge war verstummt. Der Unhold war verdammt raffiniert, er wollte seinen Standort nicht preisgeben, und wir hatten mal wieder keinen Anhaltspunkt.

Damals hatte man ihn den Dämon mit der Flammenpeitsche genannt. Jetzt benutzte er eine Säge, um zu zerstückeln. Und er wollte sich rächen, weil ich ihm einmal eine Niederlage bereitet hatte ...

Zum Glück war der Polizist vom Fenster verschwunden. Er befand sich in keiner unmittelbaren Gefahr mehr.

»Was war denn los?« hauchte ich.

»Da ist alles im Eimer«, erklärte Suko ebenso leise. »Der muß irgendwer ein Hauptkabel durchgeschnitten haben.«

»Durchgesägt ...«

»Scherzbold.« Suko bewegte den Kopf. »Am besten wäre es, wenn wir uns trennen würden - oder?«

Ich war einverstanden, denn wenn wir das taten, konnten wir den Unhold in die Zange nehmen.

Wie ein Spuk in der Nacht, so schnell war Suko verschwunden.

Ich blieb noch hocken. Dabei lauschte ich auf die Geräusche. Kein Tier der Nacht meldete sich, alles war still. Nur das alte Laub raschelte, wenn der Wind es durcheinanderwirbelte. Wir hatten Glück mit dem Regen, denn er war nicht stärker geworden. Nach wie vor fielen nur einige schwere Tropfen und klatschten auf die Blätter.

Von Suko sah und hörte ich nichts mehr. Der Chinese glich manchmal einem Indianer, war ein Meister im Anschleichen. Wenn Belphégor irgendwo lauerte, würde er den Inspektor kaum bemerken.

Ich lauschte wieder zum offenen Fenster hin. Aus dem Dienstzimmer hörte ich kein Geräusch. Zum Glück verhielten die sich dort anwesenden Personen still.

Mich hielt nichts mehr auf meinem Platz. In geduckter Haltung und immer die Deckung der Büsche ausnutzend, bewegte ich mich nach links, in die genau entgegengesetzte Richtung meines Kollegen und Freundes Suko.

Es war nur zu wünschen, daß sich Belphégor irgendwie verriet, und ich hoffte darauf, daß er die Säge wieder anstellte.

Die Finsternis schützte uns genauso wie ihn. Jetzt kam es darauf an, wer die besseren Nerven besaß - er oder wir. Dabei ahnten weder Suko noch ich, daß der Dämon uns reingelegt hatte wie zwei Anfänger ...

Kalte, erbarmungs- und gnadenlose Augen schauten auf den bläulich schimmernden Stahl der Säge, der jetzt ruhig in der Hand des Unholds lag. Er hatte die Säge wieder ausgeschaltet, als Lockmittel hatte sie vollauf ausgereicht. In den Augen des Dämons blitzte es für einen Moment

triumphierend auf. Beide Geisterjäger waren auf seinen Trick hereingefallen. Er hatte sie aus dem Haus locken wollen, und das war ihm gelungen.

Während die Säge lief, hatte er sich nahe der Hauswand aufgehalten, denn sie warf einen so düsteren Schatten, daß der Dämon von ihr verschluckt wurde.

Er hatte gesehen, wie sein Feind John Sinclair aus dem offenen Fenster gesprungen war, und er hätte ihn zu gern attackiert, doch Sinclair war sehr schnell verschwunden.

Belphégor hatte sich stark verändert. Seine Gestalt war von Kopf bis Fuß in Leder buchstäblich eingewickelt, und an seinem Kopf sah dieses Material aus wie ein lederner Mumienverband.

Nur zwei Schlitze für die Augen waren freigelassen.

Und gerade die Augen waren es, die absolut tödliche Kälte verströmten.

Er war zurückgekehrt, und er wußte einen schaurigen Dämon hinter sich. Ein Untier aus der Urzeit.

Izzi, der Höllenwurm!

Mit ihm zusammen wollte er die Welt aus den Angeln heben. Was hier in dem Garten geschah, war nur ein kleines Vorspiel, ebenso die Menschen in der Mühle, die er getötet hatte, um neue Kräfte zu erlangen. Belphégors wahre Pläne sahen völlig anders aus, und dafür hatte er die Unterstützung der Großen Alten erhalten, die ihm Izzi zur Seite stellten.

Eine Stadt sollte zittern.

Paris!

Ja, die Stadt an der Seine hatte er sich ausgesucht. Hier wollte er seine Kraft ausspielen und seine Gegner fertigmachen.

Er hätte sich zwar liebend gern länger um den Geisterjäger gekümmert, als ihn mit ein paar Worten zu schrecken, doch das war nicht möglich, die andere Sache drängte.

Er wollte nur noch ein kleines Abschiedsgeschenk hinterlassen, wie versprochen.

Sinclair wußte nicht, wo er steckte, und er würde es auch weiterhin nicht wissen, denn Belphégor verstand es, lautlos voranzugehen. Nicht ein Geräusch entstand, als er sich im Schutze der Mauer auf die Hausecke zu bewegte, um sie herumhuschte und sich an der Schmalseite des Polizeigebäudes wiederfand.

Das war ausgezeichnet, denn Sinclair hatte nichts bemerkt. Nur ein paar Schritte brauchte er zu laufen, um das Ende der Breitseite zu erreichen. Noch einmal um die Ecke, dann stand er vor dem Polizeigebäude.

Das Licht hatte er buchstäblich zersägt. Auch die Lampe über der Tür brannte nicht.

Finsternis umschloß das Gebäude ...

Für ihn, das Geschöpf der Nacht, genau richtig.

Einen kurzen Blick aus seinen gnadenlosen Augen warf er auf die Treppe, dann stieg er lautlos die Stufen zur Eingangstür hoch ...

»Nein, nein, nein!« Maria Ketto starrte zum Fenster hin und schrie. »Den schafft ihr nicht, niemals! Der Mann mit der Säge - das ist Belphégor, und der ist stärker als ihr, glaubt mir!«

»Ach, halt den Mund!« Die Polizisten waren langsam sauer. Auch sie fühlten sich unwohl in ihrer Haut, wollten es allerdings nicht zugeben. Bisher war den beiden die Polizeistation immer wie ein zweites Zuhause gewesen, sie hatten einen ruhigen Job gehabt, so am Stadtrand von London. Nun aber war diese seltsame Idylle gestört. Das Unheil, das Grauen brach über sie herein, ohne daß sie etwas hatten dagegen unternehmen können.

Ihre Welt war nicht mehr in Ordnung.

Und auf einmal empfanden sie den großen Raum nicht mehr als gemütlich, eher beklemmend und unheimlich. Das andere lag wie eine stumme Drohung über ihren Köpfen.

Hinzu kam noch die junge Frau, deren Geist sich verwirrt hatte und die sich als Reaktion darauf in düsteren Warnungen und Prophezeiungen erging.

Paul Schrader, der Ältere, erhob sich. »Ich könnte einen Whisky vertragen«, sagte er.

Morgan, sein Kollege, nickte. »Kipp mir auch einen ein.«

Kaum stand Schrader, als Maria wieder anfang zu sprechen.

»Flieht lieber«, flüsterte sie. »Wenn euch das Leben lieb ist, dann ...«

»Sei endlich ruhig!« zischte Morgan. Er hatte sich auf seinem Stuhl vorgebeugt und starrte die junge Frau an.

»Ist euch euer Leben nichts wert?« Sie fragte dies, und sie klang dabei so, als wäre ihr Geist überhaupt nicht verwirrt. Schrader antwortete. Er schenkte bereits den Whisky ein.

»Doch, unser Leben ist uns einiges wert. Sogar sehr viel. Aber wir sind zu viert, wenn ich die Yard-Leute mit hinzurechnen. Und der Kerl mit der Säge ist allein. Das darfst du nicht vergessen.«

»Er schafft alles!«

»Wenn du meinst, Mädchen, bitte.« Schrader stellte die beiden Gläser auf den Schreibtisch. Er schielte zum offenen Fenster hin und dachte darüber nach, ob er nicht lieber auch nach draußen gehen und nachschauen sollte.

Davon jedoch hatte der Oberinspektor nichts gesagt. Und Schrader hielt sich an Anordnungen.

Er gab seinem Kollegen das Glas. Beide tranken. Sie lauschten zudem, hörten jedoch nichts Verdächtiges.

»Da unten ist alles zerstört«, sagte Morgan, als er sein Glas absetzte. »Wir müssen einen Reparaturtrupp holen, der die Dinge wieder in Ordnung bringt.«

Schrader nahm wieder einen Schluck Whisky, der ihm ein wenig Farbe ins Gesicht zurückbrachte.

»Vielleicht können wir ihn noch fragen«, meinte Morgan.

»Ihr werdet nicht dazu kommen.« Es war Maria, die diese Worte sprach. »Nie werdet ihr dazu kommen. Er macht euch

fertig.« Sie setzte sich plötzlich aufrecht.

»Was ist los?« wollte Schrader wissen. Ihm war die Veränderung des Mädchens nicht entgangen.

»Er kommt ...« Maria sprach leise, aber dennoch so laut, daß ihre Worte gut zu verstehen waren. »Er kommt her - er ist da!«

»Und wo?«

»Draußen im Flur. Ich merke es, ich fühle es. Er ist besser und stärker als die anderen.«

Die letzten Worte des Mädchens hatten die Polizisten beeindruckt. Sie wandten ihre Köpfe und schauten gemeinsam mit Maria Ketto zur offenen Bürotür hin.

Schritte hörten sie nicht. Dafür etwas anderes. Das hohe singende Geräusch der eingeschalteten Säge ...

»Er ist da!«

Keiner der Polizisten widersprach. Sie hörten es ja selbst, das scharfe Sirren der Säge, und das war Beweis genug.

Jetzt waren auch Schritte zu hören.

Dumpf klangen sie auf. Sie übertönten sogar das Geräusch der eingeschalteten Handsäge, und im nächsten Augenblick erschien der Unheimliche in der offenen Tür.

Er sah schrecklich aus.

In Leder war er regelrecht eingewickelt. Auch der Kopf bestand aus dicken Lederschnüren, wo nur zwei Schlitz für die kalten, grausamen Augen freigelassen worden waren.

Und diese Augen waren allein auf die drei Menschen fixiert.

Wenn Blicke töten könnten, wären die drei längst nicht mehr am Leben gewesen.

Jeder von ihnen spürte die Aura des Bösen, die diese Gestalt ausstrahlte. Sie war nur noch als kompakter Schatten zu sehen. Zwischen dem oberen Türrand und ihrem Schädel befand sich kaum Platz. Und dicht darunter leuchteten die Augen wie zwei blaue Kristalle.

Schlimm war die tödliche Musik der Säge. Das Instrument selbst verschwamm fast in der wattigen Finsternis, nur der Stahl blitzte hin und wieder auf.

Damit wollte er morden.

Schrader öffnete mit der rechten Hand die Klappe seiner Pistolentasche, doch er brauchte Zeit dafür, denn seine Finger zitterten sehr stark.

Morgan saß wie angewurzelt. Er starrte auf den Unhold, als könnte er es nicht fassen, ihn vor sich zu sehen. Er kam sich vor wie in einem Alptraum. Bisher hatte er das alles nicht so recht glauben wollen, nun aber wurde ihm bewußt, daß der Alptraum Realität war.

Wie ein Denkmal stand Belphegor da. Er starrte die drei Personen an, die seine Opfer werden sollten.

Auch das Mädchen rührte sich nicht. Sie sagte auch nichts, sondern zitterte nur, der Mund stand halb offen, die Augen ebenfalls.

Schrader war es gelungen, seine Waffe zu ziehen. Wenn der Unhold etwas bemerkt hatte, so zeigte er dies nicht, denn er stand nach wie vor lauernd in der Tür.

Schrader hob den rechten Arm. »Dich leg' ich um!« keuchte er. »Verdammt, dich mache ich fertig!«

Fahlgelb blitzte es vor der Mündung auf. Für Bruchteile von Sekunden wurde die unmittelbare Umgebung erhellt, dann war es wieder düster, und Paul Schrader sah, wie die Kugel einschlug.

Ein harter Treffer, etwa in Körpermitte, schüttelte die Gestalt durch. Schrader wartete darauf, daß sich etwas tat, er konnte sich nicht vorstellen, daß jemand eine Kugel verkraftete.

Einen Moment später mußte er seine Meinung revidieren. Der Unhold steckte den Treffer weg, als wäre er nichts, und er ging selbst zum Angriff vor. Plötzlich bewegte er seinen freien Arm, er schlug damit eine halbe Drehung, und einen Augenblick später erschien etwas in seiner Hand.

Es war eine flammende Peitsche.

Düsteres Lachen drang unter der Ledermaske hervor, denn der Hexer mit der Flammenpeitsche machte seinem Namen alle Ehre.

Auch Maria sah die flammende Peitsche. Sie schoß von ihrem Stuhl hoch und begann gellend zu schreien.

Sie sah das Feuer.

Und gerade Feuer war für sie der Inbegriff von Angst, Vernichtung und Tod!

Flammenzungen leckten über den Boden, pufften hoch und wurden zu einer rot leuchtenden Wand, die im Nu das Zimmer erfüllte und ein makabres Spiel aus Licht und Schatten begann.

Wieder ein Schlag.

Während das Mädchen weiterhin gellend schrie, flog die Peitsche zur Seite, und die langen Flammenzungen griffen wie gierige Finger nach Paul Schrader.

Sein Gesicht wurde aus dem dunklen Hintergrund hervorgerissen. Die Züge waren vor Grauen und Entsetzen entstellt. Und dann packten die Flammen zu ...

Wir hatten den Schuß vernommen!

Obwohl Suko und ich voneinander getrennt waren, reagierten wir gleichzeitig, als hätten wir uns abgesprochen.

Keiner blieb mehr auf seinem Fleck. Beide hatten wir die gleiche Idee. Und wir trafen uns in Nähe des Fensters.

»Er hat uns reingelegt!« rief Suko, als er nur meine Schattengestalt sah. »Dieser Hundesohn muß vorn herumgegangen sein ...«

Da vernahmen wir auch schon die Schreie. Über uns wurde es hell, da ein flackernder Schein aus dem offenen Fenster nach draußen drang und unsere Gesichter mit einem Schimmer überzog.

Die Fensterbank war so hoch, daß wir sie mit einem Sprung nicht erreichen konnten.

Aber wir mußten in das Zimmer.

Die Entscheidung fiel rasch. Ich deutete Suko an, daß er die Hände zusammenlegen sollte. Mein Partner verstand und reagierte sofort.

Er legte die Hände gegeneinander, ich stieg in seine Handfläche, und Suko wuchtete mich in die Höhe. Ich hatte meine Arme ausgestreckt, die Finger erreichten den Rand der Fensterbank, und ich klammerte mich daran fest.

»Noch weiter!« keuchte ich.

Suko schleuderte mich hoch. Ich zog ein Bein an, fand den nötigen Halt und rollte mich auf die Bank.

»Ich laufe vorn herum!« rief mein Partner. Er wartete eine Antwort meinerseits erst gar nicht ab und verschwand.

Ich schaute in das Zimmer.

Eine Flammenwand! Es war der erste Eindruck, den ich wahrnahm, doch er täuschte, es war keine direkte Flammenwand, sondern mehr eine feurige Gasse, die Belphégor mit seiner Peitsche geschlagen hatte.

Furchtbar hatte er zugeschlagen. Im ersten Moment war ich entsetzt, denn einen der Polizisten hatten die magischen Flammen erwischt. Magische Flammen deswegen, da er trotz des Feuers nicht richtig verbrannte.

Die Flammen lösten ihn auf.

Er konnte nicht mehr schreien, weil seine Haut zu einer teigigen Masse geworden war, die über sein Gesicht verlief und es auf gräßliche Art und Weise entstellte.

Ich drehte fast durch.

Mein Zorn explodierte. In diesen Augenblicken sah ich rot. Magisches Feuer, das Menschen zerstörte. Menschen, die nicht geschützt waren.

Ich aber war es. Durch mein Kreuz fühlte ich mich geschützt, und ich setzte es ein.

Vorbei an der schreienden Maria Ketto rannte ich und hielt

das Kreuz in meiner vorgestreckten Faust. Genau visierte ich die Flammenwand an, spürte, wie das Kruzifix geschüttelt wurde, als es die starke gegensätzliche magische Strömung wahrnahm, und dann tauchte meine Hand mit dem Kreuz in die Flammenwand.

Ich spürte den Ruck. Mir kam es vor, als wären die Flammen widerstandsfähig, doch ich schlug mit dem Kreuz eine Bresche in das magische Feuer, das plötzlich zurückwich, auseinanderfächerte, aber von verschiedenen Seiten her wieder zentral zusammenlief und sich zu einer wirbelnden und fauchenden Säule vereinigte.

Sie war sehr hoch, drehte sich auf dem Boden, erreichte die Decke und fächerte dort auseinander. Zudem hatte sie sich zwischen mir und Belphégor aufgebaut, so daß ich den verdammten Dämon kaum zu Gesicht bekam. Nur als einen konturlosen Schatten.

Ich stürzte auf die Säule zu.

Über meinen ersten Erfolg hatte ich mich freuen können, über den zweiten nicht.

Die Flammenwand wanderte.

Und sie war schnell.

Zu schnell für mich.

Bevor ich sie zum zweitenmal mit dem Kreuz attackieren konnte, schlug sie einen Bogen, der aussah wie ein großes Fragezeichen. Einen Augenblick später zischte sie auf Belphégor zu, der sie in seiner Peitsche auffing, wo sie zusammensackte und völlig verschwand.

Ich aber war nicht mehr zu bremsen.

Ich wollte Belphégor.

Durch die Erfolge meines Kreuzes ermuntert, ging ich ihn an.

Der Unhold schleuderte mir die Säge entgegen.

Sie lief. Das gefährliche Blatt zitterte. Zwar riß sie der Handgriff nach unten, aber sie behielt ihre eigentliche Richtung bei. Und die war auf meinen Kopf gezielt.

Kopf, Hals oder Brust. Eines von den dreien würde sie treffen, falls ich nicht sofort etwas unternahm.

Aus vollem Lauf warf ich mich zur Seite. Das Gesicht und meinen Hals brachte ich in Sicherheit. Ich zog auch noch die linke Schulter hoch. Aber nicht weit genug. Das verdammte Sägeblatt erhielt kurz zuvor einen widerlichen Drall, und ausgerechnet mit der Schneide erwischte es mich an der Schulter.

Der Stoff riß. Da klaffte plötzlich eine Lücke. Auch im Fleisch meiner Schulter. Der Schmerz war böse. Ich warf mich gegen die Wand, hörte, wie die Säge zu Boden polterte, und ich hörte auch das dreckige Lachen des Dämons, der in diesem Augenblick verschwand.

Hart biß ich die Zähne zusammen. »Suko!« Ich brüllte den Namen meines Partners und hoffte, daß der Inspektor meine Warnung verstehen würde. Dann torkelte ich zur Seite.

Dorthin, wo eine Taschenlampe lag. Die nahm ich an mich und drehte meinen gesunden Arm so, daß ich die anderen anleuchten konnte.

Der jüngere der beiden Polizisten war gezeichnet. Er hockte am Boden und hatte seine Hände vor das Gesicht geschlagen. Aus seinem Mund drangen schluchzende Laute, die ich verstand, obwohl er die Finger gegen die Lippen preßte.

Maria saß vornübergebeugt. Die Arme hingen zu beiden Seiten des Körpers nach unten, der Kopf pendelte, in ihren Augen lag ein irrer Ausdruck, und aus dem offenen Mund drangen seltsame Laute, die wie ein Würgen klangen.

Der letzte Polizist war nicht mehr zu retten. Ihn hatte das Feuer Belphégors voll erwischt. Allerdings war seine Haut nicht verbrannt, nein, ebenso Schlimmes war damit geschehen. Sie hatte sich verändert und erinnerte an eine teigige, ineinanderrinnende und nach unten laufende Masse. Dabei verlor der Mann immer mehr an Größe. Er sackte zusammen, wurde kleiner und kleiner. Wenn es so weiterging, würde er

bald nur noch eine schleimige Masse sein, die mich fatal an einen widerlichen Ghoul erinnerte.

Ich ging zu ihm. Wahrscheinlich konnte er mich noch erkennen, denn seine Blicke nahmen einen flehenden Ausdruck an, den ich gut verstand. Das Kreuz mußte mir helfen.

Damit erlöste ich ihn.

Es ging innerhalb von Sekunden. Zuletzt lag nur noch ein mit Schleim bedecktes Skelett vor mir, das war alles.

Belphégors Rache hatte ihn schrecklich getroffen, und ich wußte nun, was uns von diesem Dämon erwartete.

Suko fiel mir ein.

Himmel, der Chinese wartete draußen. Wahrscheinlich war er Belphegor in die Arme gelaufen.

Auf den Schmerz in meiner Schulter achtete ich nicht, als ich den Raum verließ.

Die Außentür stand offen. Im Dunkeln verschwanden die einzelnen Stufen wie in einem Tunnel.

Am rechten Pfosten blieb ich stehen. »Suko?«

»Verdammt, John, was ist? Wo bist du?«

»Hier oben.« Meine Stimme klang erleichtert. Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich Suko hörte. Dann sah ich ihn. Mit einigen Sprüngen war er die Treppe hoch und bei mir. Er sah, daß es mir schlecht ging und fragte: »John, was ist geschehen?«

»Wo ist Belphegor?«

»Ich habe ihn nicht mehr gesehen.«

»Kein Feuer?«

»Doch, aber ...«

»Suko, das war er. Laß es dir gesagt sein, es war Belphegor, der da verschwunden ist.«

»Aber ich konnte ihn nicht mehr stoppen, John. Er war zu schnell.«

»Schon gut, Alter, laß uns reingehen.«

»Wie sieht es dort aus? Schlimm?«

Ich lachte hart und bitter auf. »Schlimm ist kein Ausdruck. Belphégor hat gewütet.«

»Und getötet?«

»Auch das, mein Freund.« Ich senkte den Kopf. »Ich sage dir, Suko, er ist noch mächtiger geworden, als er ohnehin schon war. Auf jeden Fall hat er hier alle Spuren gelöscht.«

»Wenn man dich so reden hört, könnte man meinen, sein Gastspiel sei hier beendet.«

»Das ist durchaus drin.«

Suko hob die Schultern. »So richtig überzeugt bin ich davon nicht, John. Aber wir werden es sehen.«

Nebeneinander gingen wir zurück in die Revierstube.

Sichtbare Verbrennungsspuren hatte das Feuer Belphégors nicht hinterlassen. Als ich die Lampe nahm und gegen die Decke leuchtete, sah ich dort nichts, was an einen Feuerfleck im entferntesten erinnerte.

Auch Suko sah den Toten. Erschüttert blieb er neben dem von Schleim umflorten Skelett stehen. Dabei schüttelte er den Kopf, als könnte er es nicht fassen.

Ich ließ mich auf einen Schreibtisch fallen und blieb erst einmal dort sitzen. Die zweite Lampe hatte ich geholt. In ihrem Schein schaute ich mir die Wunde an meiner Schulter an.

Sie sah ziemlich böse aus. Da klaffte ein regelrechter Riß im Fleisch. Und er tat höllisch weh.

Erst jetzt merkte Suko, daß mein Kampf gegen Belphégor nicht so einfach über die Bühne gelaufen war. Der Inspektor kam rasch zu mir, sein besorgtes Gesicht schimmerte im Lampenschein bleich, als er flüsterte: »Himmel, das ist ja alles voller Blut.«

»Nur ein Kratzer.«

»Das sagst du so in deinem jugendlichen Leichtsinn.« Der Chinese schoß wieder in die Höhe und schaute sich um.

»Hier muß es doch einen Verbandskasten geben.« Er eilte suchend durch den Raum.

Der Lampenstrahl tanzte dabei und huschte über Wände und Möbelstücke.

In einem der Schreibtische fand mein Freund, was er suchte. Den zweiten Polizisten hatte er nicht ansprechen können. Der Mann hockte am Boden und weinte.

Zum Glück war das Mädchen ruhig.

Auf dem Weg zu mir gab Suko der Säge einen Tritt, daß sie gegen die Wand geschleudert wurde und dort liegenblieb.

»Man sollte diesen Unhold in Stücke sägen!« stieß er fluchend hervor, bevor er bei mir Samariter spielte.

Mit dem Messer mußte er den Stoff aufschneiden. So gut es möglich war, entfernte er Fasern aus den Wundrändern und holte anschließend das größte Pflaster hervor, das er fand. Vorher allerdings desinfizierte er die Wunde noch.

Ich knirschte mit den Zähnen. »Verdammt, kippst du da Essig rein?«

»So ungefähr«, erwiderte Suko ungerührt.

Unser munterer Dialog wurde allerdings unterbrochen, als wir vor dem Haus das Geräusch eines Wagenmotors vernahmen, das allerdings schnell verstummte.

»Da kommt jemand!« Suko rutschte von mir weg. Bis zur Tür kam er nicht. Dort erschienen plötzlich zwei Gestalten, die von Suko angeleuchtet wurden.

»Verdammt, hier ist kein Licht. Wo kann denn ...?«

»Guten Abend«, sagte der Chineser. »Bevor Sie hier durchdrehen, darf ich mich vorstellen. Mein Name ist Inspektor Suko. Oberinspektor Sinclair befindet sich ebenfalls hier.«

Die hektischen Bewegungen der herbeigeeilten Beamten wurden langsamer. Schließlich kamen sie näher, und wieder wurde die Frage nach dem Licht gestellt.

»Hier funktioniert nichts mehr«, erklärte ich. »Weder das Licht noch das Telefon.«

»Deshalb haben wir keine Verbindung bekommen«, hörten wir einen der Besucher sagen. »Wir haben es immer wieder versucht, und da wurden wir mißtrauisch und wollten selbst

nachschauen.« Er räusperte sich. »Was ist denn eigentlich geschehen, und weshalb hockt Morgan am Boden?«

»Hier war die Hölle los«, antwortete ich.

Es dauerte lange, bis wir den beiden Polizisten erklärt hatten, was innerhalb dieser Dienststelle vorgefallen war. Sie wollten es uns kaum glauben.

Telefonieren mußten wir ebenfalls. Das übernahm Suko. Er verschwand und rief von meinem Bentley aus an. Ein Arzt mußte her, dazu ein Wagen der Ambulanz. Unseren Chef, Sir James Powell, wollte er auch noch über die Vorfälle informieren.

Bei mir hielt das Pflaster nicht. Es deckte die Wunde zu schlecht ab. Blut rann hervor.

»Die muß genäht werden«, sagte der Polizist.

»Darauf kann ich verzichten.«

»Es wird wohl kein Weg daran vorbeigehen, Sir«, erklärte er mir ungerührt. »Ich bin als Sanitäter ausgebildet und kenne mich da ein wenig aus, glauben Sie mir.«

»Der Knochenflicker ist ja bald da«, sagte ich.

Lange brauchte ich wirklich nicht mehr zu warten. Die Ambulanz kam in großer Besetzung. Drei Streifenwagen rollten zusätzlich vor dem Bau aus. Einer war sogar mit zivilen Beamten besetzt, die mich zum Glück kannten.

Von Scotland Yard sollten Spezialisten geschickt werden, um die Überreste des toten Polizisten abzutransportieren.

Dann schaute sich der Arzt meine Wunde an. »Nähen«, stellte er trocken fest, »und dann den Arm ruhig halten!«

»Wie lange denn, Doc?«

»Bestimmt zwei Wochen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das können Sie sich abschminken. So lange kann ich nicht pausieren. Nähen können Sie mir die Wunde, das ist auch alles.«

Es gab noch ein Hin und Her. Beide waren wir nicht zu belehren. Ich setzte mich schließlich durch. Mit Maria wollte ich auch einige Worte reden. Leider war es nicht möglich. Ich

konnte das Mädchen nicht ansprechen, es befand sich in einer völlig anderen Welt.

Im Krankenhaus wurde die Wunde genäht. Da hatte mich der Knochenflicker hingeschleift. Auch die Weißkittel wollten mich da behalten. Unser Abschied glich schon mehr einem klammheimlichen Verschwinden. Als wir schließlich im Wagen saßen, den Suko steuerte, atmete ich auf.

»Und jetzt?« fragte der Chineser.

»Ich gehe ins Bett«, erwiderte ich.

»Was ist mit Belphégor?«

Ich deutete nach hinten, wo wir die Säge hingelegt hatten.

»Vielleicht holt er sie sich zurück, dann packen wir ihn.«

Pink Floyd hatte gerufen - und alle kamen.

>The Wall<, lief. Der Film, die Supershow, das irre Vergnügen zwischen Horror, Wahnsinn und Rock. Ein Erlebnis, Rauschgift für die Nerven, weg vom Frust, ein Karussell des Schreckens.

Die Werbeleute hatten sich viel einfallen lassen, um den Film anzuheizen. Ihre Slogans waren auf fruchtbaren Boden gefallen, denn die Leute kamen. Sie wollten >The Wall< nicht nur sehen, sondern auch erleben. Pink Floyds Meisterwerk sollte zur Geburtsstätte eines neuen Kults werden. Man wollte die Theorien in die Welt hinaustragen und sie noch mehr publik machen.

In Europa rannten die Menschen in die Kinos. Ob in Berlin, Wien oder Paris, der Film zog die Massen magisch an. Ähnlich wie das große Fantasy-Spektakel >Conan<.

Nicht nur junge Menschen wollten Pink Floyds Musik hören und die Bilder erleben, auch ältere, wobei man die, die die 30 bereits erreicht hatten, ruhig als älter bezeichnen konnte.

Zur ersten Vorstellung mußte man die Karten im Vorverkauf erstehen. Zu den Glücklichen, die eine Karte

ergatterten, gehörte auch eine außergewöhnliche Frau, an der zuerst die grün lackierten Fingernägel auffielen. Diese Frau lebte in Paris, und in einem der großen Kinos der Seine-Metropole hatte auch der Film seine französische Premiere. Die Frau mit den grünen Fingernägeln ließ sich mit einem Taxi zum Filmpalast fahren. Es war ein großes Gebäude, nannte sich KINOPANORAMA und lag nahe der Avenue de Suffren, nicht weit vom weltberühmten Eiffelturm entfernt. An diesem lauen Oktoberabend war wirklich der Teufel los. Halb Paris schien sich versammelt zu haben. Hinzu kamen die Touristen, die vom in der Dunkelheit angestrahlten Eiffelturm in die Vergnügungsstätten drängten oder nur einmal das Flair dieser vielbesungenen Stadt kennenlernen wollten.

Dadurch verschlimmerten sie das Chaos noch.

Sogar der Taxifahrer stöhnte. Sein Renault war mit Beulen und Rostflecken übersät. Auf der Fahrt zum Kino allerdings war nichts weiter passiert.

»Irgendwann drehe ich bei diesem Verkehr noch einmal durch. Madame, Paris ist längst nicht mehr das, was es einmal war, das kann ich Ihnen sagen.«

»Sie haben recht.«

»Sie kommen aus der Stadt?«

»Ich wohne hier.«

Der Fahrer wedelte mit der Hand. »Dann brauche ich Ihnen ja nichts zu sagen.«

Nein, das brauchte er nicht. Die Frau mit den grünen Fingernägeln kannte sich wirklich aus. Aber nicht nur in der realen Welt, auch in der anderen, der Geisterwelt, der nicht meß- und faßbaren Sphäre, war sie zu Hause. Denn die Frau zählte zu den bekanntesten Hellseherinnen und Astrologinnen der Welt.

Es war Madame Tanith!

Wie sie richtig hieß, das hatte sie vergessen. Jeder kannte sie nur unter dem Namen Tanith. Und diejenigen, die sie kon-

sultierten, waren keine Spinner oder Leute, die sich einen Spaß aus dem Besuch machen wollten - nein, zu den Kunden zählten Politiker ebenso wie Kapitäne der Wirtschaft oder bekannte Künstler.

Der Sitz in Paris war gut gewählt. Tanith hatte hier ihr Publikum. Sie konnte schalten und walten, und es kam nur selten vor, daß sie an einem Tag keinen Kunden hatte. Dabei sah sie nicht aus, wie man sich landläufig eine Hellseherin vorstellt. Natürlich, sie fiel ein wenig auf. Allein wegen ihres roten Haares, das wie eine gewaltige Flut zu beiden Seiten des Kopfes hing. Nur sie allein wußte, daß es gefärbt war, aber das gehörte eben zum Job. Zudem sah es im Schein der Kerzen aus wie gegossenes Kupfer. Und Kerzen brannten immer, wenn sie die Zukunft eines Klienten durchforschte. Ihr Gesicht hatte einen aparten Schnitt. Es war schmal, die Wangenknochen standen ein wenig hervor, der Mund zeigte eine gewisse Reife, und ihre Augen schimmerten wie zwei dunkle Seen. Immer sehr geheimnisvoll und lockend.

Für diesen Abend hatte die etwa 40jährige Frau eine lockere Kleidung angezogen. Sie trug Jeans, die sich um ihre Beine spannten, einen Pullover mit der Aufschrift einer Universität, und darüber hatte sie eine leichte Strickjacke geworfen, die vorn offenstand. Eine Schultertasche vervollständigte das Gesamtbild.

Sie fuhren schon längst auf der Avenue de Suffren und schoben sich immer weiter vor. Stoßstange an Stoßstange rollten die Wagen. Ein jeder hatte ein Ziel, und kaum jemand würde es mit seinem fahrbaren Untersatz so schnell erreichen. Irgendwann blieb jeder im Verkehr stecken, gab aber nicht auf, fuhr weiter, und so kam es zu einem ewigen Kreislauf, der nicht mehr zu stoppen war.

»Es ist in diesen lauen Herbst- und Frühlingsnächten so«, beschwerte sich der Fahrer. »Da sind die Leute wie verrückt!« Tanith lachte. »Paris ist eben eine besondere Stadt.«

»Ja, da haben Sie recht. Aber wenn Sie über 20 Jahre lang in

dieser Stadt Taxi fahren, wünschen Sie sich manches Mal, in der Provence zu sein, das können Sie mir glauben.«

»Wie lange wollen Sie denn noch fahren?«

»Ach, was sag' ich. Meine Kinder studieren. Ich habe dem Sohn angeboten, den Wagen zu übernehmen. Glauben Sie, der hat Lust? Nichts, keinen Bock, sagt er. Ehrlich ...!«

»Man kann die jungen Leute eben nicht zwingen.«

»Der studiert Soziologie. Kommt noch so weit, daß wir mehr Soziologen als Arbeiter haben.«

Tanith lachte. »Da sagen Sie was.«

»Wollen Sie eigentlich auch in den Film?«

»Sonst würde ich ja nicht bis zum Kino fahren.«

»Sie hätten ja auch zur Presse gehören können.«

»Nein, nein, ich will mir den Streifen schon ansehen. Pink Floyd ist ja etwas Besonderes.«

»Für mich nicht.«

»Wieso?«

»Ach, ich mag solche Filme nicht. Ich sehe mir lieber die alten Streifen mit Jean Gabin an.«

»Die waren auch gut.«

Danach schwiegen sie. Hin und wieder schimpfte der Fahrer, mogelte sich in eine Lücke und bog dann in die Avenue de la Motte-Piquet ein, in der der Filmpalast lag.

»Hier sind wir richtig«, bemerkte er und deutete nach vorn.

»Da sehen Sie mal, was dort los ist.«

In der Tat war es gewaltig. Die Menschen hatten sich vor dem Kino versammelt. Sie standen bis zur Straße hin. Schwarz von Menschen war der Gehsteig vor dem Filmpalast. Wirklich unwahrscheinlich.

»Halten Sie hier an, Monsieur«, bat Tanith. »Den Rest der Strecke gehe ich zu Fuß.«

»Wie Sie wünschen.«

Der Fahrer stoppte. Tanith zahlte den Fahrpreis und verließ den Renault. Sie winkte dem Mann noch einmal zu, bevor sie sich in das Gedränge stürzte.

Pink Floyd zog wirklich die Massen an. Im Nu sah sich Tanith von jungen Leuten eingekeilt. Es gab nur ein Gesprächsthema.

Der Film!

>The Wall< sprengte mal wieder die berühmten Rekorde. Kein Musikfilm würde je soviel einbringen wie dieser Streifen. Die Jugend fühlte sich von den Thesen der Sänger verstanden, sie wollte keine Zucht, keine Ordnung, brauchte nicht zu lernen, weg mit den Schulen, weg mit den Lehrern - doch dabei vergaßen die meisten, daß auch die Gruppe Pink Floyd den ehernen Gesetzen des Showbusiness Tribut zollen mußte, denn allein durch Zufall hatte sie dies nicht erreicht. Dahinter steckte harte Arbeit, eiserne Disziplin, die letztendlich nebst einigen anderen Faktoren diesen Erfolg garantierte. Paris erlebte eine seltene Nacht. Die herbstliche Wärme des Tages hatte sich auch bis in den Abend erhalten. Ein jeder schien zu wissen, daß es höchstens diesen oder noch einen nächsten Tag geben würde, der so verlief, dann würde der normale Herbst kommen und mit ihm die Kälte, die er brachte.

Tanith schlenderte weiter. Sie schaute dorthin, wo der Eiffelturm lag.

Ein Teil seiner Spitze war zu sehen. Das angeleuchtete Stahlgerüst stach in den leicht bläulich schimmernden Himmel, der von einer solch intensiven Farbe war, wie sie kaum ein Maler mischen konnte.

Geräusche, Hupen, Stimmen. Tanith, die Hellseherin, nahm alles auf wie ein gewaltiger Trichter.

Gefahr!

Auf einmal spürte sie das Prickeln auf ihrer Haut. Es war ein Ziehen, das entgegen der Erdanziehung hochlief und erst in ihrem Nacken, dicht am Hinterkopf, endete.

Es kroch auch über ihren Kopf, die Haare wollten sich querstellen, und eine Gänsehaut spannte sich auf dem Gesicht. Sie öffnete ein wenig den Mund und atmete scharf durch die

Zähne, während sie einfach stehenblieb, so daß andere gegen sie liefen, doch das kümmerte sie nicht.

Plötzlich befand sich die Hellseherin wie auf einer Insel. Sie merkte nichts mehr von dem Gedränge um sie herum, sie hielt nur ihre geistigen Fühler ausgestreckt, um die Gefahr zu orten.

Im Gegensatz zu zahlreichen Berufskolleginnen wußte sie genau, daß es sehr seltsame Dinge gab. Die Existenz der Dämonen und Geister war keine Spinnerei, sondern bewiesen, wenn auch die meisten Menschen anders darüber dachten. Aber Tanith hatte es erlebt. Sie selbst hatte Besuch aus dem Zwischenreich gehabt und sogar einen Kontakt zu ihrem großen Geistführer Nostradamus hergestellt.

Das alles war ihr gelungen, weil sie eine besondere Kugel besaß, die aktiviert werden mußte, um ihre Geheimnisse preiszugeben. Das gelang nicht immer, zum Glück jedoch hatte sie etwas bekommen, was für sie sehr wertvoll und unersetzbar war.

Den Kelch des Feuers!

Er war das Gegenstück dazu, denn die Kugel paßte genau in die Öffnung des Kelchs hinein. Sie saß dort wie festgeleimt, als wäre sie extra dafür erschaffen worden.

Tanith hatte sich sehr bemüht, um genaue Zusammenhänge herauszufinden. Bisher allerdings vergebens. Kugel und Kelch schwiegen. Sie gaben ihr Geheimnis nicht preis, doch Tanith war sicher, daß es ihr irgendwann einmal gelingen würde, und sie hatte das Gefühl, daß auch der Kelch in einem unmittelbaren Zusammenhang zu Nostradamus stand. Bis jetzt allerdings war es Spekulation und auch müßig, weiterhin darüber nachzudenken. Sie würde schon einen Weg finden, um zum Ziel zu gelangen.

Ihre Gedanken kehrten wieder zurück in die Realität. Tanith hatte eine Gefahr gespürt. Irgendwo in der Nähe mußte sie lauern. Sie hatte die Hellseherin eingekreist, aber Tanith konnte nichts finden, was auf eine Gefahr hingedeutet hätte.

So wartete sie erst einmal ab.

»He, geh weiter«, hörte sie hinter sich eine Stimme. Gleichzeitig wurde sie nach vorn gedrückt und in Richtung des Filmpalasts geschoben. Die Menschen mußten sich auf den Gehsteigen aufhalten, da die Straße stark befahren war.

Dicht an dicht fuhren dort die Wagen hintereinander. Ein nie abreißender Strom von Fahrzeugen, der die Besucher zwang, sich auf den Gehsteigen weiterzuschieben.

Am Kino wurde es etwas besser. Die großen Glastüren standen bereits offen. Man ließ die Leute ein.

Tanith stand in der Reihe unter vielen Besuchern und dachte weiterhin über das eben erlebte Phänomen nach. Es war eine deutliche Warnung gewesen, daran gab es nichts zu rütteln. Nur - wer hatte sie gewarnt? Und wovor? Sie schaute in die Runde.

Erwartungsvolle Gesichter junger Leute. Einige Besucher trugen Radios bei sich. Wer nicht einen Walkman hatte, der ließ sein Gerät plärren. Es waren verschiedene Sender eingestellt, und die Popgruppen heulten durcheinander. >Kiss< und >Genesis< schossen dabei den Vogel ab.

Die Gefahr blieb.

Tanith spürte es immer deutlicher, daß sich etwas über ihrem Kopf zusammenbraute. Es war keine direkte Gefahr für Leib und Leben, niemand befand sich in ihrer Nähe, der eine Pistole oder ein Messer in der Hand hielt. Diese Gefahr braute sich unsichtbar zusammen, und sie kam aus einem Reich, das nicht faßbar war.

Sollte es etwa eine dämonische Verschwörung gegeben haben?

Ein abwegiger Gedanke im ersten Moment, aber Tanith wollte ihn nicht einfach wegwerfen, da lag etwas in der Luft, das ihre sensitiven Nerven genau spürten.

Sie schaute nach oben.

Es war sogar schwer für sie, den Kopf in den Nacken zu

legen, da das Gedränge um sie herum sehr dicht war, aber sie erkannte am Himmel einen seltsamen Schatten.

Ja, genau, einen Schatten!

Er flog seine Kreise.

Tanith blieb stehen, stockte damit den Fluß der anderen, wurde aber vorangestoßen und hörte Schimpfworte.

Sie hatte Konturen erkannt. Diese Schatten waren nicht durch Licht- und Schattenspiele entstanden, sie zeigten deutlich die Umrisse von Flugtieren.

Von Vampiren!

Gewaltige Flügel, ausgebreitet und den Wind ausnutzend, so ließen sich die Blutsauger tragen. In der Dunkelheit war die Entfernung schlecht abzuschätzen, aber Tanith glaubte, daß diese Flugwesen nicht allzu hoch über den Hausdächern schwebten.

Vampire in Paris!

Sie merkte plötzlich, daß ihr der Schweiß aus zahlreichen Poren trat. Auf einmal fühlte sie sich gar nicht mehr wohl, denn die Warnung vor einer Gefahr hatte sich bestätigt. Sie dachte daran, daß die dicht hintereinandergehenden Menschen zu einer leichten Beute der Blutsauger werden konnten, und sie spürte die Gänsehaut, die über ihren Rücken rieselte.

Es war die Angst!

Sollte die andere Welt schon auf der Lauer liegen? Hatte sie ihre Monster geschickt, um zuzuschlagen?

»Reingehen!« Tanith wurde vorgedrückt.

Einen Augenblick später spürte sie nicht mehr das Pflaster unter ihren Füßen, sondern die Fliesen der Vorhalle des Kinos. Sie schimmerten gelblich, waren mit Abfall übersät, denn zahlreiche Menschen warfen ihre leeren Coladosen und Becher einfach weg. Innerhalb des Foyers hallte die Musik besonders laut, keiner störte sich daran, jeder dachte nur an sich, nur Tanith dachte an die Gefahr.

Immer weiter wurde sie auf den Eingang zgedrängt und

damit noch mehr in die Enge, weil sich die Besucher stauten. Schließlich war sie im Kino. Vorbei an den aufgestellten Automaten ging sie, passierte Stände, an denen Süßigkeiten verkauft wurden, und sah endlich die große Glastür vor sich, deren zwei Flügel einladend offenstanden.

Sie ging hindurch.

Das große Kino war bereits zur Hälfte besetzt. Stimmenwirrwarr erfüllte die Luft. Tanith suchte sich einen Platz in der Mitte aus, blieb aber dicht am Gang, denn sie wollte nicht eingekeilt sitzen.

Das weiche Polster eines Sitzes nahm sie auf. Noch war die Leinwand verdeckt, ein gewaltiger Vorhang bewegte sich. Er warf Wellen, die Falten schienen zu laufen, als würden unsichtbare Hände gegen ihn drücken.

Tanith hatte sich einen Film ansehen wollen. Mit großem Vergnügen war sie hergefahren, doch nun sah alles anders aus. Sie war die einzige, die etwas von der Gefahr ahnte, die über Paris schwebte, und das bedrückte sie stark.

Vampire lauerten.

Riesige Bestien, und sie glaubte daran, daß diese Blutsauger etwas mit dem Film zu tun hatten.

Wieso und weshalb, das wußte sie nicht, aber sie konnte es sich vorstellen.

Das Kino füllte sich weiter. Die Vorstellung war ausverkauft. Jeder hatte seine Karte im Vorverkauf erstanden, und ein jeder würde seinen Platz finden.

Tanith schaute auf die Uhr.

Noch drei Minuten.

Platzanweiserinnen hasteten hektisch auf und ab. Die letzten wurden eingelassen. Der Stimmenwirrwarr war zu einem gewaltigen Brausen angeschwollen, die Spannung stieg.

Der Gong!

Er schwang durch den großen Saal. Ein Zeichen, das jeder Besucher kannte.

Es wurde still.

Kein Radio plärrte mehr. Erwartung diktierte das Geschehen. Allmählich verlöschte das Licht, der große Vorhang bewegte sich stärker. Er schwang zur Seite. Musik erscholl, die Leinwand wurde freigegeben. Der Film begann!

Lady X hatte genau erkundet, wo sich Belphégor aufhielt. In der Nähe von London hatte er sich nach seiner Rückkehr zuerst gezeigt, doch zuschlagen wollte und würde er woanders.

Paris stand auf dem Plan, das hatte ihr der Spuk mitgeteilt. Lady X hatte sich selbst nach Paris begeben. Und sie hatte sich Helfer mitgebracht.

Die roten Vampire!

Es hatte sie viele Worte gekostet, um Vampiro-del-mar davon zu überzeugen, denn er hatte sich von seinen Dienern nicht trennen wollen, mußte jedoch einsehen, daß es besser war, wenn er sich nicht querstellte.

So gab Vampiro-del-mar schließlich nach, und Lady X setzte ihren Willen durch. Die roten Vampire wurden für sie die Kundschafter. Sie sollten die Stadt, wo Belphégor auftauchte, unter Kontrolle behalten. Das taten sie auch.

Von niemandem beachtet, schwebten sie über Paris. Und sie merkten genau, wo sich etwas zusammenballte. Es war nicht weit entfernt von dem berühmten Eiffelturm, der angestrahlt wurde, deshalb mieden sie ihn auch, denn gesehen werden wollten sie nicht.

Deckung gab es für sie genügend. Die alten Häuser der Seine-Metropole mit ihren Dachaufbauten, Atelierwohnungen und Wäldern von Schornsteinen garantierten, daß sie sich immer wieder zurückziehen konnten, wenn es die Lage erforderte.

Natürlich war ihr Hunger nach Blut groß, aber sie hatten den strikten Befehl, sich vorerst zurückzuhalten.

Und so blieben sie über der Stadt.
Gefährliche Wächter, die stets bereit waren, blitzschnell zuzuschlagen ...

>The Wall< lief!

Der gewaltige Film hatte die Besucher in seinen Bann gezogen. Jeder Zuschauer starrte auf die große Leinwand, die sich leicht gebogen über die gesamte Breite des Filmpalastes hinzog.

Ein Ereignis.

Gewaltig in seinen Dimensionen. Tonqualität im Sensor-Sound. Aus mehreren Lautsprechern drangen die Musik und die Botschaft der Gruppe. Sie erreichten die Menschen, putschten die Nerven auf und brachte sie zum Vibrieren. Ein irres Spektakel lief da ab. Pink Floyd schrie und sang die Botschaft hinaus in die Welt, und die Fans dieser Gruppe hörten gläubig zu. >The Wall< war super.

Vielleicht hätte sich auch Tanith von diesem Sound und dem gesamten Film anstecken lassen, doch ein Vergnügen war es für sie nicht mehr, im Kinosessel zu sitzen. Sie konnte die Gefahr nicht vergessen, die sie zuerst nur gespürt und dann auch gesehen hatte.

Da lauerte etwas ...

Tanith war ziemlich unruhig, wenn nicht sogar aufgewühlt. Sie konnte nicht ruhig auf ihrem Platz sitzenbleiben, drehte sich des öfteren um, suchte nach der Gefahr, doch sie schaute nur in die blassen, teilweise angespannt wirkenden Gesichter der Fans.

Es waren auch zahlreiche Kiffer unter den Besuchern, die ihre Joints rauchten, und der süßliche Geruch schwängerte die Luft.

Noch lief alles glatt. So glatt, daß Tanith schon bald an eine Täuschung glaubte.

Die innere Stimme jedoch blieb. Sie warnte sie weiterhin

vor einer latenten Gefahr, so daß Tanith das Gefühl hatte, daß dieser Film ein auslösender Funke sein könnte.

Sie wartete ab.

Wieder dröhnten die Songs durch den großen Kinoraum. Auf der Leinwand war eine erschreckende Szene zu sehen. Ein konservativ scheinender Lehrer, der seine Schüler beschimpfte, die jedoch gegen ihn sprachen und sangen, wobei sie anschließend in einem Labyrinth verschwanden, auf Fließbänder gerieten und zu einem gewaltigen Fleischwolf transportiert wurden, in den sie hineinfliegen. Tanith erschauerte, als sie entdeckte, als was sie wieder aus diesem Gerät hervorkamen.

Es war schlimm ...

Und weiter peitschte die Musik, wühlte die Nerven der Besucher noch mehr auf, spitzte sie an und sorgte dafür, daß die Besucher mitlitten und mitgingen.

Der Film zog alle in seinen Bann.

Bis auf Tanith. Sie behielt wohl als einzige den Überblick, und sie sah auch, daß sich etwas veränderte.

Auf der Leinwand lief nach wie vor der Film, aber im Zuschauerraum geschah es.

Jeder einzelne wurde davon betroffen, auch Tanith machte da keine Ausnahme.

Flammenzungen entstanden.

Kleine, winzige Lichter zuerst, und sie schwebten vor den Gesichtern der Zuschauer.

Auch Tanith sah das blasse Feuer, das zwischen ihrem Gesicht und dem Hinterkopf des Vordermanns zitterte. Es war eine winzige Flamme, nicht einmal halb so groß wie ein Finger, doch von ihr ging eine nahezu hypnotische Kraft aus, denn Tanith merkte genau, daß fremde Gedanken in ihr Hirn eindringen und die Initiative übernehmen wollten.

Es hatte nichts mit der Musik zu tun. Diese Ströme waren andere, gefährlich, und vielleicht sollte die Musik nur dazu beitragen, die Menschen für die anderen Gedanken aufge-

schlossener zu machen und ihren eigenen geistigen Widerstand zu brechen.

Tanith fiel auf, daß es ihr selbst schwerfiel, dagegen anzukämpfen. Die kleine Flamme vor ihren Augen hatte eine hypnotische Kraft. Sie brannte ruhig, fast blaß, aber Tanith schien es, als wäre sie der Katalysator, der das Fremde verstärkte, damit es in sie eindringen konnte.

Der Hellseherin brach der Schweiß aus. Sie saß starr auf dem Sitz, hatte die Hände in die gepolsterten Lehnen verkrallt und bekam von dem Film kaum etwas mit.

Die Stimmen und die Musik hörte sie nur noch im Unterbewußtsein, die andere Kraft rückte immer stärker in den Vordergrund, sie wollte Besitz von den Zuschauern ergreifen.

Tanith atmete schwer und heftig. Ihre Brust wogte unter dem Pullover. Sie versuchte, eine gedankliche Sperre zu errichten, damit die fremde Kraft abprallen konnte, aber es gelang ihr nicht so recht. Sie hatte es mit einer ungemein kräftigen Magie zu tun, das merkte sie immer stärker. Und allmählich stieg ein Gefühl der Angst in ihr hoch. Verzweifelt bemühte sie sich, den Blick von der Flamme abzuwenden. Sie wollte auf keinen Fall mehr auf dieses zuckende blasse Feuer schauen, aus dem das Böse strahlte und sie zu überschwemen drohte.

Was die anderen nicht schafften, das gelang Tanith. Sie widerstand den fremden Gedanken.

Es fiel ihr zwar ungemein schwer, doch die Sperrbarriere konnte sie aufrichten.

Die Hellseherin drehte den Kopf. Plötzlich schaute sie nicht mehr auf die in der Luft schwebende Flamme, ihr Blick war jetzt auf die mit Stoff überspannte Wand gerichtet, wo die Notbeleuchtung brannte. Eine trübe Birne, kopfhoch über dem Boden, verstreute ihr Licht und schuf eine Insel aus rötlich milchiger Helligkeit.

Mit dem linken Arm stemmte sich die Frau hoch. Zum

Glück saß sie am Rand, so daß sie ihren Sitz verlassen konnte und in den Gang neben der langen Reihe torkelte. Fast wäre sie gefallen, denn ihre Beine gaben nach. Kraftlos war sie geworden, und sie hielt sich an der Wand, um überhaupt auf den Beinen zu bleiben.

Dabei atmete sie schwer. Es war mehr ein Keuchen, ein Würgen und Ächzen. Sie schüttelte sich, Schweiß bedeckte ihr Gesicht, die Knie waren weich geworden, die Knochen schienen aus Gummi zu bestehen. Sie mußte sich einfach ausruhen.

Dabei richtete sie ihren Blick zu Boden. Auf keinen Fall wollte sie die Flammen anschauen, die vor jedem Gesicht schwebten und den Geist der Menschen in ihre Gewalt zwangen.

Auf der Leinwand rollte das Geschehen weiterhin ab.

Pink Floyd räumte auf. Der hämmernde Sound erreichte die Zuschauer und ihre Gehirne, die jedoch von dem Geist eines anderen längst in Besitz genommen waren.

Belphégor kündigte sein Kommen an. Er hatte die Flammen geschickt, und sie taten ihre Pflicht.

Die Feuerzungen gehorchten dem Hexer mit der Flammenpeitsche. Tanith, die Hellseherin, mußte mit Schrecken ansehen, wie sich die Flammen bewegten und auf die Gesichter der Menschen zustießen.

»Nein!« schrie die Frau. »Nein ...!«

Ihre Warnung hörte niemand oder wollte niemand hören, denn die Feuerzungen verschwanden zwischen den Lippen der Menschen und wurden von ihnen geschluckt.

Belphégor hatte einen großen Teil des dämonischen Ziels erreicht. Die Menschen gehörten ihm.

Der gesamte Vorgang lief in einer erschreckenden Lautlosigkeit ab. Hatte Tanith noch kurz zuvor das Gefühl gehabt, Film und Besucher würden eine Einheit bilden, so stimmte das nicht mehr. Ein anderer hatte die Regie übernommen, das Geschehen auf der Leinwand war für ihn nur

Mittel zum Zweck gewesen. So hatte eine Droge die andere nur abzulösen brauchen.

Der Film lief weiter.

Nichts mehr deutete daraufhin, daß etwas vorgefallen war.

Etwas Unwahrscheinliches, Grauenhaftes, das einfach nicht zu begreifen war. Und es kümmerte sich auch niemand um Tanith, die nicht mehr auf ihrem Platz saß, sondern nach wie vor an der Wand gelehnt stand, von wo aus sie das Geschehen beobachtete.

Eine Flamme war übriggeblieben.

Die von Tanith!

Noch schwebte sie vor und über dem Sitz, doch sie verblaßte allmählich. Ihre Leuchtkraft wurde schwächer, dann war sie verflogen.

Nur allmählich verschwand der Druck aus dem Kopf der Hellseherin. Ihr Herz schlug immer noch sehr heftig, die Knie zitterten nach wie vor, aber es ging ihr trotz allem besser. Sie dachte nicht daran, das Kino zu verlassen, denn sie wollte sehen, wie die fremde Magie wirkte.

Minutenlang geschah nichts. Wie erstarrt saßen die Zuschauer auf ihren Sitzen. Niemand bewegte auch nur den kleinsten Finger. Die Blicke waren gegen die Leinwand gerichtet, wo die überzeichneten Szenen des Films in einer wahren Horrorfolge abliefen.

Wieder dröhnte ein gewaltiger Musikstoß aus den Lautsprechern. Das war ein Signal.

Ein Ruck ging durch die Masse. Körper kippten nach vorn, und Taniths Augen wurden groß, als sie das sah. Schweiß perlte wieder auf ihrer Stirn, denn sie wußte, daß sie bald etwas Entscheidendes erleben sollte.

Und sie hatte sich nicht getäuscht.

Als würden unsichtbare Bänder an den Zuschauern hängen, so wurden die Besucher ruckartig in die Höhe gezogen.

Jeder stand auf. Wie Puppen schnellten sie hoch. Es war ein

unwahrscheinliches Bild, das sich der zuschauenden Tanith bot, und sie wurde den Eindruck nicht los, daß sich Szenen, die sie vorhin noch auf der Leinwand gesehen hatte, wiederholten.

Diesmal in Wirklichkeit.

Die Zuschauer gehorchten den stummen, unhörbaren Befehlen eines anderen. Sie gerieten ebenfalls in die grauenvolle Maschinerie eines mächtigen Dämons, ebenso wie die Menschen auf der Leinwand in die Vernichtungsmaschine. Tanith ballte die Hände zu Fäusten. Was sie hier erlebte, war ein gespenstischer Vorgang, trotz der Lautstärke der Musik, die aus den wattstarken Boxen drang.

Pink Floyd war vergessen.

Ein anderer führte Regie. Einer, der gefährlich war. Wie Denkmäler standen die Zuschauer, bis sich ein Mädchen, das in der ersten Reihe vor dem äußersten Platz stand, bewegte. Es schritt in den Gang.

Tanith hatte zufällig in die Richtung geschaut, so sah sie die Bewegung auch.

Das Mädchen verließ seinen Platz, und sein rechter Arm schnellte nach oben, wobei er in dieser Höhe blieb und die Hand sich zu einer Faust geschlossen hatte.

In der Haltung einer entschlossenen Kämpferin ging sie weiter und näherte sich der Leinwand.

Tanith wollte eingreifen, dann jedoch zuckte sie zurück, um abzuwarten, was noch alles geschah. Das Mädchen näherte sich der mit Bewegungen ausgefüllten Wand, wo urplötzlich ein anderes Bild entstand.

Ein Gesicht war zu sehen.

Belphégor.

Auch Tanith erschrak, als sie das Gesicht sah, das sich deutlich aus dem weiterlaufenden Film hervorkristallisierte. Die Bilder dahinter verschwammen, sie wurden unscharf, und

nur das Gesicht zeigte sich scharf und deutlich. Es war beherrschend.

Dunkel, unheimlich. Fast schwarz. Aber mit zwei Schlitzten versehen, und dahinter funkelten die Augen.

Tanith wurde fast schlecht vor Furcht, als sie diese Augen sah. Kristalle nur, von einer Unbarmherzigkeit, die den Atem stocken ließ. Die Kälte und Gefühllosigkeit des Weltraums war in diesen Augen gefangen, die starr in den Kinosaal gerichtet waren und jeden einzelnen Besucher mit ihren Blicken zu sezieren drohten.

Die Augen waren mörderisch. Und nur sie stachen hervor aus diesem grausamen schwarzen Nichts, das sich so scharf von dem Hintergrund hervorhob, wo der Film weiterlief. Es sah wohl niemand im Kino mehr die Bilder, sondern nur die schwarze Maske mit den gefährlichen Augen, in denen die Kälte alles überlagerte.

Die Seelen der Menschen waren diesen Blicken preisgegeben. Sie wurden durchbohrt, sie gerieten in den Bann, der sich immer weiter ausbreitete und die Besucher des Kinos so handeln ließ, weil sie nicht mehr anders konnten.

Das Mädchen hatte den Anfang gemacht, andere folgten, sie schritten hinter ihm her, und ihr Ziel war die große leicht gebogene Leinwand.

Dort lauerte das Gesicht.

Und sie gingen hin, streckten ihre Arme aus, als wollten sie in diese Schwärze hineintauchen, sie umfassen und sich ihr opfern, wobei der starre, eiskalte Blick der Augen nach wie vor wie ein Messer auf sie gerichtet war.

In der ersten Reihe hatten sich alle erhoben. Sie standen jetzt vor der Leinwand, streckten ihre Arme dem Gesicht entgegen und bekamen von ihm, was sie wollten.

Feuer!

Auf einmal war es da. Es regnete aus der Leinwand auf sie nieder, umfaßte sie als brennender Schleier, und plötzlich erschienen in ihren Händen kleine, flammende Peitschen.

Tanith war entsetzt!

So etwas hatte sie noch nie gesehen. Hier war finsterste Schwarze Magie am Werk, ein grauenvolles Karussell hatte sich in Bewegung gesetzt, in dem sich die Menschen als lebender Mittelpunkt befanden.

Kaum hatten die Besucher des Films die Flammenpeitschen empfangen, als sie schon weitergingen, wieder in die Reihe hineintraten und sich auf den Sitzen niederließen.

Die Arme hielten sie in die Höhe gestreckt. Die Verlängerung dort wurde von den flammenden Peitschen gebildet, deren Feuer ein gespenstisches Spiel aus Licht und Schatten schuf, das über die Decke zuckte und auch auf den Gesichtern der Anwesenden seine Spuren hinterließ.

Sie veränderten sich auf eine erschreckende Art und Weise. Obwohl sie nach wie vor menschlich waren und auch so reagierten, waren sie dennoch in den Bann eines Dämons geraten, und sie würden diesem Teufel auch gehorchen.

Das merkte Tanith genau. Sie hätte gern eingegriffen, aber sie allein war zu schwach. Sie konnte es nicht über sich bringen, da etwas zu tun, denn sie fühlte, daß dieser Dämon dort auf der Leinwand wesentlich stärker war als sie.

Stark und gnadenlos!

Als einzige war Tanith nicht in den Bann dieser Gestalt geraten. Und das hatte sie nur ihrem eisernen Willen zu verdanken, ihren übersinnlichen Fähigkeiten, doch sie kannte auch genau ihre Grenzen. Sie wußte, daß sie gegen diese Gestalt nicht ankam. Der Dämon dort auf der Leinwand war schlimmer, er war gefährlich, ein Monster, das nur an Vernichtung dachte.

Die zweite Reihe der Menschen hatte sich von ihren Plätzen erhoben. Wieder gingen sie wie Marionetten, verließen ihre Plätze, reihten sich hintereinander und schritten auf die Leinwand zu, um ihrem Dämon, dem sie jetzt gehorchten, zu huldigen.

Auch sie erhielten die Flammenpeitschen, schritten wieder zu ihren Sesseln und nahmen dort Platz.

Der Dämon sprach kein einziges Wort. Nur hinter ihm und verschwommen zu sehen, bewegte sich der Film. Er lief dort ab, längst nicht mehr so laut wie zuvor, aber noch immer hallten die Songs der Gruppe durch den großen Kinosaal.

Pink Floyd und der Dämon!

Beide ergänzten sich großartig, wurden zu einer Einheit. In diesem aufwühlenden Film konnte Belphégor seine Kräfte voll entfalten. Man hatte ihm den Boden vorbereitet, den Weg geebnet, den er jetzt nur noch einzuschlagen brauchte.

Tanith mußte mit ansehen, wie sich die Reihen nach und nach leerten. Die Menschen gingen einzeln zu der großen Leinwand hin, holten sich ihr Feuer und waren nun feste Diener in den Händen des großen Belphégor, denn sie konnten sein Erbe hinaustragen in die Nacht und in die gesamte Welt.

Sie hockten auf ihren Sitzen, den rechten Arm jeweils in die Höhe gereckt, und aus ihren Händen wuchsen die flammennden Peitschen. Es war ein schaurig-schönes Bild. Das Kino wurde von diesem magischen Licht bis in den letzten Winkel erhellt. Obwohl das Feuer brannte, gab es keine Wärme, keine Verbrennungen, nur das flackernde Licht, dessen Ausläufer Decke und Wände streifte.

Tanith schüttelte den Kopf. Hilflös kam sie sich vor, so schrecklich hilflos.

Was würde geschehen, wenn auch der letzte seine Flammenpeitsche hatte und der Film beendet war?

Eine Frage, auf die sie sich selbst die Antwort gab. Die Besucher würden aufstehen und das Kino verlassen.

Und dann?

Tanith wagte nicht, daran zu denken. In ihrem Magen hatte sich ein Klumpen gebildet.

Wenn die Menschen nun Paris überfluteten und die Botschaft des Dämons hinaustrugen, wobei sie noch andere

mit in den Bann zogen, dann konnte es zu grauenhaften Ereignissen kommen.

Nein, sie durfte nicht so lange warten. Sie mußte etwas tun. Flucht war die einzige Chance. Allein kam sie gegen diese Meute nicht an. Die Menschen würden sie fertigmachen, denn sie standen auf der anderen Seite, und Tanith war allein. John Sinclair!

Wie ein Fanal tauchte der Name in ihrem Gehirn auf. Es war ein Gedanke, und er schien selbst in Flammen zu stehen. Er mußte Bescheid wissen, und Tanith beschloß, ihn so rasch wie möglich anzurufen. Ja, anders konnte es nicht laufen. Aber der Geisterjäger war weit weg. Er befand sich in London, Hunderte von Meilen entfernt, während sich hier in Paris die Schrecken immer mehr verdichteten.

Tanith wollte das Ende des Films nicht mehr abwarten. Es waren sowieso nur noch einige Minuten. Deshalb machte sie kehrt und verließ mit hastigen Schritten das Kino.

Die Frau an der Kasse schaute sie überrascht an. Sie sah, daß Tanith völlig durcheinander war. Ihr Gesicht glänzte schweißnaß, sie zitterte am ganzen Körper, die Zähne schlugen aufeinander.

»Was ist mit Ihnen? Ist Ihnen der Film so an die Nerven gegangen?« wurde sie gefragt.

»Nein, nein. Aber ich muß telefonieren.«

»Nebenan befinden sich Zellen.«

»Danke.« Tanith lief durch das jetzt leer und gespenstisch wirkende Foyer. Ihre Schritte hallten laut an den Wänden wider. Die Echos begleiteten sie, bis sie die Tür erreicht hatte und sie aufstieg.

Herrlich kühl war es draußen. Erst als der Nachtwind gegen ihren Körper wehte, merkte sie das Frösteln und bekam eine Gänsehaut. Es war doch kälter geworden. Die Zellen entdeckte sie schnell. Zwei waren es, und sie standen nebeneinander.

Beide waren besetzt.

Junge Leute standen in ihnen. Sie telefonierten. Tanith wußte aus Erfahrung, daß es länger dauern würde, aber die Zeit, sich eine andere Zelle zu suchen, hatte sie auch nicht. Deshalb wollte sie warten, bis eine frei wurde.

Inzwischen war auch der Film beendet.

Tanith hörte die Stimmen der Besucher und drehte sich ruckartig um.

Sie hatte Schlimmes erwartet, ein Durcheinander, ein Chaos.

Sie täuschte sich.

Die Besucher verließen das Kino, ohne daß sie sich anders oder außergewöhnlich benahmen. Vielleicht waren sie sogar ruhiger, als man nach einem Film wie diesem erwarten konnte.

Tanith verstand die Welt nicht mehr.

Aber sie schaute nicht nur zu den Leuten hin, die aus dem Kino kamen, ihr Blick glitt auch in die Höhe, wo sie vor Beginn der Vorstellung die Schatten am Himmel gesehen hatte.

Sie waren noch immer da.

Unbeweglich schwebten sie dicht unter der blauen Decke des Himmels und beobachteten. Nichts deutete darauf hin, daß sie angreifen wollten. Es war nur das reine Lauern ...

Dann wurde die Tür der ersten Zelle aufgestoßen. Der junge Mann verließ sie, noch einen leicht abwesenden Blick in den Augen. Rasch betrat Tanith das Telefonhäuschen, bevor ihr ein anderer zuvorkommen konnte.

Obwohl die Menschen nichts unternommen hatten, glaubte sie nicht, daß alles so harmlos weitergehen würde.

Es kam ihr vor wie die berühmte Ruhe vor dem großen Sturm ...

Mit zwei Dingen hatte ich mich am folgenden Tag herumschlagen müssen. Erstens mit meinem Arm, der von der verdammten Säge verletzt worden war, und zweitens mit der Spurensuche nach meinem Feind Belphégor, dem Dämon mit der Flammenpeitsche.

Da die Wunde genäht war und auch hielt, bereitete mir der Arm fast gar keine Schwierigkeiten mehr. Anders war es mit Belphégor. Er blieb verschwunden.

Zwar hatten wir keine offizielle Großfahndung nach ihm ausrufen können, aber die Londoner Polizisten waren angewiesen worden, auf außergewöhnliche Anzeichen zu achten, besonders solche, die mit dem Erscheinen eines Feuers zusammenhingen.

Es kam keine Meldung. Der Tag ging vorbei, ohne daß sich etwas tat. Ich hätte laut Anordnung der Ärzte eigentlich im Bett bleiben müssen, das wiederum konnte ich auf keinen Fall. Auch wenn ich keinen Dämon verfolgte, im Bett bleiben wollte ich nicht. Ich mußte etwas tun, deshalb setzte ich mich ins Büro und arbeitete Akten auf. Ich las Rundschreiben durch, analysierte Meldungen und versuchte, Spuren zu finden, die auf Belphégor hinwiesen.

Nichts.

Der Polizist, der sein Leben verloren hatte, wurde untersucht. Das Skelett war normal. Man analysierte auch den Schleim, der das Skelett umgab; es war eine Mischung aus Wasser und Eiweiß.

Mehr konnten die Kollegen auch nicht sagen.

Damit mein linker Arm nicht >einrostete<, bewegte ich ihn zwischendurch. Ich spürte zwar noch ein Ziehen, das war auch alles. Behindern würde mich die Verletzung kaum, auch nicht, wenn ich mich wieder in den Kampf stürzte.

Sir James fragte ein paarmal nach, wie es mir ginge. Ich gab mich optimistisch.

Irgendwann schaute ich auf die Uhr. »Weißt du was, Suko? Ich verschwinde. Ich habe keine Lust mehr, noch länger hier

im Büro zu sitzen. Ich werde nach Hause fahren und mich etwas ausruhen.«

»Macht dir dein Arm doch zu schaffen?«

»Ein wenig nur.«

»Okay, ich halte hier solange die Stellung.«

Ich stand auf und schlug meinem Partner auf die Schulter. Im Vorzimmer klapperte Glenda auf der Maschine. Neben meiner Sekretärin blieb ich stehen und lächelte. »So fleißig kurz vor Büroschluß?«

»Ja, es müssen noch Briefe raus.«

»Aber nicht meine?«

»Nein.« Sie lachte und schüttelte den Kopf. »Um Himmels willen, da hätte ich gestreikt.« Dann setzte sie eine verschwörerische Miene auf. »Wenn du es nicht weitersagst, John, es sind private Dinge. Ich muß an meine Versicherung schreiben.«

»Dann viel Glück.«

»Danke. Wie geht es deinem Arm?«

Ich streckte den linken Arm aus und winkelte ihn an. »Alles fast okay.«

»Nimm dir nur nicht zuviel vor.«

Ich war schon an der Tür. »Keine Angst. Zur Not habe ich noch den anderen.«

Auch das Fahren mit dem Dienstwagen bereitete mir keinerlei Schwierigkeiten. Im Gegensatz zu Belphégor. Ich mußte immer wieder an den Dämon denken.

Während ich mich durch den Verkehr in der Innenstadt quälte, hatte ich immer wieder Zeit, über alles nachzudenken. Mehrere Male ging ich den Fall durch, dachte quer und stellte Vermutungen an, aber es kam nichts dabei heraus. Keine neuen Schlußfolgerungen oder Resultate.

Für die Strecke bis zu meiner Wohnung brauchte ich die doppelte Zeit. Es wurde mittlerweile dämmrig, zudem begann es zu nieseln, die Straßen wurden feucht und das auf ihnen liegende Laub glatt. Es bildete Rutschbahnen für die Autos.

Ich erreichte meine Wohnung, zog mir bequeme Kleidung an und machte es mir gemütlich. Zudem hatte ich die Zeitung noch nicht richtig gelesen. Ich legte die Beine hoch und blätterte sie durch.

Irgendwann schlief ich ein.

Bis mich das Schrillen des Telefons weckte.

Ich fuhr in die Höhe, die Zeitung fiel von meinem Körper und flatterte zu Boden.

Im ersten Augenblick war ich durcheinander, fand mich nicht zurecht. Erst beim dritten Klingeln war ich soweit, daß ich abheben konnte. Gleichzeitig warf ich einen Blick auf meine Uhr.

Nur noch eine Stunde bis Mitternacht.

Ich schüttelte den Kopf, um wach zu werden, dann hob ich ab. Eine ferne und leise klingende Frauenstimme wollte etwas von mir. Ich schaltete nicht so schnell, auch nicht, als sie mich ein paarmal mit John ansprach. Dann erst begriff ich.

»Tanith!« rief ich in den Hörer.

»Genau, endlich ist der Franc bei Ihnen gefallen.«

Und wie er bei mir gefallen war. Tanith rief aus Paris an.

Die Wahrsagerin berichtete von ihren Erlebnissen innerhalb des Kinos. Sie beschrieb mir Belphégor so, wie ich ihn auch gesehen hatte. Deshalb gab es keinen Zweifel, daß wir von ein- und demselben Dämon redeten.

Ich ballte meine linke Hand. Für mich stand fest, daß ich nicht länger in London bleiben konnte. Das sagte ich Tanith auch.

»Damit habe ich gerechnet, John.« Sie räusperte sich.

»Wann kann ich Sie am Flughafen abholen?«

»Wir kommen mit der ersten Maschine.«

»Dann bringen Sie Suko mit?«

»Genau.«

»Ich freue mich, John, und richten Sie Suko die besten Grüße aus.«

»Mach' ich. Bis später dann.« Ich legte auf. Tanith hatte es

also schon bemerkt, daß etwas im Gange war. Seltsam, wie das Leben manchmal so spielte.

Ich dachte darüber nach, was Belphegor vorhaben könnte. Seine Pläne kannte ich nicht, wir würden sie auch vielleicht nicht erfahren, wenigstens nicht, bevor er zuschlug. Und das war schlimm ...

Suko und ich waren dem schlechten Wetter davongeflogen. Als wir in Paris landeten, lag zwar Nebel über der Stadt, aber die Sonne würde die Schwaden bald mit ihren wärmenden Strahlen vertrieben haben.

Tanith hatte Wort gehalten. Sie befand sich am Flugplatz und winkte uns bereits von weitem zu. Durch die Zollkontrolle gelangten wir reibungslos, auch unsere Waffen hatten wir mitnehmen können, und dann wurden wir von Tanith begrüßt.

»Haben Sie schon einen Plan, John?« fragte sie uns und schaute auch Suko dabei an.

Ich hatte mir zwar meine Gedanken gemacht, doch etwas Konkretes war dabei nicht herausgekommen. Das sagte ich Tanith auch.

»Dann könnten wir zu mir fahren. Vielleicht schaffe ich mit Hilfe meiner Kugel eine Verbindung zu ihm.«

»Den Vorschlag wollte ich Ihnen gerade unterbreiten«, gab ich zurück.

Wir standen inzwischen neben dem Taxi und stiegen ein. Tanith gab das Ziel an.

Madame Tanith, wie sie sich nannte, wohnte dort, wo Paris am urigsten ist. In Montmartre, dem weltbekannten Künstlerviertel der Stadt. In dem Wirrwarr um Sacre Coeur herum, in einem Irrgarten aus Straßen und Gassen, da hatte sie genau die Atmosphäre, die sie benötigte. Hier fühlte sie sich wohl, denn die Menschen hier waren anders als normale Geschäftsleute oder Angestellte und Arbeiter, die ihrem Job nachgingen.

Für die Künstler in der kleinen Kolonie kam es darauf an, zu leben, Eindrücke zu empfangen, sich inspirieren zu lassen, um sie dann literarisch oder malerisch zu verwerten.

Als der Fahrer das Ziel hörte, war er nicht begeistert. Die Straßen in Montmartre sind nicht nur eng, sondern auch durch parkende Wagen verstopft.

Überhaupt erstickte Paris im Verkehr. Mir kam es so vor, als wäre er noch schlimmer geworden.

Suko saß auf dem Beifahrersitz, während ich mich mit Tanith in den Fond begeben hatte.

Sie sah nicht wie eine Wahrsagerin aus, eher wie eine elegante Frau, die genau wußte, was sie wollte. Ihr schickes Kostüm saß wie angegossen. Es bestand aus zahlreichen verschiedenfarbigen Lederflecken, die jemand aneinander genäht hatte. Die grüne Farbe der Fingernägel wiederholte sich auch auf dem Kostüm, das war eben ein Markenzeichen bei der Hellseherin.

»Ich habe vergessen, Ihnen noch etwas zu sagen, John«, begann sie das Gespräch.

»Und was?«

Sie schaute mich an. Ihr apartes Gesicht zeigte einen ernsten Ausdruck. In dem rechten Ohrring fing sich ein Lichtreflex, der mich für einen Moment blendete. »Es geht um Vampire.«

»Wie?«

»Genauer gesagt, um Riesenfledermäuse, die ich vor der Kinovorstellung entdeckt habe.«

»Und wo?«

»Am Himmel. Sie schwebten über den Dächern der Stadt. Dabei schienen sie alles zu beobachten.«

Riesenvampire! Damit hatte mir Tanith ein Stichwort gegeben. Ich kannte diese blutsaugenden Bestien. Wir hatten gegen sie auf Dr. Todds Insel gekämpft und waren ihnen zuletzt in Venedig begegnet, wo die Vampire gegen ihre uralten Feinde, die Strigen, kämpften.

Schwarz waren sie nicht, sondern dunkelrot, das aber hatte Tanith in der Dunkelheit nicht feststellen können. Und diese Fledermäuse gehorchten einem Herrn.

Vampiro-del-mar!

Belphégor und Vampiro-del-mar. Welch eine Verbindung gab es zwischen den beiden? Ich wußte keine, und es war mir auch nicht möglich, so schnell eine herauszufinden.

Was hatten die roten Vampire hier in oder über Paris zu suchen? Vorausgesetzt, es handelte sich bei diesen Bestien tatsächlich um die mir bekannten Monster ...

Tanith hatte zwar leise gesprochen, trotzdem war sie von Suko verstanden worden. Der Chinese wandte sich um und schaute uns fragend an. »Habe ich richtig gehört? Mischen die roten Vampire des Vampiro-del-mar wieder mit?«

»Ja.«

Der Inspektor verdrehte die Augen. »Himmel, als wenn wir mit Belphégor nicht schon genug am Hals hätten«, stöhnte er auf und wischte sich über die Augen. »Jetzt kommt auch noch die Mordliga ins Spiel.«

»Leider.«

»Haben sie denn eingegriffen?« wollte Suko wissen. Er richtete die Frage an Tanith.

»Nein, nur abgewartet.«

»Dann steht uns dies noch bevor«, prophezeite mein Freund mit düsterer Stimme.

Ich schwieg. Auch die restliche Fahrt über war ich ziemlich schweigsam. Ich wollte nicht noch mehr Unruhe bringen. Wir mußten erst einmal abwarten und die Lage sondieren.

Inzwischen hatten wir den Straßenwirrwar von Montmartre erreicht. Der Mann am Steuer kurvte wie wild durch die engen Gassen.

Montmartre ist hügelig, viele Häuser sind schräg gebaut und wirken äußerst baufällig. Manchmal war wirklich kein Durchkommen mehr, sogar forderndes Hupen nutzte nichts. Bis Tanith es schließlich leid war. Sie drehte sich zu uns um

und fragte: »Wie wäre es, sollen wir den Rest der Strecke zu Fuß gehen? Es sind nur ein paar Häuserblocks.«

»Sicher.«

Tanith wollte die Rechnung begleichen. Das ließ ich allerdings nicht zu und entlohnte den Fahrer.

Wir nahmen unsere Koffer und tigerten los. Ich muß ehrlich sagen, daß mir dieses Menschengewimmel gar nicht so schlecht gefiel. Hier war echt etwas los. Man sagt zwar immer, daß die Künstler nur in den Tag hineinleben, aber sie fühlten sich sehr wohl dabei, und das war genau zu spüren. An jeder Ecke und vor jeder Hauswand saßen die Maler und Zeichner. Sie boten ihre Bilder an, und auch wir wurden angesprochen, aber wir kauften nichts.

Tanith wohnte in einem alten Reihenhaushaus. Es sah so aus, als würden es die Bauten rechts und links stützen. Die Holztür war dunkelgrün angestrichen. Wenn man genauer hinschaute, entdeckte man einen mit dem Kopf nach oben stehenden Drudenfuß, ein weißmagisches Siegel, das Dämonen davon abhalten sollte, das Gebäude zu betreten.

Die Tür hatte einen golden schimmernden Griff. Darunter befand sich das Schloß, in dem Tanith den Schlüssel steckte.

»Kommen Sie«, lud sie uns ein und hielt uns die Tür auf.

»Fühlen Sie sich wie zu Hause.«

Wie zu Hause konnte ich mich nicht fühlen, denn mit dem Öffnen der Tür hatte sich uns eine andere Welt erschlossen. Eine Welt der Stille, der Nachdenklichkeit und vielleicht auch der Beklemmung.

Tief atmete ich durch. Dabei wagte ich kaum, laut aufzutreten. Wir wollten die Ruhe nicht stören.

»Gehen Sie durch«, sagte Tanith und machte eine einladende Handbewegung.

Wir schritten geradeaus weiter und gelangten in ihr Arbeitszimmer. Hohe, mit Büchern gefüllte Regale, ein runder Tisch, ein dunkler Vorhang und abgedeckte Fenster. Trotzdem roch es nicht muffig, sondern frisch und

klar. Wahrscheinlich sorgte eine Klimaanlage dafür.

»Hier empfangen Sie also Ihre Kunden«, stellte ich fest und nickte anerkennend. »Die Atmosphäre stimmt ja, das muß man schon sagen, meine Liebe.«

»Ja, viele Klienten verlangen es. Auch ich brauche sie, um ehrlich zu sein.«

»Jeder so, wie es ihm paßt«, meinte Suko und stellte unseren Koffer ab.

Tanith blieb vor uns stehen und lächelte. Ich konnte ihr Parfüm riechen. Es war ein seltsamer Duft. Betörend und doch frisch zugleich. So etwas hatte ich noch nie wahrgenommen, und ich atmete den Duft ein wenig neugierig ein.

»Gefällt es Ihnen?« fragte die Frau.

»Es ist zumindest außergewöhnlich.«

Tanith lachte. »Ja, es wird speziell nach meinen Wünschen hergestellt. Eine kleine Marotte, wissen Sie.« Geschmeidig wandte sie sich um und trat dicht vor einen hohen Schrank. Mit einer Hand hielt sie schon den Schlüssel, als sie sich noch einmal umwandte und uns anschaute. »Ahn Sie, was sich in diesem Schrank befindet, John?«

»Ich kann es mir denken. Wahrscheinlich hat es einmal in meiner Wohnung gestanden.«

»Genau, mein Lieber. Es sind die Kugel und der Kelch des Feuers. Sie werden sehen, daß beides nahtlos zusammenpaßt.« Mit diesen Worten öffnete sie die Tür.

Kaum hatte sie sie aufgezogen, als uns schockartig das rote Licht traf.

Es strahlte von der Kugel aus. Sie glühte so grell, daß ich Angst hatte, sie würde zerspringen!

Tanith schrie auf. Sie taumelte zurück und riß die Arme hoch, damit sie ihr Gesicht schützen konnte. Suko sprang hinzu und fing die Frau auf, bevor sie zu Boden fiel.

Das Licht war schlimm. Rot und blendend. Die Kugel schien

in einem Feuerkreis zu stehen. Ich kam mir vor wie ein Feuerwehrmann ohne Wasser.

Viel hatte ich über die Kugel gehört, aber nichts Entscheidendes. Soviel mir bekannt war, stammte sie von Nostradamus, allerdings wußte ich nicht, ob sie einen schwarz- oder weißmagischen Ursprungs war.

Vielleicht konnte mir mein Kreuz helfen ...

Ich drehte mich ab und wandte der Kugel den Rücken zu. Suko und Tanith hatten das gleiche getan, keiner wollte in das Licht schauen. Wir durften es auch nicht, denn der grelle Schein würde vielleicht sogar unser Augenlicht zerstören.

Ich nestelte das Kreuz hervor und fragte noch in der geduckten Haltung stehend: »Kann ich wohl mit dem Kreuz etwas erreichen, Tanith?«

»Ich weiß es nicht, John.«

»Ist die Kugel schwarz- oder weißmagisch?«

»Davon habe ich auch keine Ahnung. Meinen Kräften hat sie immer gehorcht, doch ich bin kein weiblicher Magier.«

»Ich versuche es!«

Langsam drehte ich mich um und schloß die Augen.

Trotzdem konnte ich irgendwie >sehen<, denn das Licht drang durch die geschlossenen Lider, so daß ich den Schein ausmachen konnte. Ich streckte die Hand, wobei ich mich in kleinen Schritten der Kugel näherte.

Innerlich zitterte ich. Mit dieser Konfrontation hatte ich nicht gerechnet.

Dann die Berührung!

Ein kurzer Widerstand, mehr nicht. Aber er reichte, denn etwas rann über meine Finger.

Kalt und glitschig fühlte es sich an, als würde ein zäher Schleim über meine Finger laufen. Ob Blendung oder nicht, ich mußte einfach wissen, womit ich es zu tun hatte, und öffnete die Augen.

Kein Licht mehr strahlte mir entgegen - oder kaum noch Licht. Aber den Schleim, den sah ich. Er lag auf meiner Hand

und erinnerte mich fatal an das Zeug, das auch die Leiche des Polizisten umgeben hatte. Nur schimmerten bei mir keine Skelettfinger durch.

Ich wandte mich um.

Auch Tanith und Suko hatten ihre Augen geöffnet. Sie schauten mir entgegen und blickten dann auf meine Faust, aus der das Kreuz ragte. Auch den Schleim sahen sie.

Die Wahrsagerin flüsterte: »Was ist das für ein widerliches Zeug?«

»Es drang aus der Kugel.«

Sie sah mich an, als könnte sie es nicht fassen, dann schüttelte sie den Kopf. »Aus meiner Kugel?« hauchte sie. »Aber das ist nicht möglich ...«

»Doch, es gibt keine andere Antwort.«

Mit dem Handrücken wischte Tanith über ihre Stirn. »Ich begreife es nicht. Wirklich nicht. Wie kann ...?«

Ich kantete mein Kreuz ein wenig und berührte damit den Schleim. Kaum hatten beide Dinge Kontakt, da wurde aus der widerlichen Masse ein grauer Staub, den ich einfach abputzen konnte. Ein paarmal rieb ich die Hände gegeneinander, dann war alles okay.

Tanith ging an mir vorbei und auf die Kugel zu. Die Arme hatte sie vorgestreckt, doch sie traute sich nicht, die Kugel zu berühren. Plötzlich hatte sie einen Heidenrespekt davor. Über die Schulter warf sie mir einen Blick zu. »Wollen Sie die Kugel nehmen, John?«

»Nein, nein, holen Sie sie nur aus dem Schrank. Sie wird Ihnen schon nichts tun.«

»Wenn Sie meinen ...«

Tanith nahm nicht nur die Kugel, sondern auch den Kelch des Feuers mit aus dem Schrank. Sie trug beides zu einem runden Tisch. Vorsichtig stellte sie die Dinge dort ab.

Zum erstenmal sah ich die Kugel aus unmittelbarer Nähe.

Sie schimmerte rötlich, und ich konnte in sie hineinschauen.

Allerdings nicht hindurch, denn ich sah in ihrem Innern zahl-

reiche Schlieren schwimmen, die sich bewegten. Diese Schlieren kamen mir wie geheimnisvolle Zeichen und Hinweise vor. Wenn ich daran dachte, daß die Kugel ein Erbe des großen Nostradamus sein sollte, übermannte mich ein ehrfürchtiges Gefühl.

Und sie stand im Kelch des Feuers.

Ihn kannte ich gut. Schließlich hatte ich ihn aus einem Kloster in Schottland geholt. Welche Verbindung es zwischen dem Kelch des Feuers und der Kugel genau gab, hatte ich bisher nicht herausgefunden, und auch Tanith konnte mir da nicht weiterhelfen.

Was die Figuren und Zeichen am Rand des Kelchs zu bedeuten hatten, war mir ebenfalls unbekannt, aber es mußte zwischen beiden einen Zusammenhang geben, dessen war ich mir sicher.

»Was konnte dies nur zu bedeuten haben?« fragte die Hellscherin mit kaum verständlicher Stimme. »So etwas ist mir wirklich noch nie passiert, John. Ich bin völlig fertig. Bisher war diese Kugel für mich ein Refugium der Weißen Magie, aber das, was ich eben erlebt habe, wirft meine Theorien völlig um.«

Ich konnte sie verstehen. Auch ich wußte keine genaue Erklärung.

Suko meinte, während er die Kugel und den Kelch anschaute: »Vielleicht wollte sie uns warnen.«

»Vor Belphégor?« fragte ich.

»Unter anderem, aber dann muß der Schleim in der Kugel gewesen sein«, erklärte Suko. »Anders kann ich es mir nicht vorstellen.« Er strich über sein kurz geschnittenes Haar.

»John, wir sollten etwas tun. Unter Umständen können wir mehr Informationen von der Kugel erhalten, wenn wir sie aktivieren. Das wäre doch etwas für Tanith.«

»Ich soll ...?«

»Ja. Sie könnten eine Beschwörung oder was weiß ich durchführen. Wäre das nicht möglich?«

»Natürlich.« Die Frau hob die Schultern. »Aber ich weiß nicht, ob ich Erfolg habe.«

»Es müßte gehen«, mischte ich mich ein. »Sie sehen in der Kugel immer Dinge, die in der Zukunft liegen und unmittelbar mit den Menschen zu tun haben, die Sie besuchen. Nehmen wir an, wir wären jetzt Klienten von Ihnen.«

»Das kann ich nicht so einfach.«

Ich legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Versuchen Sie es, Tanith, bitte ...!«

»Ich werde sehen, was sich machen läßt.« Sie deutete auf die Stühle, die um den Tisch herumstanden. »Bitte, nehmt Platz!«

Wir setzten uns hin.

Tanith räusperte sich ein paarmal, bevor sie nach dem Kelch des Feuers griff und ihn mit beiden Händen zu sich heranzog. Dabei schaute sie uns mit einem seltsam leeren Blick an.

Aufmunternd nickte ich ihr zu. Daraufhin umspielte ein feines Lächeln ihre Lippen, ein tiefer Atemzug, dann neigte sie ihren Kopf vor und schaute auf die Kugel.

Es wurde still.

Suko und ich saßen links und rechts neben der Wahrsagerin und warteten gespannt darauf, ob sie etwas erreichte. Das Halbdunkel des Zimmers genügte Tanith, um sich zu konzentrieren. Ich wußte, daß ich ihr eine sehr schwere Aufgabe gestellt hatte, denn sie sollte ja nicht in unsere Zukunft schauen, sondern in eine allgemeine, was wohl selten von ihr verlangt worden war.

Ich hatte meine Hände auf die Oberschenkel gelegt. Von der rechten Seite her blickte ich die Kugel an, darauf hoffend, daß sie das Geheimnis preisgab.

Tanith ging völlig in sich. Wir konnten sehen, wie ihr Körper schmaler wurde, welche Kraft es sie kostete, die Magie der Kugel auszuloten und zu aktivieren.

Während ihrer Konzentration bewegte sie nicht die Lippen.

Falls sie mit der Kugel sprach, dann nur in Gedanken. Ihre Augen waren weit geöffnet, der Mund stand ebenfalls offen, und sie starrte von oben her in die Kugel hinein, als würde sie in deren Innern die Lösung des Falles finden.

Wir konnten nur hoffen und abwarten.

»Sehen Sie etwas?« flüsterte ich nach einer Weile.

Nicken.

Suko und ich schauten uns an. Sollten wir tatsächlich Glück gehabt haben?

»Es ist ... so seltsam«, stieß die Wahrsagerin hervor. »So ... so unheimlich alles. Ich sehe und ich sehe nicht. Es liegt eine Bedrohung über der Stadt. Die Kugel spürt es genau. Da sind Kräfte, die kaum einer stoppen kann, und die Kugel will es nicht zulassen, sie wehrt sich. Das Böse, es lauert ...« Mit einem schweren Atemzug unterbrach sich Tanith, bevor sie weitersprach. »Das Böse will zuschlagen. Ich sehe die Flammen, ja, es sind Flammen, die er geschickt hat.«

»Ist es der Dämon aus dem Kino?«

»Er ist ihr Herr!«

»Und die Menschen?« fragte ich weiter. »Können Sie sich an die auch erinnern?«

»Nein, ich erinnere mich nicht, ich sehe sie nicht. Nur die Flammen und eine furchtbare Gestalt. Ein riesiger Wurm. Grün und grausam ... Man nennt ihn Izzi!« stieß sie hervor.

»Izzi, der Höllenwurm!«

Im nächsten Moment stand Suko auf. Auch mich hielt es nicht mehr an meinem Platz. Vielleicht konnten wir selbst sehen, was die Kugel zeigte.

Schräg von der Seite her schauten wir auf und auch in sie hinein. Meinen ersten Kontakt mit ihr empfand ich als äußerst seltsam, denn ich hatte das Gefühl, in einen langen, schlauchförmigen roten Tunnel zu blicken, der in die Unendlichkeit hineinstieß und sich im Nirgendwo einfach verlor.

Tanith sah, ich nicht.

»Wie erkennen Sie die Ereignisse?« fragte ich sie. »Wie?«

»Ich spüre sie.«

»Kein Sehen also?«

»Nein.« Sie hob die Schultern, als würde sie frösteln. »Es ist so schwer zu sehen. Die Kugel arbeitet nicht so, wie ich es gerne will, das müßt ihr verstehen. Sie hat sich ihr Eigenleben immer verwahrt. Ich ... ich bin auch zu überdreht, ich kann mich nicht richtig konzentrieren, deshalb werden wir ...«

»Sollen wir hinausgehen?« fragte ich.

»Nein, das nutzt nichts. Es ist kein guter Tag heute. Er steht unter einem schlechten Stern. Das Böse überlagert alles«, sagte sie leise und ballte ihre Hände zu Fäusten.

Viel Neues hatte uns die Beschwörung nicht gebracht. Ich war ehrlich genug, dies zuzugeben. Dabei hätte ich mir von einer Kontaktaufnahme so viel versprochen.

Wieder um eine Hoffnung ärmer.

Was blieb, war die Warnung. Die Warnung von Belphegor und seinen gefährlichen Schergen.

Und ein weiterer Name war gefallen ...

Izzi, der Höllenvurm!

Welch eine brisante Mischung, die wir da präsentiert bekamen. Aber was hatten die beiden vor?

Ich dachte an Taniths Kinobesuch und kam noch einmal darauf zu sprechen. »Sie haben tatsächlich gesehen, daß jeder Kinobesucher mit einer flammenden Peitsche ausgerüstet war?«

»Nicht jeder, nur die in den ersten Reihen. Ich bin danach aus dem Kino gelaufen.«

»Wie viele Plätze faßt das Theater?« wollte Suko wissen. Ich schaute Tanith an. Sie konnte nur schätzen. »Keine Ahnung. Vielleicht 600?«

»Dann hätten wir es mit 600 dämonischen Dienern zu tun«, stellte der Inspektor trocken fest.

Und diese Aussage machte mir Angst ...

Bei Tanith hatten wir nicht mehr viel erreichen können und waren deshalb zum Polizeipräsidium gefahren, wo wir bei Kommissar Fleuvee angemeldet waren.

Sir James hatte ihn aus London über unser Kommen informiert und auch erklärt, wer wir waren und welche gefährliche Aufgabe wir hatten. Und der Kommissar war ein umgänglicher und äußerst aufgeschlossener Mensch.

In Fleuvees Büro saßen wir zusammen. Ich berichtete ihm von Belphegor.

Er schüttelte immer wieder den Kopf. »Tut mir leid, Monsieur Sinclair, aber ich kann es nicht fassen.«

Mein Lächeln fiel sparsam aus. »Für Lügner halten Sie uns dennoch nicht, oder?«

»Nein, aber ...«

»Belphegor ist ein gefährlicher Dämon, der Hexer mit der Flammenpeitsche. Zudem hat er sich Diener geholt, Menschen auf seine Seite gezogen. Sie werden für ihn alles tun.«

Fleuvee ließ seinen Kopf nach vorn sinken und stützte das Kinn in seine Handflächen. »Wenn ich Ihre Worte richtig interpretiere, bedeutet dies, daß wir es mit zahlreichen Gegnern zu tun haben. Mit den Besuchern des Kinos, die jetzt auf seiner Seite stehen.«

»Genau.«

Fleuvee senkte den Blick. Sekundenlang schwieg er. Dann ballte er die rechte Hand zur Faust und erwiderte: »Wie sollen wir herausfinden, wer sich alles zu dieser fraglichen Zeit innerhalb des Kinos aufgehalten hat? Können Sie mir da einen Rat geben?«

»Nein.«

»Also sind wir machtlos.«

»So sieht es aus«, lautete meine Antwort. »Aber wir haben unsere Erfahrungswerte im Umgang mit Schwarzblistern und deren Dienern.«

Fleuvee gestattete sich ein Grinsen. »Hört sich gut an, Sinclair, wirklich.«

»Ist es auch. Wenn so eine große Gruppe von Menschen beeinflußt wurde, dann hat das seinen Grund. Das heißt, der Dämon will sie zusammenhalten. Ich glaube nicht, daß die Menschen uns einzeln Schwierigkeiten bereiten, höchstens als Gruppe. Wir können damit rechnen, daß sie sich irgendwann versammeln und zuschlagen werden. So jedenfalls sehe ich die Sache.«

»Und wann?«

»Dämonen wie Belphégor schieben nie etwas auf die lange Bank, Monsieur, das kann ich Ihnen aus Erfahrung sagen.«

»Aber was sollen wir tun?«

»Auf Versammlungen achten, auf Zusammenballungen, auf Demonstrationen, was weiß ich. Es bleibt ja nicht unbeobachtet, wenn sich die Menschen zusammenfinden. Belphégor hat seine Diener, und er wird sie rufen.«

»Wann könnte das sein?«

Da ich schwieg, fühlte sich Suko berufen, eine Antwort zu geben. »Vielleicht schon an diesem Abend.«

Der Kommissar erschrak. »Sollten Sie recht haben, Suko, dann wäre das wirklich eine haarige Sache. Mein Gott«, er schüttelte den Kopf, »ich darf gar nicht daran denken.«

»Fragen Sie mich mal«, sagte ich leise.

Mit seiner Nordseite grenzt der Eiffelturm an den Flußarm der Seine. Südlich des gewaltigen Bauwerks breitet sich ein großer Park aus, der von zahlreichen Straßen durchzogen wird. Bei schönem Wetter sieht man dort vor lauter Menschen kaum noch Grün, so sehr wird er von Touristen überschwemmt, die das berühmteste Pariser Bauwerk sehen wollen.

Auf vier gewaltigen stählernen und nach außen gebogenen Füßen steht der Turm, der sich nach oben hin immer mehr verjüngt und mit seiner Spitze in den Himmel über Paris stößt.

Dieses Wahrzeichen inmitten der Riesenstadt ist einfach nicht zu übersehen, und er wird auch oft als Treffpunkt benutzt. Sobald die Dämmerung über die Stadt fällt, erstrahlen die Lichter, die gegen den Turm gerichtet sind und ihm einen seltsamen, aber unvergeßlichen Glanz geben. Innerhalb des Parks wird es dann ruhiger. Die Besucher und Touristen verschwinden in den Hotels oder Wohnungen, nur der Eiffelturm steht weiter wie ein Fels in der Brandung. Ihn mit Schwarzer Magie, Grauen oder Spuk in Verbindung zu bringen, wäre wohl niemandem eingefallen, dennoch sollte es so sein, denn Belphégor hatte sich gerade den Eiffelturm ausgesucht, um das Grauen nach Paris zu tragen. Hier sollte es starten.

Der Dämon hatte es allein durch die Kraft seiner dämonischen Augen geschafft, die Besucher des Kinos auf seine Seite zu ziehen. Und seine Befehle hatte er ihnen in die Köpfe gebrannt. Sie würden sie nie im Leben vergessen, sondern nur ihm folgen, denn er führte die satanische Regie im Hintergrund. Lange genug war er verschollen gewesen, nun wollte er zeigen, daß mit ihm noch zu rechnen war.

Viel hatte sich während seiner Abwesenheit getan. Innerhalb der dämonischen Hierarchie hatte es Umstrukturierungen geben. Mächtige Dämonen existierten nicht mehr, sogar die Teufelstochter war vernichtet worden, aber andere kamen hinzu. Da war vor allen Dingen die sagenumwobene Existenz der Großen Alten, die sich immer stärker in den Vordergrund schoben und Machtansprüche stellten.

Eine uralte Magie, die Belphégor während seines Aufenthaltes in einer anderen Welt genau kennengelernt hatte und der er sehr positiv gegenüberstand, denn es waren nicht zuletzt die Großen Alten gewesen, die erkannt hatten, daß sie ihm unterstützen mußten.

Und sie hatten ihm Izzi zur Seite gegeben.

Izzi, der Höllenvurm. Ein widerliches Monster aus uralter Zeit. Es wollte ebenfalls seinen Herren den Weg in die

normale Welt ebnen. Was lag näher, als daß sich Belphégor und Izzi zusammentaten?

Sie bildeten eine Allianz. Und Izzi hatte noch ein weiteres Ziel. Er war auf der Suche nach dem magischen Pendel, einem Gegenstand, mit dessen Hilfe es ihm gelingen würde, die Geister der Erde zu beschwören.

Wenn sie seinem und Belphégors Willen gehorchten, konnte eigentlich nichts schiefgehen.

Doch die Großen Alten hatten sie gewarnt. Auch Belphégor hatte Feinde. Nicht zuletzt zählte ein Wesen dazu, das von den stummen Göttern erschaffen worden war - der Eiserne Engel!

Er - das Wesen mit der Eisenhaut - war ein nicht zu unterschätzender Gegner. Der Eiserne Engel befand sich immer auf dem Sprung. Er wollte die Vernichtung, er haßte die anderen, er war ein Gegner des Bösen, denn er hatte ein gewaltiges Erbe zu verwalten.

Vor ihm war Belphégor gewarnt worden.

Zum zweiten hatte er John Sinclair nicht vergessen. Sie waren auch schon zusammengetroffen. Immer wieder dachte er daran zurück.

Auch in Paris gefiel ihm einiges nicht. Belphégor war, wie fast alle großen Dämonen, sehr sensibel. Er sah immer Gefahren, und er hatte sich auch nicht getäuscht, denn ihm war aufgefallen, daß er beobachtet wurde.

Sinclair wollte er dabei außer acht lassen, da gab es andere, die seinen Weg verfolgten.

Schwarzblüter!

Gewaltige Wesen, die hoch über ihm am Himmel schwebten. Riesige Vampire, gefährlich anzusehen, wenn sie als schattenhafte Gestalten auftauchten und hinunterblickten auf die Erde, um alles und vor allen Dingen ihn zu beobachten. Die Vampire waren da, daran gab es nichts zu rütteln, und Belphégor wußte auch, daß es nicht seine Freunde waren. Es gab auch innerhalb des Dämonenreiches Haß und Neid. Man

hatte Belphégor davor gewarnt, und diese Warnungen waren berechtigt, denn auf der Erde hatte sich die sogenannte Mordliga manifestiert, die nur zu gern die Macht an sich reißen wollte. Zu ihr gehörten Lady X, Vampiro-del-mar und Xorron. Mit allen dreien war Belphégor nie direkt konfrontiert worden, aber er wußte von den roten Riesenvampiren, die zu Vampiro-del-mar gehörten und für ihn beobachteten. Hatte es ihm in London nichts ausgemacht, gesehen zu werden, so hielt er sich in Paris zurück. Sein Platz war der Champs de Mars, der große Park, der den Eiffelturm umgab. Obwohl der Park von zahlreichen Straßen zerschnitten wurde, gab es genügend Orte, wo sich Belphégor verstecken konnte. Zudem hielt er sich immer in Nähe der düsteren Stellen auf, er verschmolz mit der Dunkelheit, und nur seine Augen waren zu sehen.

Hin und wieder blieb er stehen, um zu lauschen. Wie ein Radargerät versuchte er, irgendwelche Feinde zu orten, sich auf sie einzustellen, und seine Sinne reagierten wie Antennen.

Da war auch etwas.

Nicht die Riesenfledermäuse, die wollte er aus dem Spiel lassen - nein, jemand anderer stand nicht auf seiner Seite, und zwar ein Mensch mit besonderen Fähigkeiten.

Ein paarmal schon hatte er die schwache Magie gespürt. Sie hatte ihn gestreift, ohne ihn fassen zu können. Da waren fremde Gedanken, die in seinen Kopf eindringen und ihn locken wollten. Bisher hatte er widerstanden.

Er verließ sich dabei auf Izzi, denn seine dämonische Kraft hatten die Großen Alten ihm als Schutz mit auf den Weg gegeben. Izzi sollte die Feinde von Belphégor abhalten, und er hatte sich bewährt. Ausgezeichnet sogar, denn die tastenden Gedanken waren an ihm abgeprallt wie an einer dicken Mauer.

Nichts sollte ihn mehr von seinem Ziel abhalten.

Schattenhaft bewegte er sich durch den Park. Manchmal

huschten Fahrzeuge über die Straßen. Er sah die Lichter der Scheinwerfer, als sie aufstrahlten wie kleine Sonnen, um im nächsten Augenblick wieder im Dunkeln zu verschwinden. Belphégor näherte sich dem gewaltigen Areal des Eiffelturms. Es war schon beeindruckend, wenn man vor dem gewaltigen Bauwerk stand und hochschaute. Die Spitze war kaum zu erkennen, obwohl das Metallgestänge angestrahlt wurde.

Der Dämon dachte nicht an die Meisterleistung der Technik, sondern daran, daß er sich gerade den Eiffelturm als Startpunkt ausgesucht hatte. Von dieser Stelle aus wollte er mit seinen Dienern zuschlagen. Sie sollten Paris erobern. Ohne gesehen zu werden, erreichte er das gewaltige Areal um den Turm herum.

Er sah die Parkplätze, wo noch einige Wagen standen, und er stellte fest, daß die Aufzüge nach oben nicht mehr in Betrieb waren. Eine gespenstische Stille hielt das Bauwerk umfassen.

Nicht weit von ihm entfernt fuhr ein Wagen ab. Dicke Wolken quollen aus dem Auspuff. Das Fahrzeug drehte, und die beiden Lichtlanzen glitten an Belphégor vorbei.

Der Hexer mit der Flammenpeitsche huschte auf einen der Träger zu. Er war gewaltig in seinen Ausmaßen. Unzählige Tonnen Stahl mußte er stützen, und Belphégor war neben dem immensen Eisenfundament kaum auszumachen.

Er freute sich auf seine Diener. Den geistigen Befehl hatte er ihnen bereits gegeben. Sie würden kommen. Nichts konnte sie aufhalten, und der Siegeszug durch Paris sollte hier beginnen.

Er hatte Zeit. Ungeduld kannte er nicht. Solche Gefühle waren ihm fremd. Wenn ein Mensch in der Nähe gewesen wäre, hätte er nur die über dem Boden schwebenden Augen gesehen, der übrige Körper war im Schatten des Trägers nicht einmal zu erahnen.

Aber er war doch entdeckt worden. Andere schwarz-

magische Geschöpfe hatte seinen Standort ausgelotet. Die roten Riesenvampire ließen ihn nicht aus den Augen. Belphégor merkte genau, daß sich etwas Fremdes näherte. Für einen Moment blitzte es in seinen Augen noch kälter und gnadenloser auf, sie schienen wie zwei blaue Sonnen zu strahlen, ein Zeichen, daß sich Belphégor bereits auf die Vampire eingestellt hatte.

Und diesmal wollte er zuschlagen, sollten sie sich zu sehr in seine Nähe wagen. Überhaupt wollte er sie nicht mehr haben, niemand sollte ihn beobachten. Er wartete förmlich darauf, daß sie endlich kamen.

Jetzt, da abermals die Dunkelheit über der Stadt lag, brauchten sie sich nicht mehr zu verstecken. Sie konnten sich zeigen und dicht über dem Boden fliegen.

Bevor Belphégor sie sah, hörte er bereits das Rauschen der Schwingen. Die Luft wurde von diesen gewaltigen Flügeln bewegt, eine Bestie war sehr nahe, und als der Dämon einen Schritt nach vorn ging, sah er die roten, kleinen Augen.

»Hier bin ich!« zischte er.

Die Fledermaus mußte ihn gehört haben. Dennoch stieg sie in die Höhe, aber nicht so hoch, als daß sie aus dem Blickfeld des Hexers verschwunden wäre. Sie drehte einen Kreis und jagte dem Boden zu. Wahrscheinlich ahnte sie nicht, in welcher tödlichen Gefahr sie sich begab, dann aber zeigte Belphégor, wozu er fähig war.

Ohne es zuvor anzukündigen, bewegte er seinen rechten Arm, und aus der Hand wuchs die Flammenpeitsche. Drei feurige, schlangenförmige Flammen, die den Vampir aus der Dunkelheit rissen und auf das kleine Gesicht gezielt waren.

Der Blutsauger schaffte es nicht mehr, auszuweichen. Das starke magische Feuer fraß sich durch seine Gestalt. Magie wurde mit Magie bekämpft, und die Flammenpeitsche war stärker.

Sie hieb den Blutsauger in drei Teile.

Für Sekunden schienen sie in der Luft hängenbleiben zu wollen, dann pufften sie einfach weg und fielen als Staub zu Boden.

Das war der erste.

Belphégor behielt seine Waffe in der Hand. Ihr zuckender Widerschein umtanzte seinen Körper, bedeckte ihn mit einem Wechselspiel aus Licht und Schatten, und sogar seine kalten, erbarmungslosen Augen nahmen einen anderen Ton an.

Geschmeidig bewegte er sich weiter nach vorn. Er wußte, daß andere kommen würden, und hatte sich nicht getäuscht. Aus dem Himmel stießen zwei Riesenvampire herab. Kein Gestänge deckte den Dämon jetzt noch ab, er stand frei vor den gewaltigen Säulen und wartete auf seine Gegner.

Der erste Vampir flog ihn direkt an, der zweite schlug einen Bogen, wollte in seinen Rücken gelangen, doch Belphégor erkannte die Absicht bereits im Ansatz.

Er kreiselte herum, mit ihm die Peitsche, und die drei Feuerzungen schienen auf die doppelte Länge anzuwachsen, als sie dem Vampir entgegentzügelten.

Sie trafen.

Es zischte, als sie sich in die lederartige, rötlich schimmernde Haut des Flugtiers bohrten und sie kurzerhand zerstörten.

Der zweite schaffte es.

Durch die Drehung des Dämons kam er nicht mehr von vorn, sondern von der Seite.

Der Aufprall.

Belphégor war nicht mehr so schnell herumgekommen. Der Vampir flog mit voller Kraft gegen ihn und schleuderte den Hexer mit der Flammenpeitsche zu Boden.

Bei einem normalen Gegner hätte der Vampir vielleicht triumphieren können, aber nicht bei Belphégor. Ihn mit normalen Maßstäben zu messen, kam einem tödlichen Irrtum gleich, was sich für den Blutsauger auch zeigen sollte.

Belphégor ließ es sogar zu, daß der andere seine Schwingen mannshoch über ihn ausbreitete, während sein Körper

gekippt war und er den kleinen Schädel zwischen den Flügeln vorgebeugt hatte, denn er wollte an den Hals - und nur daran.

Dann biß er zu.

Er hackte seine Zähne hinein. Die spitzen, für ihn typischen Vampirbeißer wollten durch das Leder. Eine dumme Reaktion, denn ein Schwarzblüter kann nicht mehr zum Vampir werden, doch der Blutsauger wußte sich nicht anders zu helfen.

Die Zähne drangen nicht durch. Sie steckten in dem Leder fest, das auch geweihten Silberkugeln trotzte. Der Blutsauger hörte das leise, höhnische Lachen des Dämons, dann bewegte Belphegor seine Hand und gab dem anderen die Peitsche zu spüren.

Das Feuer vernichtete.

Der Vampir schrie.

Es waren zwar leise, aber dennoch schreckliche Schreie, die aus dem Maul der sterbenden Bestie drangen und den Hexer mit der Flammenpeitsche in einen wahren Freudentaumel versetzten. Gelassen schaute er zu, wie die Überreste des Blutsaugers verglühten, dann wälzte er sich zur Seite und sprang gedankenschnell auf die Füße.

Wild schaute er sich um.

Und er schwang seine flammende Peitsche dabei. Die glühenden Riemen bewegten sich, die Fliehkraft trieb sie zusammen, und sie bildeten über dem Kopf des Dämons einen Flammenkranz.

Das war seine Stunde, das war seine Zeit!

Der feurige Kreis galt als eine Warnung für die anderen Gegner, die vielleicht noch im Dunkel des Himmels lauerten und gegen ihn keine Chance hatten.

Belphegor legte seinen Kopf in den Nacken. Er schaute hoch in die Finsternis, aber er sah keinen sich bewegenden Schatten mehr, der seine Bahnen zog.

Langsam ließ er den Arm mit der Peitsche sinken. Er hatte

eine Runde gewonnen, und er würde auch die nächsten gewinnen.

Auch wenn es in den engen Straßen der Millionenstadt windstill war, so blies in der Nähe des Eiffelturms immer ein schwacher Wind. Das merkte auch Belphégor, und er sah den Staub der zerstörten Vampire als lange Fahnen über den Platz wehen.

Es gab Fahrstühle, die zu den Plattformen hochfuhren. Drei Aussichtspunkte waren vorhanden. Natürlich mit Restaurants. Die erste befand sich dicht über den Trägerbogen, die zweite dort, wo der Turm schon schlank wurde, und die dritte fast an der Spitze.

Nur bis zur ersten Plattform wollte Belphégor hochfahren. Seine Diener hatten den Befehl erhalten, sich vor dem Turm zu versammeln. Er, der Hexer mit der Flammenpeitsche, wollte dann von oben herab zu ihnen sprechen und ihnen die Befehle erteilen.

Er schaute auf seine Peitsche. Die Großen Alten hatten sie für ihn verändert. Als sie ihm die Peitsche wieder zurückgaben, hatte die Magie des Izzi Einzug in die gefährliche Flammenpeitsche gehalten.

So konnte sie jetzt nicht nur durch Feuer zerstören, auch Izzis Magie kam bei ihr voll zum Tragen. Sie war besonders grausam, denn sie löste die Menschen auf. Aus dem Fleisch wurde Schleim, und nur Knochen blieben zurück.

Belphégor sah es als einen Beweis des Höllenwurms an, daß Izzi voll auf seiner Seite stand.

Und wenn zu viele gegen ihn antraten, konnte er sich immer noch auf den Höllenwurm verlassen, dessen Rückkehr er vorbereiten sollte. Izzi würde mit der Gewalt einer Bombe die Erde sprengen und ans Tageslicht treten, um seinen Herren, den Großen Alten, gerecht zu werden.

Belphégor schritt auf die Fahrstühle zu. Sie waren vor kurzem erneuert worden. Man hatte schnellere eingebaut. Als er davor stehenblieb, hörte er plötzlich Schritte.

Hier, direkt unter den gewaltigen Trägergestellen, klangen sie besonders laut. Obwohl eine Notbeleuchtung brannte, durchschnitt dennoch der Strahl einer Lampe die diffuse Kulisse, und er traf auch den Hexer mit der Flammenpeitsche. »He, was haben Sie hier zu suchen?« fragte eine barsche Stimme. Dann kam der Mann näher, der Lichtschein wurde stärker, und er füllte die gnadenlosen Augen des Dämons aus.

Belphégor rührte sich nicht. Dieser Nachtwächter stellte für ihn kein Problem da.

»Reden Sie!«

Langsam hob Belphégor den rechten Arm. Die Peitsche hielt er noch immer fest. Und dann schlug er zu.

Im Nu entstanden die Feuerriemen. Der Lampenstrahl zuckte hin und her, als der Mann ausweichen wollte, es aber nicht schaffte und von der Peitsche voll getroffen wurde.

In Belphégors schauriges Lachen hinein klangen die Schreie des Wärters. Die Taschenlampe klirrte zu Boden, der Mann selbst drehte sich ein paarmal um die eigene Achse, torkelte mit weichen Knien zur Seite, warf seine Arme hoch und stöhnte grauenerregend, weil Izzis Magie ihn auf schreckliche Art und Weise traf.

Sein Fleisch wurde zu Schleim!

Es begann am Gesicht, das plötzlich an weichen Wachs erinnerte, der hinunter zum Hals lief und sich dort mit der zerlaufenden Haut zu Klumpen vereinigte.

Auch von den Fingern tropfte es, die Füßen fanden keinen festen Halt mehr, der arme Mann sackte in sich zusammen, während er unten wegfloß. Längst konnte er nicht mehr schreien. Die Lampe aber brannte weiter. Ihr Strahl streifte den tödlich Getroffenen, unter dessen Schleimhaut bereits die Knochen schimmerten.

Belphégor kümmerte sich nicht weiter um ihn. Er schlug einmal mit der Flammenpeitsche gegen die Tür in Höhe des Schlosses und schuf sich seinen freien Zugang.

Das Metall war an dieser Stelle weggebrannt, als hätte jemand mit einem Schweißbrenner gearbeitet.

Die unheimliche Gestalt trat ein.

Es brannte kein Licht in der geräumigen Kabine, die mindestens 30 Personen faßte. Dafür gab es an der Wand eine Schaltskala, die zahlreiche Knöpfe aufwies.

Zielsicher fand Belphégor den Knopf für die erste Plattform.

Er drückte ihn. Trotz des zerstörten Schlosses schloß die Tür fugendicht.

Der Lift zischte hoch.

Es dauerte nur kurze Zeit, bis Belphégor sein Ziel erreicht hatte. Er verließ den Fahrstuhl, betrat einen Gang und ließ den Weg zum Restaurant kurzerhand links liegen. Ihn interessierte die Aussichtsplattform, von wo aus er einen phantastischen Überblick hatte. Zwar nicht so gut wie weiter oben, aber ihm reichte es.

Der Wind fuhr gegen die Gestalt mit den unbarmherzig kalten Augen. Er mußte noch ein paar Schritte zur Seite gehen, dann lag der Park tief unten vor ihm.

Der Blick war ausgezeichnet. Bis zum Gelände der Ecole Militaire konnte er schauen. Diese Schule schloß sich an den Park an und war nur durch eine breite Straße getrennt, die Avenue de la Motte. Hinter ihm floß die Seine. Der Fluß interessierte ihn nicht, seine Diener würden durch den Park kommen.

Man hatte Schutzgitter errichtet, damit es Selbstmördern schwergemacht wurde, sich von der Plattform zu stürzen.

Darum kümmerte sich der Hexer mit der Flammenpeitsche nicht. Wenn es soweit war, würde er auf das Gitter klettern.

Bevor er weiter nach unten schaute, glitt sein Blick in die Höhe. Er hatte die Vampire nicht vergessen.

Momentan waren sie nicht zu sehen, was aber nicht heißen sollte, daß sie sich verzogen hatten. Wahrscheinlich waren sie nur höher gestiegen, und zwar so weit, daß sie nicht mehr entdeckt werden konnten.

Im Gefühl einer Sicherheit sonnte sich Belphegor. Er hatte die ersten Schwierigkeiten glanzvoll gemeistert und wußte nun, wie er die Vampire ausschalten konnte.

Seine gefühllosen blauen Augen waren nach vorn gerichtet. Sie wollten die Dunkelheit durchbohren. Eigentlich war die Zeit für seine Diener jetzt reif. Sie hätten sich längst auf den Weg machen müssen, zusammen mit den Flammenpeitschen, die ihre Strecke markieren sollten.

Noch war nichts zu sehen.

Ruhig lag der Park vor ihm. Nur hin und wieder durchschnitten die Lichtlanzen fahrender Wagen die Dunkelheit. Aber dahinten, wo die von Nord nach Süd verlaufenden Fahrbahnen in einen Kreisverkehr mündeten, da flackerten plötzlich Lichter.

Sie kamen - endlich!

Belphegor stieß ein düsteres Lachen aus, in dem längst ersehnter Triumph mitschwang.

Geschafft!

»Freu dich nicht zu früh!« sagte plötzlich eine zischende Stimme hinter ihm.

Schnell wie ein Kreisel wirbelte der Dämon herum. Er starrte in die Mündung einer Maschinenpistole.

Gehalten wurde sie von Lady X!

Kommissar Fleuvee rauchte Kette. Wohl ein Zeichen seiner übergroßen Nervosität. Wir hockten in seinem Büro, tranken schwarzen Kaffee - sogar Suko - und starrten ansonsten in den blaugrauen Dunst, den die Schwarzen hinterließen.

Der Kommissar war unseren Vorschlägen gefolgt und hatte seinen Leuten eine Vorwarnung gegeben. Inzwischen hatte die Dämmerung von Paris Besitz ergriffen. Wir waren nicht einmal dazu gekommen, unser bestelltes Hotelzimmer anzuschauen. Die Zeit dafür reichte einfach nicht.

Zweimal hatte ich mit Madame Tanith telefoniert. Beide

Male vergebens. Sie hatte es versucht, aber keinen Kontakt zustande gebracht. Irgend etwas störte die Schwingungen der Kugel. Sie reagierte nicht, auch nicht in Verbindung mit dem Kelch des Feuers.

Das machte mich nicht gerade optimistischer.

»Ich habe das Gefühl, als würde über Paris eine gewaltige magische Glocke hängen«, erklärte ich Suko und dem Kommissar. »Es ist wie ein gestörtes Funknetz, wir kommen nicht durch und können keinen Kontakt mit der anderen Seite aufnehmen.«

Mißtrauisch hatte der Kommissar meinen Worten gelauscht. Er schaffte es, mit im Mundwinkel hängender Zigarette noch Kaffee zu trinken. Wirklich einmalig. »Übertreiben Sie da nicht etwas?«

»Nein.«

»Aber ich habe von solchen Hellseherinnen und Wahrsagerinnen genug. In Paris treiben sich viele herum. Diese Stadt ist ein regelrechtes Mekka für okkulte Existenzen. Wir haben viele Künstler hier, die sich nur nach astrologischen Gesichtspunkten richten, und deshalb haben die zahlreichen Wahrsager und Hellseher in der Stadt Hochkonjunktur. Ich traue den Typen nicht. Egal, ob sie nun männlich oder weiblich sind.«

»Madame Tanith ist anders.«

Der Kommissar winkte ab. »Erzählen Sie nichts, Kollege. Die sind alle gleich. Wollen nur so schnell wie möglich und durch wenig Arbeit an anderer Leute Geld kommen.«

»Sie haben eben Ihre Meinung, wir die unserige«, antwortete ich und schaute auf meine Uhr.

Wenn Belphégor seine Diener zusammenrief, dann müßten sie meiner Ansicht nach bald erscheinen, und man würde uns sicherlich telefonisch Bescheid geben, falls das Alarmnetz noch stand und nicht zusammengebrochen war.

Wieder verrann Zeit.

Ein paarmal telefonierte der Kommissar mit irgendwelchen

Außenstellen. Er erhielt jedesmal eine negative Antwort. Es war wirklich nicht unser Fall, hier untätig herumzusitzen und nichts zu tun. Warten war für uns eine grausame Tortur. Selbst Suko, der sonst so Gelassene, zeigte eine Spur von Nervosität. Wenn ich an die vielleicht 600 Menschen dachte, die sich unter Kontrolle des Dämons befanden, konnte man schon verzweifeln.

Wieder einmal meldete sich das Telefon. Hatte Kommissar Fleuvee zuerst wie ein Geier nach dem Hörer geschnappt, so war er in letzter Zeit doch langsamer geworden. Beinahe müde nahm er den Hörer auf und hielt ihn gegen sein Ohr. Mit der anderen Hand zündete er sich eine seiner Zigaretten an.

»Was?« Er schrie das eine Wort, nachdem er einige Sekunden gelauscht hatte. Fast wäre er wie eine Rakete von seinem Stuhl in die Höhe gesaust, doch im letzten Augenblick konnte er sich bremsen und hörte nur zu.

»Wo ist es?« Gespannte Pause. »Aha, Parc du Champs de Mars. Also direkt am Eiffelturm. Und es sind mehrere Leute.« Wieder eine Pause. »Wie sagen Sie? Ungefähr 100 und noch mehr? Merde, merde ... Ja, ja, merci, ich werde alles in die Wege leiten.« Er schleuderte den Hörer zurück auf die Gabel und schaute uns grimmig an. »Sie haben gehört?«

Wir standen schon. »Klar«, sagte ich. »Den Eiffelturm wollte ich schon immer mal besichtigen.«

»Nur unter anderen Umständen«, gab Suko seinen Senf dazu.

Aber da waren wir schon an der Tür.

Die kalten Augen starrten die ebenfalls ganz in Schwarz gekleidete Lady an. Dann wanderte der Blick und saugte sich an der Mündung der Maschinenpistole fest. »Damit willst du mich umbringen?«

Die ehemalige Terroristin entblößte ihre Vampirzähne. »Ja,

das kann ich schaffen. Du wirst es kaum glauben, in dieser Waffe befinden sich geweihte Silberkugeln.«

»Na und? Die schluckt mein Panzer, den ich aus einer anderen Welt mitgebracht habe.«

»Das weiß ich«, erklärte Lady X im Konterton. »Ich habe auch nicht gesagt, daß ich auf dich schießen werde, sondern auf deine Flammenpeitsche. Die Kugeln werden sie zerhämern und ihr die Kraft nehmen. Ich sollte es jetzt schon tun, das bin ich Vampiro-del-mar schuldig.«

Belphégor breitete seine Arme aus. »Wer ist schon Vampiro-del-mar? Ich habe von ihm gehört. Ich weiß, daß er lange auf dem Meeresboden gelegen hat. In uralten Zeiten hat er sich einen Namen gemacht, aber heute ist er nur ein Wrack. Herr der roten Vampire nennt er sich. Wo sind sie denn?«

»In der Nähe.«

»Aber ich kann sie vernichten, wenn ich will.«

»Das habe ich gesehen, und deshalb will ich mit dir reden.«

»Ich nicht mit dir. Verschwinde, oder ich bringe dich um!«

Bisher hatte Lady X ihren letzten Trumpf nicht ausgespielt. Die MPi hatte sie lässig in der rechten Hand gehalten, die linke war auf dem Rücken versteckt.

Nun zeigte sie diese Hand offen. Und auf der Fläche lag etwas Bestimmtes.

»Der Würfel des Unheils!« stieß Belphégor dumpf hervor. Seine Stimme klang so, als hätte er Angst davor.

»Du kennst ihn?«

Eine Antwort erhielt Lady X nicht. Der Dämon starrte den Würfel nur an. Er sah nicht einmal besonders aus, und es fiel nicht auf, welche eine Kraft in ihm steckte. Die Seiten schimmerten milchig weiß, so daß einem Betrachter kein Durchblick gestattet war. Es sah aus, als würden zahlreiche Schlieren sich innerhalb des Quaders bewegen.

Der Würfel war brandgefährlich, wenn er in die falschen Hände geriet. Ihn konnte man manipulieren, das heißt, er richtete sich danach, was sein Besitzer wollte. In dämonischer

Hand war er zu allem fähig. Dr. Tod hatte es vorexerziert und damals den gefährlichen Todesnebel geschaffen, der den Menschen die Haut vom Körper löste und gegen den es bisher noch kein Mittel gab, sosehr Myxin, der Magier, und Kara, die Schöne aus dem Totenreich, auch danach suchten und forschten.

Der Würfel hatte aber auch noch andere Eigenschaften.

Durch ihn war es möglich, sich in andere Dimensionen zu transportieren oder Zeitreisen zu unternehmen. Er war ein Katalysator und Beschleuniger. Keiner wußte genau, woher er stammte. Aus Atlantis sagten die einen, von einem feinen Planeten die anderen, die Wahrheit jedoch hatte noch niemand herausgefunden.

Auch Belphegor hatte von ihm gehört. Er war zwar fort gewesen, in einer anderen Welt, doch man hatte ihn über die Dinge, die sich im Dämonenreich entwickelten, nie im unklaren gelassen, deshalb wußte er, was es mit dem Würfel auf sich hatte, und er konnte auch seine eigenen Kräfte genau einschätzen. Weil ihm dies gelang, hütete er sich, den Würfel auf irgendeine Art und Weise zu attackieren.

Lady X behielt das gefährliche Lächeln bei. »Willst du es noch immer versuchen?«

»Nein, aber ich warne dich trotzdem, du störst meine Kreise.«

»Vielleicht ist es umgekehrt.«

»Was willst du von mir?«

»Dich nur unter Kontrolle halten, Belphegor. Niemand soll so mächtig sein, als daß er mir gefährlich werden könnte. Das ist es. Du hättest in deiner Welt bleiben und dich nicht in die Angelegenheiten hier einmischen sollen.«

»Mich haben Mächtigere geschickt, als du es bist«, lautete die Antwort. »Diese Welt gehört nicht nur dir. Die Großen Alten bereiten ihre Rückkehr vor, und sie schicken Izzî, damit er ihnen den Weg bereitet. Ich stehe auf Izzîs Seite, und noch in dieser Nacht wird er erscheinen. An diesem Ort, an diesem Platz.«

»Wie willst du das schaffen?« Die Vampirin zeigte sich zum erstenmal beeindruckt.

»Ganz einfach. Ich habe meine Diener zusammengeholt. Sie versammeln sich hier unter meiner Leitung, und gemeinsam werden wir den Höllenvurm beschwören.«

»Und danach?«

»Wird Paris die erste Stadt auf der Welt sein, die die Macht des Höllenvurms zu spüren bekommt. Ich hoffe, du stellst dich auf unsere Seite, auf die Seite der Großen Alten. Was der Satan immer wieder versucht und nicht geschafft hat, das werden sie durchführen. Die Großen Alten übernehmen die Regie, und Izzi wird auch das magische Pendel mitbringen.«

»Das magische Pendel?«

»Ja, die Großen Alten werden es Izzi geben. Es gehört nun ihm. Damit kann er die Geister der Erde rufen, mächtige Wesen, eine Armee des Schreckens.«

Lady X horchte auf. Das magische Pendel - die Geister der Erde - eine Armee des Schreckens ...

Man konnte diese Pläne sehen, wie man wollte. Auf jeden Fall hatten sie gewaltige Dimensionen angenommen. Regelrecht erschreckende, wie auch Lady X alias Pamela Scott feststellte.

Allerdings gab sie es nicht zu, sondern sagte lässig: »Dann werde ich zuschauen!«

»Das kannst du. Aber eins laß dir gesagt sein. Komm uns nicht in die Quere, du würdest es bitter bereuen!«

»Das möchte ich noch dahingestellt sein lassen«, knirschte die Blutsaugerin und begann in diesen Augenblicken, den Würfel gedanklich zu aktivieren.

Ihr war plötzlich etwas eingefallen. Eine wahnsinnige, aber herrliche Idee.

Bevor Belphégor sich versah, hatte sich Lady X schon aufgelöst. Ihr Körper wurde durchscheinend und verschwand. Wie ein begossener Pudel blieb der Hexer mit der Flammenpeitsche zurück. Er fragte sich, was diese Blutsaugerin vor-

hatte, denn er traute ihr keinesfalls über den Weg und beschloß, auf der Hut zu sein.

Erst einmal drehte er sich um, schaute in die Tiefe, und seine kalten Augen begannen noch heller zu leuchten. Was er dort unten sah, was phänomenal ...

Paris am Abend, erquickend und labend! So dachten vielleicht Touristen, denen der Verkehr nichts ausmachte. Wir allerdings nicht, denn wir steckten fest, und dies trotz der Polizeisirene.

Am Place Charles de Gaulle ging es noch. Dann mußten wir in Richtung Süden auf die Champs-Élysées, dort konnten wir in der Kolonne mitfahren. Später jedoch, auf der Avenue Montaigne, lief nichts mehr. Kurz vor der Seine-Brücke hingen wir fest.

Vor Wut trommelte der Kommissar auf dem Lenkradring seines alten Dienstcitroens. Er steckte voller Wut und mußte sie auslassen. Irgendwo nahe der Brücke hatte es einen Stau gegeben, den Grund konnten wir nicht einmal ahnen.

Suko und ich verhielten uns ruhig, während Fleuvee wie ein Irrer telefonierte und das Wort *>merde<* wohl am häufigsten fiel. Schließlich erfuhr er, daß direkt vor der Brücke ein Wagen mit Apfelsinen umgekippt war.

»Können wir nicht ausweichen?« fragte ich.

»Wohin denn?«

»Es gibt doch noch andere Brücken über den Fluß.«

»Dann müssen wir fliegen können.« Der Kommissar breitete die Arme aus. In seiner Hektik erinnerte er mich an Louis de Funes.

Es ging weder vor noch zurück. Wir steckten im Verkehr fest. Ich zündete mir eine Zigarette an. Viel verqualmen konnte ich nicht mehr, dafür hatte der Kommissar schon gesorgt. Zudem waren die Fenster nach unten gekurbelt.

»Platz da!« brüllte Fleuvee. »Verdammte Scheiße, macht doch endlich Platz, ihr Idioten!«

Zahlreiche Fahrer schauten aus den Fenstern. Die meisten Leute grinsten, drei Jugendliche äfften den Kommissar nach, und ein junges Mädchen hob sogar ihren Rock hoch.

»Man sollte ihnen Raketen unter den Hintern stecken!« schimpfte der Kommissar und ballte die Hände zu Fäusten. Wir hatten Glück.

Plötzlich erschienen Flies. Und vor denen hatten einige Autofahrer den nötigen Respekt. Den Polizisten gelang es, die Fahrer dazu zu bewegen, daß sie ihre Wagen noch näher zusammenfuhren. Dabei wurde zwar so manche Stoßstange angekratzt, aber das spielte in Paris keine Rolle.

Wir fanden eine Lücke.

»Endlich!« stöhnte Fleuvee. »Ich stand schon kurz vor einem Infarkt.«

»Was regen Sie sich auf?« fragte Suko. »Sie sind doch Pariser und kennen den Verkehr.«

»Ha, das sagen Sie. Aber die Zeiten sind beschissen.

Glauben Sie denn, die Leute hätten vor einem Polizisten noch Respekt? Nichts, kein Stück. Die sehen uns lieber tot als lebendig. Tut mir leid, daß ich das sagen muß, aber so ist es.«

»Wenn Sie meinen.«

»Das meine ich.« Ruckartig gab er Gas. Der Wagen machte einen Satz, weil Fleuvee mit der Kupplung nicht zurechtkam. In Schlangenlinien wanden wir uns weiter. Bald erreichten wir die Orangen. Sie lagen quer über der Straße und bildeten einen glatten, matschigen Teppich, weil schon einige Wagen darübergefahren waren. Der Fahrer des umgekippten Lieferfahrzeugs stand neben seinem waagerecht liegenden Führerhaus und lamentierte mit zwei Polizisten.

Wir konnten passieren, andere mußten warten. Der Kommissar lenkte den Citroen vorsichtig über den matschigen Teppich und schaffte es, die Brücke zu erreichen.

Danach ging es schneller.

Die Seine sah ähnlich aus wie die Themse. Ein schwarzer, fließender Streifen inmitten der Stadt. Hin und wieder spiegelten sich Lichtreflexe auf der dunklen Oberfläche, ansonsten gurgelte das Wasser dumpf an uns vorbei. Der Kommissar kannte Abkürzungen. Er fuhr durch Straßen, deren Namen ich vergessen habe. Es interessierte mich auch nicht, denn ich hatte nur Blicke für das gewaltige angestrahlte Stahlgerüst, das zum Greifen nahe vor uns aus dem Boden hochwuchs.

Der Eiffelturm!

»Sehen Sie schon was?« fragte der Kommissar.

»Nein.«

Fleuvee lachte. »Aber sie sind da.« Der Kommissar mußte es wissen, er hielt schließlich die Verbindung. Während er mit einer Hand lenkte, telefonierte er und hielt den Hörer in der anderen. Und mit welch einem Tempo er um die Kurven jagte. Das hätte ich mich in London nicht getraut.

Die wimmernde Sirene begleitete unseren weiteren Weg. Einmal hätte der Kommissar fast einen Radfahrer mitgenommen. Der Mann sprang noch vom Rad und ließ eine Schimpfkanonade los.

»Es sind immer mehr geworden«, erklärte uns Fleuvee mit heiserer Stimme.

»Wie viele inzwischen?« fragte Suko.

»Kaum zu schätzen. Einige Hundert mögen es sein.«

»Die Leute aus dem Kino«, sagte mein Freund und Kollege, womit er wohl den Nagel auf den Kopf getroffen hatte.

Und plötzlich sahen wir den Park.

»Doch noch gut geschafft«, meinte Fleuvee und lobte sich damit selbst. Er hatte plötzlich blendende Laune, die jedoch gleich darauf verschwand, als er die zahlreichen Lichter sah.

»Verdammt, das sind sie. Da warten sie schon!«

»Halten Sie an!« forderte ich.

Fleuvee stoppte.

Sekunden später flogen die Autotüren auf.

Wir stürmten aus dem Fahrzeug. Suko rechts, ich links.
Hoffentlich konnten wir Belphégor stoppen ...

Der Dämon sonnte sich in seinem Erfolg. Er konnte niedersehen auf seine Diener, die vor dem gewaltigen Turm standen. Als allen Richtungen waren sie gekommen, und aus ihren rechten Händen wuchsen die Flammenpeitschen in die Höhe. Es war ein schaurig-schönes Bild. Hunderte von Menschen hatten ein offenes Karree vor dem Turm gebildet. Die lodernen Flammen zeichneten ihren Stand genau nach, so daß der Eindruck entstand, das nach vorn hin offene Rechteck würde brennen.

Belphégor genoß es. Ein alter, dämonischer Traum war endlich in Erfüllung gegangen. Ihm gehörte Paris, er schaute auf die Stadt hinab und sah die, die nur ihm hörig waren. Er war bis auf den Rand der Absperrung geklettert. Seine erbarmungslosen Augen leuchteten in einem wahnsinnigen Blau. Hoch über seinem Kopf wirbelten die drei Feuerzungen der Flammenpeitsche, und er wirkte wie ein dämonisches Denkmal, ein Diktator, ein Volksverhetzer voll suggestiver Kraft.

Sie gehorchten ihm, er würde sie immer führen. Hinein in eine dämonische Hölle, wo sie an seiner Seite blieben und für ihn und die Sache der Finsternis kämpften.

Der Wind bewegte die feurigen Zungen der magischen Flammen, und Belphégor badete in dem Licht, das ihn zuckend umgab, wobei es auf seiner Gestalt tanzende Schatten hinterließ.

Er hatte gewonnen!

Und schon vernahm er die Sprechchöre. Wie ein gewaltiger Orkan drangen sie zu ihm hoch.

»Belphégor - Belphégor - Belphégor!«

So schrien die Massen. Sie huldigten ihm, sie forderten ihn auf, ihr dämonischer Führer zu sein.

Und Belphégor machte seinem Namen alle Ehre. Wild schwang er die Peitsche, während er schrie: »Wir werden triumphieren. Wir, das ist die schwarzmagische Macht einer dämonischen Hölle. Wir werden Paris erobern. Das dämonische Feuer soll leuchten und den erwecken, der seit langem darauf wartet. Izzi!«

Gebrüll brandete auf. Die Zuhörer nahmen alles hin, was ihnen Belphégor erklärte.

»In dieser Nacht triumphiert die Magie. Nur die Magie. Es gibt nichts anderes. Und jetzt laßt ihn uns rufen. Izzi, der Höllenvurm, soll erscheinen. Hier, an dieser Stelle, muß er aus den Tiefen der Erde steigen. Ich will es so!«

Es wurde still.

Fast gespenstisch mutete die Atmosphäre an. Eine Ruhe vor dem großen Sturm. Izzi sollte kommen, er würde den Ruf hören und aus der Tiefe der Erde brechen wie kochendheiße Vulkanlava.

Wenn dies tatsächlich geschah, war ein Teil der Stadt dem Untergang geweiht ...

Kommissar Fleuvee hatte trotz der nervenaufreibenden Stunden sehr umsichtig gehandelt. Er hatte nämlich den Polizisten befohlen, auf keinen Fall einzugreifen. Nur einen Ring ziehen und beobachten.

Die rund 600 Menschen steckten praktisch in der Falle, ohne es zu wissen. Keiner warf einen Blick zurück. Zudem hatten die Polizisten unter den Bäumen Aufstellung genommen. Sie nutzten die natürlichen Deckungen geschickt aus, sie waren nicht sehr gut zu erkennen, aber sie sahen die anderen.

Wir wurden sehr drastisch aufgehalten. Wir wurden plötzlich eingekreist, und die Mündungen zweier Maschinengewehre zeigten auf uns. Da blieben wir lieber stehen. Und zwar so lange, bis Kommissar Fleuvee schnaufend auf uns

zulief und mit beiden Händen heftig winkte. »Lassen Sie die Männer durch, verdammt!« brüllte er.

Endlich konnten wir weiter.

Ich wartete auf den Kommissar. »Hören Sie, Fleuvee, bleiben Sie hier. Keinen Angriff jetzt!«

»Aber ...«

Ich schüttelte den Kopf. »Wenn Sie uns einen Gefallen tun wollen, dann fordern Sie einen Hubschrauber an, der für uns bereitsteht.«

»Gut, Sinclair, aber wo soll er landen?«

Hart schaute ich den Kommissar an. »Direkt vor dem Eiffelturm, denn da werden wir zu finden sein!«

Tief atmete Fleuvee durch. »Alles Gute«, sagte er kratzig.

»Danke!«

Dann liefen Suko und ich los. Wir waren mit Waffen bestückt. Ich wußte, wo Belphégor stand. Auf der ersten Plattform, und ich wollte ihn dort herunterholen.

Und zwar mit dem Bumerang. Vielleicht reichte die Kraft der Waffe, um den Dämon zu vernichten, indem sie ihm den Schädel vom Körper rasierte.

Der flackernde Lichtschein der flammenden Peitschen wies uns den Weg. In der Dunkelheit führten die Bäume ein gespenstisches Eigenleben. Da wurden Äste und Zweige zu gefährlichen Fallen und Figuren, die im Wechselspiel zwischen Licht und Schatten tanzten.

Wir kämpften uns voran. Suko und ich mußten es einfach schaffen. Und wir hörten das Gebrüll.

Wie ein gewaltiger Sturmwind klang es. So fegte es auch durch den Park. Immer wieder wurde der Name Belphégor gerufen. Es war grausam, wie die Diener diesem Dämon huldigten.

»Belphégor - Belphégor!«

Ich konnte es schon nicht mehr hören und haßte diesen Feind, der soviel Elend und Leid über die Menschen bringen wollte.

Die Masse rief jetzt nicht mehr den Namen Belphégor, sondern den von Izzi. Den Namen kannten wir inzwischen, Madame Tanith hatte ihn genannt, und sie hatte das Geschöpf als Höllenvurm bezeichnet.

Dann sahen wir die ersten Rücken vor uns. Im Licht der flammenden Peitschen schienen sie einen geisterhaften Tanz aufzuführen, und doch standen sie dort wie eine Wand.

Wenn wir sie durchbrechen wollten, dann mit Gewalt!

Ich nickte Suko zu.

»Okay«, sagte der Chinese, dessen Gesicht seltsam kantig wirkte. Dann rannte er vor.

Sein Körper war wie eine Ramme. Suko schleuderte einige Diener des Dämons wuchtig zur Seite. Sie fielen nach rechts und links weg, rollten mit ihren flammenden Peitschen über den Boden, und bevor sie sich erheben konnten, war ich bereits durch die Gasse gerannt und befand mich mit Suko zusammen innerhalb des offenen Karrees aus Menschenleibern - und somit direkt vor dem Eiffelturm.

Es war still geworden.

Kein Ruf mehr nach Izzi und keiner nach Belphégor. Die Ruhe vor dem Sturm.

Ich kreiselte herum. »Achte du auf die Menschen!« rief ich Suko zu, dann drehte ich mich wieder und schaute an dem gewaltigen Stahlgerüst des weltbekannten Turms in die Höhe.

Ja, dort auf der ersten Plattform stand er. Er schwang seine verdammte Flammenpeitsche wie in alten Zeiten, und er schlug damit feurige Bögen, während ich ein wenig tiefer seine grausamen Augen leuchten sah.

Wie viele Meter trennten uns? Hundert oder nur achtzig?

Ich wußte es nicht, denn ich kannte die Maße des Turms leider nicht. Aber ich hoffte, daß er mich sah, denn das vorn offene Karree wurde vom Fackellicht völlig ausgeleuchtet.

Meine Gestalt mußte sich scharf davor abheben!

Er hatte mich tatsächlich entdeckt. »John Sinclair!« schrie er

mir entgegen, so daß ich ihn trotz der Distanz verstehen konnte. »Bist du gekommen, um meinen größten Triumph mitzuerleben?«

»Nein, Belphégor!« brüllte ich ebenso laut zurück. »Ich bin gekommen, um dich dorthin zu schicken, wo du hingehörst. In die Hölle!«

»Und wie willst du dies schaffen?« höhnte er.

Ich hatte während seiner Worte meinen Bumerang hervorgeholt. Wie damals, als der Schwarze Tod vernichtet wurde, so warf ich nun Belphégor die silberne Banane entgegen.

»Damit!« brüllte ich und ließ die Waffe los ...

DER HÖLLENWURM

Selten hatte sich Madame Tanith so deprimiert gefühlt wie an diesem Abend. Sie saß in ihrem Sessel, rauchte und starrte dem Qualm der Zigarette nach. Sie sah, wie er zerfaserte, und das erinnerte sie wieder an ihren Zustand.

Die Kugel hatte versagt! Das war kein weltbewegendes Ereignis, aber für die Wahrsagerin kam einiges Zusammen, und das Versagen der Kugel war letztendlich eine Folge von Zwischenfällen.

Bisher hatte sie immer helfen und einen Rat oder Tip geben können, an diesem Abend jedoch waren die Versuche ihrerseits erfolglos geblieben.

Sie zündete sich die nächste Zigarette an. Die Beine hatte sie hochgelegt, die Augen halb geschlossen. Manchmal zuckte es um ihre Mundwinkel, und im Zimmer selbst war es still wie in einem Grab. Kein Lufthauch bewegte die Vorhänge an den Fenstern. Auch von draußen drang kein Lärm durch die Mauern. Es blieb still.

Tanith saß so, daß sie die Kugel im Blickfeld hatte.

Geheimnisvoll schimmerte sie, und sie stand in einem Kelch aus Gold, dem Kelch des Feuers, der in einem ursächlichen Zusammenhang mit der Kugel stehen mußte, denn er schien für sie nur allein geschaffen worden zu sein.

Bis heute hatte sie sich immer auf die Kugel verlassen können. Sie konnte in ihr nicht nur sehen, sondern auch

Verbindungen zu anderen Dämonenreichen herstellen. Aus diesem Grunde gehörte Tanith zu den wenigen Menschen, die genau wußten, daß es nicht nur die normale Welt gab, sondern auch eine andere - die der Geister und Dämonen.

Sie dachte an John Sinclair und dessen Freund Suko. Die beiden waren unterwegs zu einem Pariser Kommissar. Tanith dachte aber auch daran, daß die Menschen der Stadt in großer Gefahr schwebten, denn Belphégor war wie aus dem Nichts wieder erschienen.

Er war wieder zurückgekehrt, und er wollte härter als zuvor zuschlagen. Dabei war Tanith der Stein des Anstoßes

gewesen. Sie hatte John Sinclair und Suko nach Paris geholt. Jetzt war Tanith erst einmal aus dem Spiel, während Sinclair und Suko zu Kommissar Fleuvee gefahren waren. Zweimal hatte John Sinclair zwischenzeitlich angerufen, doch Tanith konnte ihm nur mit negativen Meldungen dienen, denn die Kugel reagierte immer noch nicht.

Es war schon eine vertrackte Lage. Der letzte Anruf lag einige Zeit zurück, und Tanith glaubte, daß sich inzwischen etwas getan hatte. Eigentlich rechneten John Sinclair und Suko mit einem Zuschlagen des Dämons noch in der kommenden Nacht. Möglicherweise hatten sie damit auch recht, und Tanith wollte es jetzt genau wissen.

Sie gab sich einen Ruck und stand auf. Das Telefon befand sich in der Nähe. Sie hob den Hörer ab und wählte eine bestimmte Nummer, die sie aufgeschrieben hatte.

»Büro Kommissar Fleuvee«, hörte sie eine junge Mädchenstimme.

»Bon soir, Mademoiselle«, begrüßte die Hellseherin das Mädchen. »Ist es möglich, den Kommissar zu sprechen?«

»Bedaure, Madame, das geht nicht.«

»Es ist dringend, ich ...«

»Der Kommissar ist nicht im Büro.«

»Dann geben Sie mir bitte Monsieur Sinclair. Sie wissen schon, der Kollege aus England ...«

»Auch da muß ich Sie enttäuschen, Madame. Die Herren sind zusammen weggefahren.«

Tanith fragte nach dem Ziel.

»Zum Park.«

»Welcher?«

»Parc du Champs de Mars. Am Eiffelturm ...«

»Ja, ich weiß. Und Sie wissen nicht, was dort geschehen ist? Man hat mir gesagt, daß es sich unter Umständen um eine Demonstration ...«

»Um so etwas handelt es sich tatsächlich. Wie ich diese Demos kenne, wird es lange dauern, bis der Kommissar mit

seinen Kollegen zurückkehrt. Die Protestmärsche lösen sich immer erst am frühen Morgen auf. Ich spreche da aus Erfahrung, Madame.«

»Das glaube ich Ihnen. Haben Sie vielen Dank.«

»Bitte sehr, Madame.«

Nachdenklich legte Tanith den Hörer auf die Gabel. Ihre ansonsten glatte Stirn zeigte nun ein Faltenmuster. Das Mädchen im Büro des Kommissars hatte von einer Demonstration gesprochen. Eine recht harmlose Beschreibung für das, was sich tatsächlich abspielte. Eine Demo war es unter Umständen tatsächlich. Allerdings für einen Dämon - für Belphégor.

Tanith war plötzlich hellwach. Auch die Depression merkte man ihr nicht mehr an. Sie hatte jetzt eine Spur. Vielleicht war mit diesem Anruf wieder alles ins rechte Lot gerückt.

Sie schielte auf ihre Kugel. Sollte sie es noch einmal versuchen? Es war ja so einfach. Sie brauchte sich nur ...

Ihre Gedanken brachen ab. Nein, zuerst wollte sie einen Schluck trinken. Nur nichts überstürzen.

In der Küche stand noch Orangensaft in einer großen Karaffe. Tanith goß ein Glas voll und leerte es in kleinen Schlucken. Sie merkte gleich darauf, daß sie sich wieder besser fühlte. Alte Energien kehrten in ihren Körper zurück und gaben ihr die nötige Kraft.

Tanith verließ die Küche mit einem völlig anderen Gefühl. Irgendwie hatte sie das Gefühl, daß die Sterne jetzt für sie günstiger standen.

In ihrem >Arbeitszimmer< wehten noch immer die Rauchschleier der Zigarette. Die Luft war zum Schneiden dick. Das störte Tanith nicht. Sie würde später die Klimaanlage einschalten, dann war wieder alles klar.

Mit zehn Fingern fuhr sie durch die rote Haarflut. Vor dem runden Tisch, auf dem die Kugel stand, nahm Tanith Platz. Im ersten Moment schaute sie den roten, runden Gegenstand nur an wie etwas Fremdes. Ihre Hände zuckten nicht sofort

darauf zu, sie mußte erst ein gewisses Unbehagen überwinden, bevor sie sich an die Arbeit machte.

Als die zehn Finger dann die Kugel umschlangen, da stellte sie fest, daß ihre Haut mit einer kühlen Oberfläche Kontakt bekommen hatte. Auch seltsam, denn normalerweise fühlte sich die Kugel immer ein wenig warm an. Tanith führte dies auf ein gewisses Eigenleben der Kugel zurück.

Sie zog sie noch näher zu sich heran, beugte ihren Oberkörper vor und senkte den Kopf, um von oben her auf die Kugel schauen zu können.

Noch sah sie nichts. Nur das leichte, vibrierende Rot mit den zahlreichen Schlieren darin, die so heftig zitterten, als hätte Tanith die Kugel angestoßen.

Tat sich etwas?

Noch tanzten zu viele fremde Gedanken in ihrem Hirn, und Tanith atmete ein paarmal tief durch, um sich zu konzentrieren. Sie mußte das tun, und ihr Gesicht spannte sich dabei. Es nahm einen harten Ausdruck an, verzerrte sich für Bruchteile von Sekunden, um dann wieder zu der weicheren Linienführung zurückzufinden.

Etwas ging auf ihre Hände über, strahlte von der Kugel ab, und sie stellte fest, daß sie die Depression tatsächlich überwunden hatte, denn sie glaubte, daß die Kugel ihr nun gehorchen würde, wie es normalerweise der Fall sein sollte.

Ihre Gedanken hatte sie inzwischen ordnen können. Nichts anderes beeinträchtigte sie mehr, die Umgebung um sie herum verschwamm, sie war nicht mehr existent, und sie sah nur noch die Kugel, die ihr plötzlich ungemein groß vorkam und die gesamte Rundung des Tisches einzunehmen schien. Ihre Gedanken waren wie Dolchspitzen, waren voll auf die Kugel und die vor ihr liegende Aufgabe konzentriert. Sie wollte den Kontakt herstellen, und sie würde es schaffen.

Innerhalb der Kugel entstand Unruhe. Die seltsamen Schlieren begannen sich stärker zu bewegen - ja, sie wanderten plötzlich, und sie bildeten ein wirres Muster.

In Gedanken formulierte die Frau ihre Wünsche.

»Belphégor - Belphégor.«

Es war dieser eine Name, den sie aussprach. Sie wollte unbedingt über die Kugel mit diesem Dämon Kontakt bekommen.

Noch tat sich nichts.

Immer wieder schickte sie den geistigen Ruf auf die Reise, aber der Dämon verstand sie nicht oder wollte sie nicht verstehen. Auf jeden Fall meldete er sich nicht.

Da war eine Sperre.

Tanith fühlte es genau. Irgend etwas paßte nicht dorthin.

Die Sperre lag wie ein gewaltiges Dach über allem, und sie absorbierte die Strahlen, die geistigen Befehle, die von Taniths Gehirn ausgingen. Die Wahrsagerin kam nicht durch.

Es entstand kein Kontakt zu Belphégor!

Wie Schreie waren ihre letzten Gedanken. Sie wollte den geheimnisvollen schwarzen Tunnel unbedingt durchbrechen, und sie hatte plötzlich damit Erfolg.

Es geschah etwas!

Zuerst waren es nur die heftigen Bewegungen der seltsamen Schlieren innerhalb der Kugel, dann wölkte plötzlich Dampf auf, und die Kugel selbst erweiterte sich in ihrem Innern. Sie war wie ein Ballon, den man aufblies und der immer mehr an Größe zunahm. Eine gewaltige, innere, nicht auslotbare Tiefe entstand, raum- und zeitlos, wobei Tanith das Gefühl hatte, darin zu versinken.

Jetzt mußte etwas geschehen. Sie kannte genau die Anzeichen. So war es immer.

Bilder wurden zusammengefügt, meistens zu Szenen, die sich dann irgendwann in naher Zukunft abspielten. Allerdings konnte die Kugel auch etwas völlig anderes zeigen, denn nicht immer gehorchte sie dem Willen ihres Besitzers.

Wie würde es diesmal sein?

Ja, da entstand ein Bild!

Zwar nicht sehr klar und scharf, aber dennoch gut zu

erkennen. Es kristallisierte sich hervor, war auch nicht mehr von dem Rot überdeckt, sondern besser zu erkennen. Aber nicht Belphegor war zu sehen, sondern ein anderer. Ein fliegender Mensch erschien in der Kugel. Ein Mensch, der sein Schwert schwang und durch die Lüfte segelte. Der Eiserne Engel!

Südamerika. Die Anden. Eine unwirtliche Landschaft, hoch über der Erdoberfläche. Gepeitscht von Stürmen, ausgelaugt und ausgehöhlt von Wetterumstürzen, ein Gebiet, auf dem nichts wuchs oder grünte. Soweit der Blick reichte gab es nur diese braungelben, karstigen Berge mit ihren scharfen Höhenrücken, kantigen Felsen, Schluchten, Canyons und Höhlen.

Ja, die Höhlen waren wichtig, denn eine von ihnen diente drei grauenhaften Gestalten als Versteck.

Hier hatten sich die verbliebenen Mitglieder der Mordliga versammelt. Das waren Xorron, Herr der Zombies und Ghouls, Vampiro-del-mar, der sich selbst Kaiser der Vampire nannte, und Lady X.

Sie war wieder aus Paris zurückgekehrt. Der Würfel des Unheils hatte ihr diese Reise ermöglicht. Blitzschnell war dies geschehen, vielleicht für die Länge eines Lidschlags war sie unterwegs gewesen, bis sie sich in der Höhle manifestierte.

Dort brannte noch immer ein Feuer, aber die Flammen waren so weit nach unten gedrückt, daß sie nur noch flach über den Boden strichen und kaum noch Licht gaben.

Lady X blieb stehen. Sie schüttelte für einen Moment den Kopf, als müßte sie eine gewisse Benommenheit verscheuchen, dann hatte sie sich gefangen und ließ ihre Blicke zwischen Xorron und Vampiro-del-mar pendeln.

»Er versucht es«, sagte sie. Es folgte keine Resonanz auf ihre Worte. Für Lady X ein Zeichen, daß sie nicht verstanden worden war. »Es ist Belphegor, der die Macht an sich reißen

will, und er schreckt auch nicht davor zurück, Schwarzblüter zu töten.« Bei den letzten Worten hatte sie Vampiro-del-mar angeschaut.

»Die roten Vampire?« fragte er.

»Genau. Belphégor hat einige von ihnen umgebracht.« Sie lachte leise. »Wenn das so weitergeht, wirst du bald keine mehr besitzen. Sie sind einfach zu unbeweglich und stürzen sich kopfüber in ihr Verderben. Die Strigen werden es einfach haben. Sie brauchen nur abzuwarten, bis es keine roten Vampire mehr gibt.«

»Soweit lasse ich es nicht kommen!« knirschte das blut-saugende Ungeheuer. »Ich werde die Feinde vernichten!«

»Belphégor ist stark«, warnte Lady X. »Und er besitzt eine besondere Waffe, die Flammenpeitsche. Damit schlägt er auch dich in Stücke. Selbst ich verspürte Furcht.«

In dem mit Beulen, Geschwüren und Pusteln übersäten Gesicht des Uralt-Vampirs zuckte es. »Bisher habe ich noch keinen Gegner gefunden, vor dem ich Angst haben mußte«, erwiderte er, wobei in seiner Stimme ein drohender Unterton mitschwang.

Lady X wollte sich nicht auf einen Streit einlassen, deshalb lenkte sie ein. »Vielleicht hast du recht, aber wir müssen auf der Hut sein. Ich habe mit Belphégor gesprochen und weiß jetzt, welch eine Macht er anstrebt. Es ist ja nicht nur er allein, hinter ihm steht ein ganz anderer. Izzi, der Höllenwurm, und er hat einen direkten Kontakt zu den Großen Alten, die unbedingt mehr Einfluß in dieser Welt gewinnen wollen. Versteht ihr nun meine Vorsicht?«

Die dämonischen Wesen schwiegen. Niemand wagte, ein Wort zu sprechen. Sie ließen die Sätze wirken, und selbst Vampiro-del-mar fühlte sich unbehaglich, denn von den Großen Alten hatte er nicht nur gehört, er hatte auch einen gehörigen Respekt vor ihnen, denn er kannte ihre Macht. Vor seinem langen Schlaf, als auf der Erde noch das Chaos herrschte, waren die Großen Alten aktiv gewesen, und selbst der

Kaiser der Vampire hatte sich bei ihnen zurückgehalten.
»Ich sehe, daß auch ihr keine Lösung parat habt«, stellte Lady X fest. »Deshalb werde ich euch meinen Plan vortragen. Wenn uns die Macht nicht aus den Händen gerissen werden soll, müssen wir etwas unternehmen, und da habe ich mir schon einiges zurechtgelegt. Mir ist die Idee gekommen, als ich mit Belphegor sprach und mir seine siegessicheren Worte anhören mußte. Er verläßt sich voll und ganz auf die Kraft des Höllenvurms Izzi. Aber er hat vergessen, daß auch wir zurückschlagen können. Izzi muß vernichtet werden, und vielleicht gelingt es uns gleichzeitig, das magische Pendel, das ihm gehören soll und von dem Belphegor sprach, an uns zu nehmen. Denn wer dieses Pendel besitzt, so erzählte mir Belphegor, soll in der Lage sein, die Geister der Erde zu beschwören.«
»Wie willst du Izzi töten?« erkundigte sich Vampiro-del-mar.
»Ich ihn töten?« Die Vampirin lachte. »Nein, ich nicht.« Ihre Augen nahmen einen verschlagenen Blick an. »Um ihn zu töten, bin ich wohl zu schwach, aber es gibt einen anderen, der seinen Kräften trotzen könnte. Und da weiß ich nur einen.«
»Xorron!« stieß Vampiro-del-mar hervor.
»Genau der!«

Ich hatte meinen Arm nach hinten geschwungen und weit ausgeholt. Der magische Bumerang, diese silberne Banane, wie ich sie nannte, lag ausgezeichnet und sicher in meiner Hand. Ich wußte, daß es ein Meisterwurf werden mußte, wenn ich mein Ziel erreichen wollte, denn es befand sich sehr weit von mir entfernt.
Das Ziel war Belphegor!
Wie ein Despot stand er auf der ersten Plattform, schaute in die Tiefe und sah all seine Diener, die sich in einem zum

Eiffelturm hin offenen Karree versammelt hatten. Einige hundert Menschen waren es sicherlich, genau gezählt hatte sie niemand, es spielte auch keine Rolle, ich wollte nur nicht, daß Belphégor diese Menschen so führte, daß die Gewalt und Tod säten.

Ein verzweifelter Wurf war es, und als ich den Bumerang losließ, da hatte ich das Gefühl, auch einen Teil von mir selbst aus der Hand zu geben.

Ich hatte mich vor dem Wurf ein wenig geduckt, war in die Knie gegangen und schnellte nun hoch, als sich die silberne Banane auf der Reise befand.

Schräg fuhr sie in die Höhe. Dabei drehte sie sich wie ein Kreisel um die eigene Achse, wurde sehr schnell, immer schneller und raste ihrem Ziel entgegen.

Gedanklich schickte ich ihm meine Wünsche nach.

Triff diesen Dämon! Schlag ihm den Kopf vom Hals, denn es darf ihm nicht gelingen, die Stadt unter seine Kräfte zu zwingen ...!

Abends und nachts wurde der Eiffelturm von starken Scheinwerfern angestrahlt. Das Wahrzeichen der Stadt sollte immer zu sehen sein, und durch einen dieser Strahlen fand auch der Bumerang seinen Weg. Er blitzte wie ein Stern auf, drehte sich weiter und stieg noch höher, als würde er von einem Band gezogen.

Hatte ich Glück?

Ich zitterte und fieberte innerlich, meine Nerven standen unter Strom, denn ich hoffte so sehr, daß meine Wurfkraft ausreichen würde, um den Dämon von seinem luftigen Standort zu holen.

Noch hatte er sich nicht bewegt.

Belphégor stand dort wie eine Eins. Er rührte sich nicht, zuckte auch nicht, sondern ließ alles auf sich zukommen. War er sich seiner Stärke denn so sicher?

Ich konnte es kaum glauben, denn mein Bumerang hatte dazu beigetragen, den Schwarzen Tod zu vernichten. Er war

eine mächtige Waffe, kein Dämon konnte sie ignorieren, auch Belphégor nicht.

Das tat er auch nicht.

Die silberne Banane sah ich nicht mehr, aber ich stellte an Belphégors Reaktionen fest, daß er sich in seiner Nähe befinden mußte, denn der Dämon mit der Flammenpeitsche blieb nicht mehr auf seinem Platz stehen. Er bewegte sich zur Seite.

Nur ein Huschen, kaum zu sehen und von mir nur deshalb zu erkennen, weil ich mich auf Belphégor so sehr konzentriert hatte.

Der Bumerang raste ins Leere!

Verdammt auch!

Zorn und Wut stießen in mir hoch. Neben mir empfand Suko die gleichen Gefühle, denn er stöhnte wütend auf.

Unsere Hoffnungen waren zerplatzt wie Seifenblasen.

Nicht getroffen!

Dafür hörten wir das Lachen. Belphégor freute sich diebisch, und ich sah im Licht der flammenden Peitsche, daß er sich hektisch bewegte. Irgend etwas hatte er vor.

Plötzlich wischten die flammenden Peitschenriemen in die Höhe. Belphégor hatte zugeschlagen, und einen Atemzug später erkannte ich auch das von ihm anvisierte Ziel.

Es war der zurückkehrende Bumerang.

Mit der Flammenpeitsche wollte er ihn vernichten.

Mir blieb fast das Herz stehen. Konnte Belphégor es schaffen? Hatte seine Peitsche tatsächlich die Kraft, eine so wertvolle Waffe zu zerstören? Am liebsten hätte ich die Hände vor mein Gesicht geschlagen, um nichts sehen zu müssen, aber wie gebannt schaute ich zu.

Jetzt mußte es soweit sein. Über seinem Kopf sah ich etwas blitzen.

Treffer!

Ich fühle mit. Mir schien es, als bestünde zwischen mir und der Waffe ein inneres Band, und ich biß mir fast die Lippen

blutig, so sehr nahm mich die Szene mit. Im Augenblick hatte ich selbst die Diener des Dämons vergessen.

Mein Bumerang torkelte. Ich konnte es deshalb so deutlich erkennen, weil er plötzlich wie ein Stern aufstrahlte, und er geriet aus seiner ursprünglichen Flugrichtung in taumelnde Bewegungen. Der Vergleich mit einem Flugzeug fiel mir ein, bei dem der Pilot die Kontrolle verloren hatte.

Die silberne Banane segelte dem Erdboden zu. Dabei befand sie sich nicht weit von dem Gestänge des Eiffelturms entfernt, das sich nach unten hin verbreiterte, und die Waffe schlug mehrere Male gegen das gewaltige Stahlgerüst, prallte ab, tickte wieder dagegen, wurde zur Seite geschleudert und war plötzlich nicht mehr zu sehen.

Ich ballte die Hände zu Fäusten.

Verloren!

Nicht nur eine Waffe, sondern auch den Kampf gegen Belphégor, diesen widerlichen Dämon.

Verzweifelt schüttelte ich den Kopf, schaute Suko an, der ebenfalls ein ratloses Gesicht machte, und hörte erst dann das Lachen des Hexers.

»Geisterjäger!« brüllte er mir entgegen. »Du wolltest es dir so einfach machen, aber hier stand kein kleiner Ghoul oder Werwolf vor dir, sondern Belphégor, der Hexer mit der Flammenpeitsche. Das darfst du niemals vergessen. Ich habe bewußt lange gewartet, um dir zu zeigen, wie machtlos du im Prinzip gegen mich bist. Denn nun, John Sinclair, schlage ich zurück!«

Daß es keine leeren Worte waren, konnte ich mir gut vorstellen, Ich glaubte auch nicht daran, daß er mich selbst angreifen würde - nein, dafür hatte er seine Helfer.

Und die standen hinter uns.

Zwei gegen 600!

Von einer Chance konnte man da kaum sprechen. Als Suko und ich uns gemeinsam umdrehten, da stellten wir fest, daß die Diener des Belphégor bereits ihre Befehle erhalten hatten.

Sie bewegten sich auf uns zu.

Zuerst rückten sie noch näher zusammen, somit verkleinerten sie das Karree. Die rechten Arme hielten sie weiterhin erhoben, und aus ihren Händen wuchsen nach wie vor die flammenden Peitschen.

Ich kannte die Peitsche des Belphégor. Sie war größer und die Flammen auch länger. Diese hier erinnerten mich an kleine Feuerzungen, doch sie waren genauso gefährlich wie die des Dämons.

Zudem standen die Menschen ziemlich dicht beieinander. So kam es, daß sich manche Flammen berührten, zu einer Einheit verschmolzen und somit eine feurige Wand bildeten, die über den Köpfen der dämonischen Diener tanzend schwebte.

Von der Umgebung nahmen Suko und ich sonst kaum noch etwas wahr. Wir schauten nur auf die Flammen, denn sie blendeten uns. Auch Gesichter waren nicht genau zu erkennen, mehr als Flecken kristallisierten sich nicht hervor. Über sie huschte der Widerschein des Feuers und verwandelte die meist jungen Gesichter in höhnische Grimassen oder Fratzen. Mir rann es eiskalt den Rücken hinab. Die gesamte Szene hatte etwas ungemein Drohendes und Gespenstisches an sich. Es war ein nicht greifbarer Horror, der Angst erzeugte, denn eine Flucht nach vorn war so gut wie aussichtslos. Wir hätten uns in die Wand aus Menschenleibern stürzen müssen. Einmal hatten wir sie durchbrechen können, ein zweites Mal würde es uns nicht gelingen.

Ich selbst hatte Kommissar Fleuvee den Ratschlag gegeben, sich zurückzuhalten. Die Polizei hockte also in Lauerposition, auch sie würde uns nicht heraushauen können.

»John, wir müssen zurück!« stellte Suko mit ruhiger Stimme fest. »Wir haben nur eine Chance, wenn wir uns unter dem Gestänge des Eiffelturms verkriechen oder da verschwinden. Alles andere ist sinnlos.«

Mein Freund und Kollege hatte völlig recht. Es paßte mir

zwar nicht, den Rückzug anzutreten, doch eine andere Chance gab es nicht.

Bisher hatten sich die Diener des Dämons still verhalten. Das änderte sich nun. Plötzlich begannen sie zu sprechen. Wir sahen nicht, wie sie ihre Lippen öffneten, aber wir hörten das eine Wort, das sie immer wieder hervorstießen.

»B-e-l-p-h-é-g-o-r!«

Zuerst nur langsam und jeden einzelnen Buchstaben betonend. Dann immer schneller und hektischer.

»Belphégor - Belphégor ...«

Dabei blieben sie auch nicht ruhig. Sie bewegten ihre Fackelarme. Der Lichtschein geriet ins Tanzen, malte Schatten auf den Boden, die in einem rasanten Wirbel hin- und her-zuckten. Sie wurden immer schneller, je heftiger die Diener ihre Arme bewegten, und sie tanzten über uns wie gespenstische Figuren.

Der hämmernde Rhythmus des ausgestoßenen Dämonen-namens wirkte wie ein Aufputschmittel auf die Menschen.

Uns schwang das Wort orkangleich entgegen.

Stimmen, Trampeln harter Füße, Feuer - das alles vermischte sich zu einem regelrechten Inferno. Der Halbkreis um uns herum wurde enger gezogen, ich spürte das Vibrieren, der Boden erzitterte, als einige hundert Füße auf ihm herumtrampelten.

Sie wollten uns!

Und sie kamen Schritt für Schritt.

Längst waren wir zurückgewichen. Wir starteten nach vorn und in die gierigen Flammen hinein, die sich unregelmäßig bewegten und über ihren Körper zuckten.

Wir waren von ihnen eingefangen, kamen uns vor wie in einem Gefängnis aus flammenden Mauern, aus der hin und wieder eine heiße Zunge hervorstieß, wenn jemand mit der Peitsche nach uns schlug.

»Zurück!« rief ich Suko zu und deckte meine Augen ab, um nicht noch mehr geblendet zu werden.

Wir hätten uns unter Umständen den Weg auch freischießen können, doch an diese Möglichkeit wollte ich nicht einmal denken. Vor uns standen keine Dämonen, sondern irregeleitete Menschen, die jetzt den Halbkreis einfach aufbrachen.

Das geschah sehr schnell. Wir kamen nicht dazu, uns darauf groß einzustellen, sondern mußten es hinnehmen. Die Anzahl war schlecht zu schätzen. Vielleicht 20 oder 30, die nichts mehr bei den anderen hielt. Sie wurden zu einem Pulk, der vorstürmte, uns passierte und sich in unserem Rücken wieder aufbaute.

Was wir hatten verhindern wollen, war nun eingetreten.

Wir waren eingekreist.

Dann die ersten Stimmen. Kichernd, höhnisch, gleichzeitig wispernd. Die sich bewegendenden Flammen verwandelten die Gestalten in dämonische Wesen mit verzerrten Gesichtern. Sie rochen nach Tod und Vernichtung und waren beseelt von dem schrecklichen Geist des Dämons Belphegor.

Die ersten huschten uns entgegen. Es waren die, die sich aus dem Pulk gelöst hatten und uns den Rückweg abschnitten.

Sie schrien, als sie sprangen.

Körper wuchteten sich uns entgegen. Flammenpeitschen wurden geschwungen, fauchten uns entgegen wie feurige Schlangen und tasteten zitternd nach unseren Körpern.

Ich hielt ihnen mein Kreuz entgegen.

Wie Tentakel wollten die Flammen nach mir greifen, doch da hatte das geweihte Kruzifix bereits einen magischen Schirm aufgebaut. Wenn die Flammenzungen zu nahe kamen, zischten sie auf und verlöschten, als hätte jemand Wasser darüber gegossen.

Die Menschen, die geschlagen hatten, standen für einen Moment starr. Ich schaute in ihre weit aufgerissenen Augen und rannte los.

Mit der Wucht einer Ramme brach ich über sie herein,

schleuderte sie zur Seite und hörte hinter mir ein gewaltiges Gebrüll.

Suko.

Mein Partner kämpfte wie ein Berserker. Er warf sich den Leibern entgegen. Dabei arbeitete er nicht nur mit den Fäusten, sondern meist mit den Füßen.

Vier, fünf Gestalten schmetterte er zu Boden, die aufprallten und sich überschlugen.

Es wurde ein harter Kampf.

Dann hörte ich Suko schreien. Er rief meinen Namen, denn einem Gegner war es gelungen, sich von hinten auf ihn zu werfen. Suko fiel zu Boden, und gleich zwei wollten mit ihren flammenden Peitschen zuschlagen, um den Inspektor zu vernichten.

Im Hechtsprung flog ich heran.

Meine Arme waren ausgebreitet, und es gelang mir, die beiden Männer zu packen. Links und rechts fühlte ich den Widerstand unter meinen Händen, dann riß ich die Kerle einfach von den Beinen.

Als sie zu Boden knallten, hörte ich ihr Wutgebrüll. Mit der rechten Hand und damit auch mit dem Kreuz schlug ich zu. Ich erwischte einen Gegner an der Schläfe. Als ich mich ein wenig nach rechts rollte, da sah ich, wie er bewußtlos dalag. So etwas war mir auch noch nicht passiert. Mit dem Kruzifix hatte ich einen Gegner bewußtlos geschlagen.

Diese Auseinandersetzung hatte höchstens zwei, drei Sekunden gedauert. Suko hatte sich dadurch befreien können und schwang sich auf die Füße. Auch ich kämpfte mich hoch, aber ich hörte schon wieder das widerliche Gebrüll.

Die meisten Dämonendiener hatten bemerkt, wie Suko und ich mit den Leuten fertig geworden waren. Das konnten sie nicht durchgehen lassen. Sie hatten den Befehl, uns zu töten, und den wollten sie auf jeden Fall einhalten.

Die Masse stürmte vor.

Jetzt war sie zu einem Mob geworden. Sturmartig brandete

uns das Gebrüll entgegen, ein regelrechtes Inferno, das direkt aus der Hölle zu stammen schien.

Wir konnten uns gegenseitig akustisch nicht mehr verständigen, doch Suko deutete auf einen Pfeiler.

Er war ungemein wuchtig, wesentlich breiter als ein Haus. Das Stahlgestänge bildete ein Muster. Wenn wir den Pfeiler erreichten, bevor der Mob uns wieder einkreiste, hatten wir eine Atempause, die wir eventuell für eine weitere Flucht nutzen konnten.

Da geschah etwas anderes.

So laut die Schreie der Menschenmassen auch waren, das dröhnende Geräusch eines heranfliegenden Hubschraubers übertönte auch dies.

Die Rettung?

Suko war stehengeblieben und herumgezuckt. Wie auch ich schaute er schräg nach oben und sah einen gewaltigen Schatten über die Leiber der Menschen gleiten.

Der Hubschrauber war in der Kanzel und außen beleuchtet. Zwei Personen befanden sich im Helikopter, doch der Platz in der Maschine reichte auch für vier.

Und wir sahen noch etwas. Eine Strickleiter, die durch den offenen Einstieg nach unten fiel und auseinanderlappte.

»Dahin!« brüllte ich mit überschlagender Stimme und zögerte keine Sekunde ...

Tanith war geschockt, entsetzt und fasziniert zugleich. So etwas hatte sie noch nie in ihrer Kugel gesehen. Diese Gestalt, die in der unendlichen Tiefe der Kugel schwebte, war ihr völlig unbekannt.

Die Wahrsagerin hockte auf ihrem Stuhl, als wäre sie dort festgefroren. Hinter ihrer Stirn wirbelten die Gedanken. Vergeblich versuchte sie, diese in die Reihe zu bekommen, doch zu überraschend war der Kontakt entstanden. Ein fliegender Mensch!

Wirklich ein Mensch, der sein Schwert gezückt hielt und über ein ihr unbekanntes Land flog? Auf dem Rücken wuchsen gewaltige Schwingen, mit denen er sich fortbewegen konnte und auch Strömungen ausnutzte.

Obwohl die Farbe Rot das meiste überdeckte, glaubte Tanith dennoch, ein seltsames Schimmern auf der Gestalt zu erkennen. Es erinnerte sie an einen metallischen Schleier, der über der Gestalt lag.

Tanith beobachtete weiter. Die Hände lagen nach wie vor fest um die Kugel gespannt, der Mund zeigte einen verkniffenen, harten und angespannten Ausdruck, denn sie wußte genau, daß dieser fliegende Mensch - falls es überhaupt einer war - nicht von ungefähr erschienen war. Er mußte in einem ursächlichen Zusammenhang mit dem Fall stehen.

War er ein Verbündeter von Belphégor - oder vielleicht sogar dessen Feind?

»Wer bist du?« Tanith formulierte die Frage in Gedanken. Sie hoffte, daß ihre Kraft ausreichen würde, um den Unbekannten damit zu erreichen.

Zeigte der fliegende Mensch nicht eine Reaktion? Tanith war sich nicht sicher, aber sie glaubte, daß er den Kopf gehoben hatte, um ihr ein Zeichen zu geben.

»Wer bist du?« Ein zweites Mal stieß sie die Frage gedanklich hinaus. Sie fieberte dabei. Die Umwelt hatte sie völlig vergessen, für sie zählte nur der Kontakt mit der anderen Dimension. Die Augen der Frau brannten, die Lippen bewegten sich, formulierten lautlos Sätze, die in ihren Gedanken entstanden waren, aber der Mund sprach sie nicht aus, denn der andere, auf den es ankam, hätte sie nicht vernommen.

»Ich bin der Eiserne Engel!«

Da war die Antwort, und Tanith hätte aufschreien können vor Freude. »Wo befindest du dich?«

»Wer und weshalb hat man mich gerufen? Wer bist du, daß du mit mir Kontakt aufnehmen kannst?«

»Ich bin Tanith!«

»Deinen Namen kenne ich nicht. Wer hat dich geschickt?«
»Niemand. Ich versuche nur, meinem Freund John Sinclair zu helfen.«

»John Sinclair?« Jetzt klangen die Gedankenströme überrascht. »Du hast mit ihm zu tun?«

»Ja, wir kennen uns gut.«

»Seid ihr befreundet?«

»Auch das.«

»Dann kann es einfach kein Zufall sein, daß wir uns auf diesem Wege getroffen haben.«

»John Sinclair will Belphégor stellen!«

Der Eiserne Engel bewegte seinen rechten Arm mit dem Schwert. »Das hatte ich mir fast gedacht. Auch ich bin hinter jemandem her, dessen Rückkehr nahe bevorsteht - Izzi!«

»Ich erfuhr von ihm!«

»Dann wirst du auch wissen, daß Belphégor zu ihm gehört. Hütet euch vor ihnen. Hütet euch vor Belphégor und Izzi. Beide sind sehr gefährlich, der Höllenwurm noch schlimmer. Ich werde ein Zeichen geben, wenn ich weiß, wo sich Izzi befindet. Er soll darauf warten, nur auf mein Zeichen, hörst du?«

»Ja.«

Damit brach der Kontakt ab, denn auf den Eisernen Engel drangen plötzlich von allen Seiten die seltsamen roten Schlieren zu und erfüllten die geheimnisvolle Kugel mit ihrem Licht, so daß nichts anderes mehr zu sehen war.

Wie ein Traum kamen Tanith die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit vor. Und sie fühlte sich auch, als wäre sie aus einem tiefen Schlaf erwacht. In ihrem Kopf war ein Druck, sie spürte, wie das Blut in ihren Schläfen hämmerte, es rauschte durch die Adern, und als sie sich aufstützte, um den Tisch zu verlassen, da erfaßte sie ein seltsamer Schwindel. Alles drehte sich vor ihren Augen. Der Tisch, die Kugel - sie wurden zu rotierenden Spiralen, die alles an sich reißen wollten.

»Ich muß mich hinlegen«, flüsterte die Frau. »Ich kann mich nicht mehr auf den Beinen halten ...«

Nicht weit entfernt stand eine Couch. Sie hätte auch in das Behandlungszimmer eines Psychiaters hineingepaßt, denn eine Seite der Liege stand im schrägen Winkel nach oben. Es fiel Tanith schwer, die Liege zu erreichen. Als sie mit den Knien dagegenstieß, ließ sie sich kurzerhand nach vorn fallen, stützte sich mit den gespreizten Händen ab, dann knickten ihre Ellenbogen ein, so daß sie mit dem Gesicht zuerst auf die Unterlage fiel und erst einmal so liegenblieb.

Ihr Unterkörper hing noch über dem Rand, die Füße berührten den Boden, und sie drehte den Kopf zur Seite, damit sie Atem holen konnte.

So etwas hatte sie selten erlebt.

Sie war ja kein Neuling auf diesem Gebiet. Sehr oft befragte sie die Kugel, und sie hatte auch schon mehrere Male Kontakt zu anderen Reichen und Dimensionen aufgenommen, aber dieser Zustand war unnatürlich. Das konnte sie sich nicht erklären.

War denn das andere, die fremde Magie, so stark gewesen, daß sie Tanith kurzerhand aus dem Rhythmus schleudern konnte? Ihr ging es wie manchem Medium, mit dem sie hin und wieder experimentierte. Wenn ein Medium zu stark beansprucht wurde, dann zehrte das auch an seinen Kräften, und schon des öfteren hatte Tanith lange darauf warten müssen, bis sie mit dem Medium wieder normal hatte reden können.

Jetzt erlebte sie selbst diese Phase, und es schüttelte sie mehr als einmal durch.

Nur allmählich ging es ihr besser. Der Kreislauf beruhigte sich wieder. Tanith hatte das Gefühl gehabt, als wäre er bei der Beschwörung überhaupt nicht vorhanden gewesen und dann wieder voll gekommen, was bei ihr den Schwindelanfall ausgelöst hatte.

Jetzt, da es ihr besserging, erinnerte sie sich auch an die Worte des Eisernen Engels.

Er hatte nicht nur von Belphégor gesprochen, sondern auch von Izzi, dem Höllenwurm.

Izzi wollte kommen, und er würde auch kommen. Den Höllenvurm konnte nichts mehr aufhalten, Belphégor bereitete seine Rückkehr vor. Hoffnung gab Tanith allerdings die Anwesenheit des Eisernen Engels. Er schien nicht auf der Seite der Dämonen und Schwarzblüter zu stehen, es hatte also in einer fernen Zeit und in einem fernen Land Veränderungen und Verschiebungen gegeben.

Davon wußte John Sinclair nichts.

Aber er mußte es erfahren!

Tanith zögerte nicht, auch wenn es unter Umständen falsch sein konnte. Aber die Dinge hatten sich zu schnell entwickelt, und John Sinclair mußte einfach gewarnt werden ...

Der Hubschrauber war wie ein gewaltiges überdimensionales Insekt, das mit knatternden Rotorblättern in der Luft und dabei dicht über den Köpfen der verhetzten Menge schwebte. Ich glaubte, daß uns sein Erscheinen vorerst das Leben gerettet hatte. Die Menschen standen zwar unter dem Bann des Dämons, aber nicht so sehr, daß sie ihre Umwelt vergessen hätten.

Die Maschine mußte ihnen wie eine drohende Gefahr vorkommen, vor allen Dingen jetzt, als sie sich nach unten fallen ließ.

Ich konnte sie nicht alle zählen, die aus dem großen Menschenpulk ausbrachen. Jeder hatte Angst, von den Kufen zerquetscht zu werden. Die Menschen warfen sich zur Seite, und was keiner geglaubt hatte, das trat nun ein.

Es entstand eine freie Fläche.

Der Hubschrauber konnte sogar landen.

Das allerdings wäre zu gefährlich gewesen, denn einen stehenden Hubschrauber hätte die Meute sicherlich angegriffen, zudem war die Strickleiter aus dem offenen Einstieg geschleudert worden, und sie war unsere Chance, der Hölle zu entinnen.

»Du zuerst, Suko!« schrie ich meinem Freund und Kollegen zu. »Mach schon, Alter ...!«

»Aber ich ...«

»Renn!« brüllte ich und drehte mich im Kreis, um mögliche Angreifer sofort erkennen zu können.

Mit langen Sprüngen jagte der Chinese auf den Hub-schrauber zu, während ich ihm etwas langsamer folgte und ihm dabei den Rücken so gut wie möglich deckte.

Zwei Leute mußte Suko zur Seite rammen, dann konnte er mit einem letzten Sprung die rettende Leiter erreichen.

Einer der Kerle war mir genau vor die Füße gefallen. Ich sprang über ihn hinweg, wurde jedoch von dem zweiten angegriffen, und am Klang der kreischenden Stimmen erkannte ich, daß es eine Frau war, die mich da attackierte.

Sie sah aus wie ein Mann, dazu trug das kurz geschnittene Haar bei, das glatt wie ein Helm auf ihrem Kopf lag. Den Mund hatte sie weit aufgerissen, die Augen wirkten wie zwei Glasperlen.

Sie schlug mit der Peitsche zu, und mir gelang es nicht, rechtzeitig auszuweichen.

Plötzlich umzüngelten mich die Flammen. Für den Teil einer Sekunde blieb ich stehen, mein Körper versteifte sich, ich wollte schreien. Kräfte zerrten an meinem Körper, die ihn zu zerreißen drohten.

Da reagierte mein Kreuz.

Ich hatte den Arm in einer Reflexbewegung angewinkelt, das geweihte Silber berührte meine Brust, und im gleichen Augenblick verschwanden die seltsamen Flammen.

Noch sah ich das Mädchen vor mir. Wie eine Furie wirkte sie und erschrak heftig, als sie sah, daß mir nichts passiert war. Bevor sie etwas unternehmen konnte, räumte ich sie mit der linken Hand zur Seite und hetzte weiter.

Hätte das Kreuz die gefährliche Magie nicht absorbiert, wäre es vorbei gewesen.

Wie viele Yards waren es noch bis zu der rettenden Leine?

Die Zeit, um die Distanz abzuschätzen, blieb mir nicht mehr, ich mußte einfach rennen.

»John!« Ich hörte Sukos Rufen. »John, verdammt, beeil dich!«

Ich tat mein Bestes. Aber auch die Gegner waren nicht faul. Sie hatten bemerkt, was ich vorhatte und daß ich es wahrscheinlich auch schaffen konnte. Mit den flammenden Peitschen in den Händen rannten sie mir entgegen und wollten mir den Weg abschneiden.

Es ging wirklich um Sekunden.

Suko schrie dem Piloten etwas zu. Der ließ den Hub-schrauber noch tiefer sacken, wollte damit einen psychologischen Erfolg erzielen und die Dämonendiener vertreiben, aber sie rannten weiter.

Die letzten Yards!

Fast hatte ich das Gefühl, als würden meine Füße den Boden überhaupt nicht berühren, und dann flog ich mit einem schon fast artistisch zu nennenden Sprung auf die Leiter zu.

Den linken Arm hatte ich ausgestreckt, bekam eine der Tausprossen zu fassen und hielt eisern fest. Durch den Schwung, den mein Körper hatte, geriet die Rettungsleiter ins Schwanken. Sie wurde nach hinten gedrückt und mit ihr auch Suko, der dicht unter dem Einstieg stand und seine Beretta gezogen hatte.

Heulend jagten sie heran.

Die Meute war schlimm. Zählen konnte ich die Menschen nicht, sah nur den zuckenden Fackelschein, die tanzenden unheimlichen Schatten und hin und wieder dazwischen - wie bleiche, große Tupfer - die verzerrten Gesichter.

»Komm hoch!«

Ich beeilte mich wie selten in meinem Leben. An Strickleitern hochzuklettern, war ich nicht gewohnt. Suko machte mir Platz, er verschwand in der Kanzel, und das Geräusch der sich auf einmal schneller drehenden Rotorblätter wummerte in meinen Ohren.

Ein Ruck ging durch die Maschine.

Im nächsten Augenblick stieg sie höher. Der Pilot hatte das Zeichen erkannt, er sah mich an der Leiter hängen und wollte steigen. Wir alle jedoch hatten nicht mit der Verbissenheit der dämonischen Diener gerechnet.

Ich war ihnen zwar für den Augenblick entwischt, aber auch sie hatten die Strickleiter kurz nach mir erreicht. Der erste kletterte genau in dem Augenblick hoch, als der Hubschrauber in den nachtdunklen Himmel stieg. Und auch ein zweiter hing unter dem ersten dämonisch beeinflussten jungen Mann an der Leiter.

»Runter!« brüllte Suko ihnen zu. Er lag in der offenen Luke und zielte an mir vorbei.

Nein, er schoß nicht, aber die beiden schlugen mit den Fackeln nach mir. Hätte ich nicht ein Bein angezogen, wäre ich getroffen worden, so aber züngelten die Flammen an mir vorbei, erfaßten nicht mich, sondern die Strickleiter.

Das war ihr Ende.

Plötzlich stand die Leiter in Flammen. Ich konnte es einfach nicht mehr schaffen, den rettenden Ausstieg zu erreichen, obwohl Suko mir seine Arme entgegenstreckte. Der Hubschrauber gewann zusätzlich an Höhe, so daß es nur eine Frage von Sekunden sein konnte, wann wir in die Tiefe stürzten ...

Der Haß bestand seit Ewigkeiten!

Der Haß zwischen ihm, dem Eisernen Engel, und dem Höllenvurm Izzi. Sie waren nie direkt zusammengetroffen, das Geschick der Mächte hatte es nicht zugelassen, aber der eine wußte von dem anderen alles.

Izzi, der Höllenvurm, der im Erdinnern auf der Lauer lag, hatte genau gespürt, für was sich der Eiserne Engel so sehr interessierte.

Ihm ging es um das magische Pendel!

Es war nicht einmal etwas Besonderes. Wer es zum erstenmal sah, hätte kaum etwas damit anfangen können. Ein roter Stein, der an einer Lederschnur hing.

Das war alles.

Doch man irrte sich. Das magische Pendel besaß eine ungeheim starke Kraft. Geschaffen von den Großen Alten, war es Izzi mitgegeben worden, damit er sich die Wesen der Erde Untertan machen konnte. Da er das Pendel besaß, gehorchten sie dem Höllenwurm auch und stiegen an die Oberfläche, wenn er es wollte.

Das alles war dem Eisernen Engel bekannt. Er wußte ferner, daß Izzi, wenn er erschien, auch das Pendel mitbringen würde. Aus diesem Grunde war der Eiserne so sehr hinter dem Höllenwurm her, denn wenn er auftauchte, wollte auch der Eiserne Engel zur Stelle sein.

Noch hielt sich Izzi zurück. Aber seine Zeit war reif. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, denn Belphégor, der Hexer mit der Flammenpeitsche, war zurückgekehrt, und mit ihm hatte sich Izzi verbündet.

Die Großen Alten hatten jetzt Belphégor in ihre Dienste gestellt. Sie sorgten dafür, daß er *noch* mächtiger wurde, nur war er nicht mehr so wie damals.

Er hatte ein anderes Aussehen angenommen. Es war so schrecklich, daß er sich hinter einer Ledermaske verbarg und auch eine ähnliche Kleidung trug.

Nur die kalten, grausamen Augen waren geblieben. Ein markantes Zeichen für den Hexer mit der Flammenpeitsche. Der Eiserne Engel erfuhr vieles. In der Schlucht der stummen Götter, wo die uralten Gesichter der Weisen im Gestein der spitz zulaufenden Berge zu sehen waren, dort befand sich seine eigentliche Heimat. Die stummen Götter waren die Gegenspieler der Großen Alten. Der Kampf gegen sie war unbeschreiblich gewesen damals, noch weit vor der Zeitrechnung. Die Großen Alten hatten die Auseinandersetzung für sich entscheiden können, aber es war ihnen nicht ge-

lungen, die Götter völlig zu vernichten. In ein Refugium der Weißen Magie - in die Schlucht der stummen Götter - hatten sie die Gegner hineintreiben können. Dort würden sie weiter existieren können, bis ans Ende aller Zeiten, ohne allerdings eine Chance zu haben, irgendwann einmal befreit zu werden. Sie konnten nur Botschaften verteilen, Warnungen ausgeben, und sie hatten ihren Sohn, den Eisernen Engel, gewarnt. Völlig allein stand er gegen die Großen Alten. Im Karussell der Dimensionen trieb er sich herum und griff hin und wieder auch in der normalen Welt ein, wenn die alte Voralantische Magie zu stark wurde.

Wieder bahnte sich etwas an. Die Signale, die der Eiserne Engel aufgefangen hatte, waren Warnung genug gewesen. Eine ihm unbekannte Frau hatte Kontakt zu ihm gefunden, und sie hatte ihn vor Belphégor und Izzi gewarnt.

Der Eiserne mußte sich entscheiden.

Um Belphégor sollte sich John Sinclair kümmern, der Eiserne Engel jedoch wollte einzig und allein Izzi und damit auch das magische Pendel.

Glaubten auch viele daran, daß Izzi in Paris dem Ruf des Belphégor folgen würde, so war das ein Irrtum. Der Eiserne Engel wußte es besser. Dämonen hatten seit jeher geschickt falsche Spuren gelegt.

So auch hier.

Izzi würde nicht in Paris erscheinen. Das war nur als ein mörderisches Ablenkungsmanöver gedacht. Er hatte sich einen anderen Ort ausgesucht.

Die Alpen!

Und noch jemand wußte Bescheid.

Lady X, der weibliche Vampir. Nach wie vor hockte sie in der versteckten Höhle inmitten der Anden. Diesmal hielt sie nicht ihre Maschinenpistole fest, sondern den Würfel des Unheils.

Wie die Kugel der Tanith, so zeigte auch der Würfel Bilder. Er reagierte wie ein Seismograph. Gab es irgendwo auf der Welt eine starke magische Strömung, so konnte sie von dem Würfel genau erfaßt werden, wenn man sich auf ihn konzentrierte.

Und das tat Lady X.

Sie hatte es in der letzten Zeit sehr gut verstanden, diesen Würfel zu beherrschen, sie konnte in ihn hineinschauen wie in ein Fenster, und sie sah auch, was sich in Paris abspielte. »Belphégor und Sinclair!« flüsterte sie. »Hoffentlich bringt ihr euch gegenseitig um!« Dir finstere Lachen hallte durch die Höhle und ließ Vampiro-del-mar herumfahren.

»Was ist mit Izzi?« fragte er.

Da lachte Lady X. »Er und das magische Pendel erscheinen woanders. Aber ich sage euch, wir werden dabeisein, nicht wahr, Xorron!«

Die Horrorgestalt nickte und entblößte ihr mörderisches Stahlgebiß ...

Die Strickleiter war trocken, das Feuer fraß sich rasend schnell voran, und ich fragte mich, ob ich einen Sturz aus dieser Höhe unverletzt überstehen würde.

Nie!

Was blieb mir?

Die Kufen? Himmel, die Kufen. Ich mußte versuchen, sie zu erreichen. Wenn mir das gelang, war alles in Butter, denn noch hielt die Leiter.

Ich gab mir selbst Schwung, sah Sukos entsetztes Gesicht und wuchtete meinen Körper dann vor. Dabei betete ich, daß der Pilot die Maschine ruhig hielt und sie nicht ausgerechnet jetzt zur Seite wegkippen ließ.

Ich hatte mir ein wenig zuviel Schwung gegeben. Nicht nur meine Arme hieben gegen die Kufe, auch mein gesamter Körper prallte gegen sie, und sofort rutschte ich ab.

Mit allen Fingern packte ich nach. Ein verzweifelter Hangeln nach Halt, den ich dann fand, und ich spürte den Ruck, der durch meinen Körper fuhr.

Geschafft!

Für den Moment war ich gerettet. Ich hing an der Kufe wie ein Turner am Reck. Das Gewicht meines Körpers zog mich nach unten, die Beine schlangen noch aus, mir gelang es, den Kopf zu drehen, und ich bekam deshalb etwas Schauriges mit.

Das Feuer hatte mich nicht erfaßt, dafür aber einen meinen Verfolger. Seine Schreie waren schrecklich. Er stand in Flammen und segelte mit dem brennenden Material der Strickleiter zusammen in die Tiefe. Den Aufschlag wollte ich nicht sehen, und ich mußte mich auch um den zweiten Verfolger kümmern.

Der hatte es geschafft.

Wie auch mir war es ihm ebenfalls gelungen, dem Feuer zu entgehen. Und er hing mit mir zusammen an der Hub-schrauberkupe. Rechts von mir hatte er seinen Platz gefunden. Wenn ich den Kopf in diese Richtung drehte, sah ich sein verzerrtes Gesicht, in dem nicht einmal Angst oder Hilflosigkeit geschrieben stand, sondern Haß.

Er stand voll unter Belphégors Bann. Der Hexer mit der Flammenpeitsche diktierte das Geschehen, und er würde durch die Taten seiner Diener neue Maßstäbe setzen.

Ich hielt mich an der Kufe mit allen zehn Fingern fest. Bei dem Dämonendiener war das nicht der Fall. Er hatte um die Kufe seinen Arm gelegt. Es war der linke, den rechten konnte er frei bewegen, doch die Hand hielt nicht mehr die Peitsche.

Wahrscheinlich hatte er sie verloren, aber er haßte mich auch ohne die Peitsche, das las ich von seinen Augen ab. Wahrscheinlich würde der Mann versuchen, mich von meinem Halt zu reißen.

Ich hörte Sukos Stimme. Der Inspektor mußte schon

brüllen, um das laute Knattern der Rotorblätter zu übertönen. Zudem schrie er noch gegen das Geräusch des Motors an. Ich antwortete ebenfalls mit einem Schrei und hoffte, von Suko verstanden zu werden.

Dann schlug der andere nach mir. Glücklicherweise war die Distanz zwischen uns zu groß. Die Faust verfehlte mich und hämmerte auf die Kufe. Der Mann stieß aufgrund dieses Fehlschlags eine Verwünschung aus, die ich allerdings nicht verstand.

Ich nahm mir einen Augenblick Zeit und schaute in die Tiefe. Wir hatten uns vom Grund ein ziemliches Stück entfernt, die einzelnen Personen konnte ich kaum noch erkennen, sondern sah nur die flackernde Flammenwand über den Köpfen der Dämonendiener. Das offene Karree existierte nicht mehr, die Reihen waren auseinandergezogen, die Menschen liefen aufgeregt hin und her, und ihre Schreie erreichten mich auch nicht mehr.

Links von mir lag der gewaltige Turm im angestrahnten Licht der Scheinwerfer. Obwohl der Hubschrauber auch nicht gerade klein war, kam er mir im Vergleich zu dem gigantischen Bauwerk wie eine Mücke vor.

Ich sah auch den Dämon Belphégor. Er hatte die Plattform nicht verlassen, mußte sich aber furchtbar aufregen, denn er schleuderte seine flammende Peitsche wild und entschlossen in das Dunkel der Nacht. Als die Riemen auseinanderfächerten, hatte ich das Gefühl, als würde die Dunkelheit von brennenden Blitzen geteilt.

Ewig konnte ich nicht an der Kufe hängenbleiben. Ich spürte bereits sehr stark mein Gewicht, zudem hing ich nicht ruhig, sondern schwang hin und her, weil Windstöße in unregelmäßigen Abständen gegen meinen Körper brandeten.

Sie schüttelten mich durch. Ich schwang mal vor, dann wieder zurück, und als ich ein Bein abspreizte, da traf ich meinen Widersacher an der Hüfte.

Hatte er Angst, oder war es der Haß, der sein Gesicht so verzerrte? Ich konnte es nicht sagen und kümmerte mich im Augenblick auch nicht um ihn, denn der Pilot zog den Hubschrauber weiter hoch. Ich schaute gleichzeitig nach unten und sah plötzlich die starken Scheinwerferstrahlen, die von allen vier Seiten durch die Dunkelheit schossen und die versammelten Menschen trafen.

Die Polizei griff ein.

Der Zeitpunkt war gut gewählt. Wahrscheinlich hatte Suko dem Piloten des Hubschraubers Bescheid gegeben, und der Mann stand sicherlich in direkter Verbindung mit dem Einsatzleiter Kommissar Fleuvee.

Als ich meinen Blick weiter in den Park richtete, sah ich auch das zuckende und rotierende Licht der Polizeiwagen. Da mußten Hundertschaften eingesetzt worden sein, denn immer mehr Wagen fuhren in den Park hinein.

Ein Bild, das ich nie vergessen werde, bot sich meinen Augen, während der Hubschrauber nicht mehr stieg, sondern seinen Kurs veränderte und jetzt in Richtung Norden abdrehte.

Ich wußte nicht, wo er hinwollte, es war auch egal, denn der Pilot kannte sich besser aus als ich. Ich hoffte nur, daß er nicht zu einem Rundflug über Paris gestartet war.

Da war noch mein Gegner.

Besessen in seinem Haß und unbelehrbar, denn er stand unter dem Einfluß des Belphegor. Und er wollte mich unbedingt in die Tiefe stürzen. Er trat nach mir.

Ich zog die Beine an und wich aus. Aber der andere gab nicht auf. Er klammerte sich zwar fest, aber er ruckte dabei näher zu mir heran. An die Gefahr, in die er sich durch diese Manöver selbst begab, dachte er nicht mehr.

Zur Verteidigung unternahm ich nichts, da ich meine Hände nicht von der Kufe nehmen konnte. Wie im Krampf hatten sich die zehn Finger darum geschlossen.

Auch schnitt die Kante der Kufe hart in mein Fleisch. Es

hätte mich nicht gewundert, wenn meine Hände geblutet hätten, so scharf war das Metall.

»Lassen Sie es!« brüllte ich meinem Gegner zu.

Doch er wollte nicht hören und trat abermals zu.

Diesmal hatte er mehr Glück und erwischte mich am rechten Oberschenkel. Der Treffer tat weh. Ich steckte ihn jedoch weg und konnte einem zweiten Tritt durch eine schnelle Pendelbewegung ausweichen.

In diesem Augenblick änderte der Pilot den Kurs. Der Hubschrauber flog in eine Rechtskurve, legte sich dabei ein wenig auf die Seite und ging gleichzeitig tiefer.

Ich konnte die Bewegung des Hubschraubers aushangeln. Meinem Gegner gelang dies nicht.

Durch die Drehbewegung des Hubschraubers geriet er ins Rutschen, bekam plötzlich Angst, wollte nachgreifen und verfehlte die Kufe.

Ich hörte ihn nur noch schreien, dann verschwand der Körper blitzschnell vor meinen Augen.

Den Aufprall konnte ich sehen, denn er fiel nicht auf den Boden, sondern rauschte in das Geäst eines Baumes.

Dann sah ich nichts mehr, da wir weiterflogen und uns immer mehr dem Erdboden näherten.

Ich glaubte, Sukos Schreie zu vernehmen, gab allerdings keine Antwort, ich betete nur, daß ich so rasch wie möglich von dieser verdamnten Kufe wegkam.

Der Pilot flog einen Teil des Parks an, wo kaum Bäume standen, die eine sichere Landung gefährden konnten. Wir glitten über die Einsatzfahrzeuge hinweg, ich sah Polizisten, die nach oben schauten und mich wohl sahen, dann sackte die Maschine noch tiefer, bis sie plötzlich in einer gewissen Höhe gehalten wurde.

Jetzt mußte ich springen.

Ein wenig krampfte sich bei mir das Herz zusammen, als ich nach unten blickte. Dennoch zögerte ich nicht länger und ließ los.

Fall und Aufprall.

Fast in derselben Sekunde geschah dies. Ich kam mit den Hacken zuerst auf, kippte nach hinten, rollte mich allerdings sofort zusammen und über die Schulter ab, so daß ich mir bei diesem Sprung nichts verstauchte oder brach.

Der große Hubschrauber flog noch ein Stück weiter, bevor der Pilot ihn sanft zu Boden gleiten ließ.

Ich aber war liegengeblieben, holte Luft und spürte meine Arme nicht mehr. Sie schienen an den Schultergelenken ausgerissen worden zu sein.

Aber ich hatte den Flug überstanden.

Der Rotorwind fegte noch über den Platz, traf auch mich und blähte meine Kleidung auf.

Dann hörte ich Sukos Stimme.

»John, John!« schrie der Inspektor. Laut schreiend rannte er auf mich zu, blieb neben mir stehen, bückte sich und half mir auf die Beine. »Bist du in Ordnung?«

»So halb-dreiviertel«, erwiderte ich und verzog das Gesicht.

»Freiwillig mache ich sowas nicht noch mal«, erklärte ich meinem Partner und bewegte meine Arme.

Sie schmerzten in den Schultergelenken. Zu lange hatten sie mein Gewicht aushalten müssen.

Wir blieben nicht lange allein. Zahlreiche Polizisten rannten auf uns zu. An der Spitze sah ich den Kommissar. Er hatte sich einen Mantel übergestreift, der ihm bis zu den Kniekehlen reichte, vorn nicht geschlossen war und wie eine graue Fahne aufschwang.

»Sinclair!« schrie er. »Mensch, sind Sie denn wahnsinnig? Sie verrückter Typ!«

Ich hob die Schultern. »Was hätten wir machen sollen?«

Keuchend blieb er stehen. »Wenn der Hubschrauber nicht gewesen wäre, hätte der Mob euch zerstampft.«

»Was ist überhaupt mit den Leuten?« fragte ich.

Fleuvee drehte sich um. Wir hörten das dumpfe Krachen von Waffen. »Tränengas«, erklärte der Kommissar. »Ich habe

angeordnet, daß Tränengasgranaten verschossen werden.« Er schüttelte den Kopf. »So einen Wahnsinn habe ich noch nie erlebt.« Dann meldete sich das Sprechgerät, das er in seiner Jackentasche trug. Er zog es hervor und hörte zu. Ich verstand die Meldung nicht, denn der Mann sprach zu schnell. Der Kommissar antwortete schließlich: »Treibt sie unter dem Turm zusammen.« Danach wandte er sich an uns. »Es ist ein Unding, wirklich, Messieurs. Eine Sache, über die ich nicht hinwegkomme. Da werden Menschen manipuliert, da werden sie angestachelt, und sie folgen dem Schreier blindlings. Und das in der heutigen Zeit.«

»Sie vergessen, daß es sich bei Belphégor um einen Dämon handelt«, hielt ich ihm entgegen.

»Das darf man niemandem sagen.«

»Machen die Leute denn Schwierigkeiten?« fragte Suko.

Fleuvee lachte. »Jetzt nicht mehr, wo wir das Tränengas eingesetzt haben. Zuvor mußten wir auf Distanz bleiben, denn sie griffen uns rigoros an.«

Ich hob meinen rechten Arm und spürte wieder die schmerzende Schulter. »Noch eine kleine Frage hätte ich. Könnten wir noch einmal den Hubschrauber benutzen?«

»Wofür?«

Ich wies mit dem Kopf in Richtung Eiffelturm. »Da steht noch jemand, um den ich mich gern kümmern würde.«

Suko nickte bestätigend zu meinen Worten.

»Aber das ist Wahnsinn!«

»Vielleicht. Doch bedenken Sie, Fleuvee, wir müssen Belphégor kriegen, bevor er noch mehr Unheil anrichtet.«

Fleuvee nickte. »Das sehe ich ein, aber die Gefahr ...«

»Mein lieber Freund«, sagte ich, »wir haben schon in schlimmeren Situationen gesteckt.«

»Bon, wenn Sie unbedingt wollen ...« Er wandte sich ab, lief zur Maschine, um mit dem Piloten zu sprechen.

»Das ist ein guter Mann. Er versteht sein Handwerk. Hat auch schon in der Legion geflogen«, klärte mich Suko über

den Piloten auf. »Wirklich, John, wir können uns auf ihn verlassen.«

»Das ist gut.«

Fleuvee war an der Maschine stehengeblieben. Jetzt winkte er uns zu, rüberzukommen.

Wir ließen uns nicht lange bitten. Als der Pilot mich sah, verzog er sein sonnenbraunes Gesicht zu einem Grinsen.

»Na, Sie Kufenflieger!« sprach er mich an. »War es gut?«

»Toll. Ich habe mich gefühlt wie Münchhausen auf der Kanonenkugel.«

»Dann hängen Sie sich doch einfach direkt wieder dran!«

»Nein, das wäre schlecht. Wenn wir das noch einmal machen, laufe ich wie ein Gorilla herum, mit doppelt so langen Armen.«

Wir lachten alle drei.

Doch als der Pilot startete, wurden wir wieder ernst.

Belphégor mußte in seine Schranken verwiesen werden ...

Die Polizisten hatten die dämonischen Diener inzwischen unter ihre Kontrolle gebracht. Wir sahen es, als wir über ihnen schwebten. Vor dem Eiffelturm hielt sich niemand mehr auf.

Es war doch ein angenehmeres Fliegen als beim ersten Mal, als ich an einer Kufe hing. Zwar mußten wir auch laut reden, um uns verständigen zu können, aber wir brauchten nicht mehr so zu schreien.

Der Pilot nahm den direkten Kurs auf den Turm zu.

»Was sind denn das für Schatten?« rief er plötzlich.

»Wo?« fragten Suko und ich fast gleichzeitig.

»Da, schräg über uns.«

Jetzt schauten wir auch in die Richtung. Im ersten Augenblick erkannten wir nichts, bis der Pilot den Suchscheinwerfer einschaltete. Er konnte ihn von der Kanzel aus bedienen, drehen und kippen, und so stach er wie eine breite,

helle Lanze in die Dunkelheit. Schräg schnitt er in den Himmel.

Fledermäuse - zwei Riesenvampire!

»Verdammt!« stießen Suko und ich wie aus einem Mund hervor. Danach schwiegen wir, denn es war mehr als eine Überraschung für uns, diese gewaltigen Blutsauger um den Eiffelturm fliegen zu sehen.

»Die roten Vampire«, sagte mein Freund. »Dann mischt die Mordliga auch noch mit!«

Es war nicht die Zeit, in Depressionen zu verfallen. Wir wußten nicht, was die beiden Fledermäuse vorhatten, aber friedliche Absichten hegten sie nicht, da waren wir uns sicher. Nein, die würden uns Arger bereiten.

Im Augenblick war Belphegor vergessen, wir sahen nur die Fledermäuse und das leichenbasse Gesicht des Piloten. »Was hat das denn zu bedeuten?« keuchte er.

»Vampire!« erwiderte ich lakonisch.

Der Mann schluckte. »Sind Sie sicher?«

»Ja, wir kennen sie.«

»Und jetzt?«

»Friedlich sind die beiden bestimmt nicht«, sagte ich,

»Wahrscheinlich werden sie uns sogar angreifen.«

»Dann müssen wir landen!«

»Das würde ich noch hinauszögern«, gab ich zurück. »Wir müssen zusehen, daß wir sie vom Hubschrauber aus erwischen.«

»Wie wollen Sie das denn anstellen?«

»Indem wir die Tür öffnen.«

Da wurde er noch blasser. Ich hatte mich schon erhoben und die Beretta gezogen, Suko tat es mir nach. Er hatte den näheren Weg zum Ausstieg. Bevor er ihn aufriß, bat er den Piloten, die Geschwindigkeit zu drosseln.

Trotzdem fegte der Wind heftig ins Innere des Hubschraubers. Wir mußten uns festhalten, denn ein gefährlicher Sog war entstanden.

Ich kniete am Boden und hielt mich mit der linken Hand an einem Haltegriff fest.

Vom Grund her drangen Schreie und Abschüsse an unsere Ohren. Sie klangen eigentümlich dumpf, als wären sie meilenweit entfernt.

»Gehen Sie höher!« schrie ich dem Piloten zu. »Aber vorsichtig und nicht zu schnell!«

»Und dann?«

»Halten Sie den Kurs bei!« Ich hatte genau gesehen, daß die roten Vampire noch über uns ihre Kreise zogen. Ihre Schwingen hatten sie ausgebreitet. Es waren gewaltige Flügel, dazwischen befand sich ein relativ kleiner Kopf mit stechenden, roten Augen.

Obwohl die Vampire einen roten Körper hatten, sahen sie in der Dunkelheit schwarz aus, und sie verschmolzen fast mit dem Himmel.

Es waren gewaltige Untiere, die immer größer wurden, je mehr wir uns ihnen näherten.

Bisher hatten wir uns nur auf einen der Vampire konzentriert, der zweite hielt sich immer im Hintergrund. Plötzlich aber flog er heran.

Und dann sahen wir etwas, das unseren Atem stocken ließ. Auf der fliegenden Fledermaus, dicht hinter dem Kopf, saß eine Gestalt und schwang die flammende Peitsche.

Belphégor!

Er und der rote Vampir!

Welch eine höllische Symbiose! Hatte sich denn in diesen Augenblicken alles gegen uns verschworen? Waren plötzlich die dämonischen Gesetze nicht mehr gültig? Arbeiteten auf einmal alle zusammen? Die Mordliga, Belphégor, die Großen Alten und wer weiß ich nicht noch alles?

Suko war genauso überrascht, wie ich mit einem schnellen Seitenblick auf meinen Partner feststellte. Auch sein Gesicht

zeigte Erstaunen, denn damit hätte er weiß Gott nicht gerechnet.

Belphégor mußte von einem unheimlichen Vernichtungswillen getrieben werden, wenn er sich auf solche haarsträubenden Dinge einließ. Dabei mußte er wissen, daß wir sein Reit- und Flugtier mit unseren Silberkugeln vernichten konnten.

Die beiden Vampire machten es geschickt. Sie hielten stets den gleichen Abstand ein, dabei deckte der erste Blutsauger den zweiten sehr geschickt ab, so daß wir an Belphégor mit unseren Kugeln kaum herankamen.

Dann schoß Suko.

Er hatte die etwas bessere Position eingenommen. Der Abschußknall wurde von den lauten Motor- und Rotorgeräuschen verschluckt, ich sah nur das fahle Aufblitzen vor der Mündung, und im nächsten Augenblick zuckte der erste Vampir unter einem Schlag zusammen.

Sein Flug wurde zwar nicht gestoppt, er driftete jedoch zur Seite weg und kippte.

Das war das Zeichen für Belphégor. Denn nun griff der Hexer mit der Flammenpeitsche an.

Er schlug nach uns.

Eine lächerliche Sache, wenn man die Entfernung bedachte, die zwischen ihm und dem Hubschrauber lag. Doch wir hatten uns getäuscht, die Flammenpeitsche konnte noch mehr.

Das Feuer machte sich selbständig.

Plötzlich lösten sich die drei Flammenzungen von der Peitsche und wischten auf den Hubschrauber zu, so daß wir uns innerhalb von Sekunden in einer tödlichen Gefahr befanden. Zugleich kam der erste Vampir näher. Tödlich getroffen, mobilisierte er noch alle Kräfte und bewegte sich im Taumelflug auf den Hubschrauber zu. Wenn er diese Richtung beibehielt, würde er zwischen die sich drehenden Rotorblätter geraten und den Hubschrauber zum Absturz bringen.

All diese Dinge wurden uns innerhalb weniger Atemzüge klar, und wir mußten uns blitzschnell entscheiden. Da waren vor allen Dingen die Flammenzungen, die momentan die größte Gefahr darstellten. Wie brennende Aale schwebten sie durch die Luft und glitten an den Vampiren vorbei.

»Runter!« schrie Suko.

Der Pilot war zwar ein alter Kriegsveteran und harter Bursche, aber so etwas wie hier hatte er sicherlich noch nicht erlebt. Diesen Teufelskreis konnte er nicht begreifen. Ob er es nun erfaßte oder nicht, das spielte keine Rolle, Hauptsache, er reagierte richtig.

Und das tat er.

Plötzlich sackte die Maschine.

Er hatte sie einfach fallen lassen. Suko und ich, die wir an der offenen Tür hockten, taten gut daran, uns festzuklammern, denn der plötzliche Ruck hätte uns aus der Maschine schleudern können, die jetzt abgefangen und in einen Kreis gelegt wurde, wobei wir ziemlich dicht über den herbstlich bunten Baumkronen hinwegflogen. Es entstanden Luftwirbel, die Blätter von den Ästen und Zweigen fegten.

Unser Suchlicht rotierte, geisterte durch den Park, Eindrücke entstanden, verschwanden sofort wieder, und mir fiel auf, daß die glühenden Lanzen uns nicht getroffen hatten. Ein herrlicher Wahnsinn!

Dann kam der Schatten. Torkelnd, taumelnd fiel er vom Himmel, ein gewaltiges Etwas.

Der Riesenvampir!

Wir wären nicht mehr rasch genug weggekommen. Zum Glück jedoch fiel der Blutsauger nicht auf unseren Hubschrauber und nicht in die rotierenden Blätter hinein, seine sich schon auflösende Gestalt verschwand im Blatt- und Astwerk der Bäume.

Der bereitete uns keinen Ärger mehr, denn Suko hatte ihn tödlich getroffen. Eine kleine Meisterleistung, aus dem flie-

genden Hubschrauber zu feuern und derart genau zu treffen. Aber noch existierten Belphegor und der zweite Vampir. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß der Hexer mit der Flammenpeitsche so leicht aufgeben würde.

»Sehen Sie zu, daß Sie irgendwo landen können!« rief ich dem Piloten zu, und der nickte.

Ich schaute aus dem offenen Einstieg. Lichter im Park. Unzählige Wagen mußten inzwischen eingetroffen sein. Das Blaulicht rotierte auf den Dächern und gab der Szene einen gespenstischen Anstrich.

Lautsprecherstimmen brüllten durch die Nacht. Dumpfe Abschüsse der Waffen. Nebel zogen in dicken trägen Schlieren durch die herbstlich gefärbte Landschaft. Es war kein normaler Nebel, er stammte von den Tränengasgranaten, die gegen die Besessenen eingesetzt wurden. Der Pilot hatte seinen Schrecken einigermaßen überwunden und sich wieder gefangen. Er unterbreitete uns seine Idee, wo er den Hubschrauber landen wollte.

»Es gibt hier einen Pier nahe der Seine. Dort kann ich die Maschine aufsetzen. Wir müßten allerdings um den Turm herum.«

»Machen Sie!« rief ich.

Während ich mich mit dem Mann unterhielt, schaute sich Suko um. Er suchte den Hexer mit der Flammenpeitsche, doch Belphegor war nicht mehr zu sehen, wie mein Freund meldete.

Ich schaute ihn rasch an. »Ob er das Weite gesucht hat?«

»Kann ich mir kaum vorstellen, John. So leicht gibt dieser Hundesohn nicht auf.«

Da hatte mein Partner recht.

Wir blieben weiterhin am offenen Ausstieg, als der Pilot die Maschine in die Höhe zog. Der Hubschrauber folgte willig jedem Handgriff, und rasch stiegen wir hinein in die Schwärze der Nacht. Wir verschwanden sogar dem Widerschein der Fackeln und hatten wenig später den

Eindruck, von einem dunklen Tuch umgeben zu sein. Abermals ragte das gewaltige Gerüst des Eiffelturms vor uns auf. Wie uns der Pilot erklärt hatte, wollte er um das Bauwerk herum. Zum Greifen nahe sahen wir die Stahlträger. Nur von dem zweiten Vampir und damit auch von Belphegor entdeckten wir nicht die geringste Spur. Sie schienen sich in Luft aufgelöst zu haben.

Suko glaubte ebenfalls nicht, daß sich der Hexer verkrochen hatte. »Der wird eingesehen haben, daß er nicht mehr viel reißen kann«, erklärte mir mein Partner.

»Aber wo steckt er dann?«

»Wenn ich das wüßte, wäre mir wohler.«

Obwohl Belphegor nicht zu sehen war, blieben wir nach wie vor sehr mißtrauisch. Bei diesem Dämon mußten wir mit allen Tricks rechnen, vor allen Dingen mit Angriffen aus dem Hinterhalt.

Wir wurden enttäuscht. Kein Dämon zeigte sich. Er hatte es sich anscheinend überlegt, und wir gelangten allmählich zu der Überzeugung, seinen Angriff abgeschmettert zu haben. Suko rammte den Einstieg zu. Der Pilot gestattete sich ein Lächeln. Auch er war erleichtert. In den letzten Minuten mußte für ihn ein Weltbild zusammengestürzt sein, denn mit übersinnlichen Dingen hatte er bisher in seinem Leben bestimmt noch keine Bekanntschaft gemacht.

Suko und ich waren in Schweiß gebadet. Die Anstrengung stand auf unseren Gesichtern. Als wir an dem Turm vorbeiflogen, da sahen wir unter uns das Band der Seine. Wir hatten gute Sicht, konnten zahlreiche Brücken erkennen, die zum Teil erleuchtet waren und aussahen wie helle Ketten.

Schon bald sahen wir den Platz, den sich unser Pilot für die Landung ausgesucht hatte.

Sanft schwebten wir dem Grund entgegen. Es war ein gutes Gefühl zu wissen, daß jetzt nicht mehr viel passieren konnte. Als die beiden Kufen Bodenkontakt hatten, atmeten wir auf. Die Stahlblätter des Rotors liefen aus, als wir den Hub-

schrauber verließen, und ich muß ehrlich gestehen, daß mir die Knie zitterten, als ich neben der Maschine stand und die kalte Luft einatmete.

Suko erging es ähnlich, dem Piloten nicht anders. Er schüttelte den Kopf und reichte uns die Hand.

»Wieso?« fragte ich.

»Ich habe viel erlebt«, sagte er mit seiner tiefen Baßstimme.

»Aber so etwas noch nicht. Wenn ich das beim Veteranentreffen erzähle, glaubt es mir kein Mensch.«

»Lassen Sie es bleiben! Es führt zu nichts.«

Der Mann hob die Schultern. »Vielleicht haben Sie recht.«

Dann bat er: »Sagen Sie mal, was ist jetzt mit Ihrem komischen Flammenmenschen da geschehen?«

»Wenn wir das wüßten, wäre uns wohler«, erwiderte ich.

»Das ist doch alles nicht normal!«

»Nun, wir haben einen Job, der auch nicht normal ist, Monsieur.«

Er nickte heftig. »Das habe ich erlebt.« Dann meldete sich das Sprechgerät, das der Mann bei sich trug. Er zog es aus der Tasche und zog die Antenne heraus.

Auch wir vernahmen die Stimme des Kommissars.

Fleuvee wollte uns sprechen. Zuvor erkundigte er sich, ob wir alles überstanden hätten.

Der Pilot bejahte, bevor er mir das flache Gerät überreichte und ich mit dem Kommissar reden konnte.

»Was ist geschehen, Sinclair?« Wie immer zog er die letzten Buchstaben meines Namens in die Länge.

Ich erklärte es ihm in wenigen Worten.

Fleuvee war sprachlos. Als er die Sprache dann zurückgefunden hatte, vernahm ich eine gute Nachricht. Den Einsatzkräften war es gelungen, die Menschen unter Kontrolle zu bekommen. Es hatte zum Glück keine Toten gegeben, bis auf den einen, der von der brennenden Strickleiter abgestürzt war. Der andere war nur verletzt, wie auch dreizehn andere Menschen.

»Was ist denn jetzt mit ihnen?« wollte ich wissen.
»Sie scheinen wieder normal zu werden oder sind es teilweise schon. Die Leute schauen ziemlich dumm aus der Wäsche. Ich suche nur noch nach einer offiziellen Erklärung. Wissen Sie da keinen Rat, Kollege?«
Ich überlegte eine Weile. Suko, der mitgehört hatte, meinte schließlich: »Kann man es nicht so drehen, daß die Leute irgendwie unter Drogen gestanden haben? Das ist doch heutzutage leider schon normal.«
Ich sprach mit dem Kommissar über diesen Vorschlag. Fleuvee war recht angetan. »Bon, mes amis, ich versuche es so zu drehen. Wann sehen wir uns?«
»Wenn es geht, so rasch wie möglich«, erwiderte ich. »Wir fliegen dann zu Ihnen.«
»Ich warte.«
Auch unser Pilot hatte mitgehört. Er wandte sich um und kletterte wieder in die Maschine, deren Positionsleuchten weiterhin brannten und auf die Oberfläche des Flusses abwechselnd rote, grüne und weiße Lichtfetzen legten. Ich schlug Suko auf die Schultern. »Komm, Alter, die nächste Runde wird eingeläutet.«
Der Inspektor schaute zum Turm hin. »Wir müssen noch einmal zurück und deinen Bumerang suchen.«
Daran hatte ich auch schon gedacht. Wobei ich hoffte, daß wir dies später erledigen konnten.

Der Kommissar winkte mit beiden Armen, als sich der stählerne Vogel dem Boden entgegensenkte. Durch den Wind zitterten sogar die Barthaare des Polizisten. Als wir ausstiegen, sah ich deutlich die Erleichterung auf Fleuvees Gesicht. Er rannte auf uns zu und schüttelte uns beide Hände.
»Mann, habt ihr ein Glück gehabt.«
»Das gehört dazu«, sagte ich. Dann wies ich auf unseren Piloten. »Auch er hat sich ausgezeichnet gehalten.«

»Das ist einer unserer Besten. Nicht wahr, Jacques?«
Der ehemalige Legionär winkte ab und zündete sich eine Schwarze an. Bei Fleuvee hing sie natürlich im Mundwinkel.

»Wie sieht das denn überhaupt aus?« fragte der Kommissar.

»Dieser Belphégor ist uns entkommen, oder sehe ich das falsch?«

»Nein, das sehen Sie überhaupt nicht falsch. Wir haben es nicht geschafft.«

»Aber keine Niederlage.« Fleuvee schüttelte den Kopf.

»Denken Sie an die fast 600 Leute. Daß da nicht mehr passiert ist, grenzt schon an ein Wunder.«

Da gab ich ihm recht.

»Nur eins liegt mir noch auf der Seele, Kommissar.«

»Befreien Sie sich davon, Kollege«, erwiderte er leutselig.

»Mein Bumerang liegt wahrscheinlich noch auf der Plattform des Eiffelturms. Ich hatte ihn gegen den Dämon geschleudert, doch leider nicht getroffen ...«

»Den werden wir schon finden. Wir müssen sowieso den Turm ...« Er sprach nicht weiter, denn einer seiner Leute kam voller Aufregung zu ihm gelaufen.

»Monsieur le Commissaire, da ist jemand, der Sie unbedingt sprechen will!«

Unwillig drehte sich Fleuvee um. »Ich habe doch angeordnet, daß ich nicht gestört werden will!«

»Aber die Frau läßt sich nicht abwimmeln.«

»Eine Frau?«

»Ja.«

Fleuvee drehte sich wieder zu uns um. »Wahrscheinlich eine Pressetante. Die habe ich sowieso gefressen. Sie geben sich unheimlich emanzipiert, diese ...«

»Hat sie ihren Namen gesagt?« erkundigte sich Suko.

Der Polizist nickte heftig. »Sie heißt Tanith und ...«

»Was?« unterbrach ich ihn. »Tanith? Schicken Sie die Dame sofort zu uns.«

Der gute Mann wußte nicht, was er tun sollte, denn er schaute fragend seinen Chef an.

»Ist das nicht diese komische Hellseherin?« fragte der Kommissar.

»Genau.«

Fleuvee verzog das Gesicht. »Begeistert bin ich ja nicht gerade, aber wenn Sie es meinen ...«

»Und wie«, sagte ich.

»Gehen Sie schon, holen Sie die Dame her«, meinte Fleuvee und winkte gleichzeitig ab.

Wenig später kam Madame Tanith auf uns zu. Sie hatte sich einen leichten Mantel übergestreift. Ihr dichtes, langes Haar war vom Wind zerzaust, das Gesicht schimmerte bleich in der Dunkelheit. Als sie uns jetzt sah, atmete sie auf. »Gut, daß Sie alles überstanden haben«, flüsterte sie und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Hier ist ja die Hölle losgewesen.«

»Das können Sie laut sagen«, erwiderte ich. »Aber was ist mit Ihnen, Madame?«

Tanith warf dem Kommissar einen schrägen Blick zu. »Sie leiten den Einsatz, Fleuvee?«

»Ja. Woher kennen Sie mich?«

Tanith lächelte schmal. »Hin und wieder lese ich auch Zeitungen, mein Lieber.«

»Kommen Sie zur Sache!« forderte der Kommissar die Wahrsagerin auf. Er mochte die Frau nicht und ließ sie das spüren.

»John, Suko, es geht um euch. Ich hatte es noch einmal versucht. Und ich habe tatsächlich Kontakt bekommen.«

»Mit Belphegor?« fragte ich rasch.

»Nein, mit einem anderen, einem fliegenden Menschen, dessen Haut so seltsam metallisch schimmerte.«

»Der Eiserne Engel!« Suko und ich gaben die Antwort wie aus einem Mund.

»Ja, das ist möglich.«

»Und?« fragte ich. »Was wollte er?«

»Er hatte eine Botschaft, glaube ich, denn er befand sich auf der Suche nach Izzi, dem Höllenwurm. Angeblich soll er bald erscheinen, wie er sagte.«

»Hat er einen genauen Ort genannt?«

Tanith schüttelte den Kopf. »Leider nicht. Aber hier wird er nicht herkommen, denn der Engel sprach von einer Täuschung. Izzi soll woanders sein Reich verlassen. In den Alpen.«

Jetzt war es heraus. Wir wußten mehr, waren jedoch ebenso schlau wie zuvor. Die Alpen sind ein gewaltiges Gebiet. Wenn man sie in ihrer Breite nimmt, dann beginnen sie in Frankreich und hören erst kurz vor Wien auf.

Tanith sah uns die Betroffenheit an und fügte hinzu: »Mehr konnte ich nicht erfahren.«

»Das wird doch alles nicht stimmen«, sagte Fleuvee. »Ich glaube nicht an euren komischen Izzi. Ich ...«

»Keine Angst, Kommissar«, unterbrach ich ihn. »Wenn sich die Aussagen des Eisernen Engels bewahrheiten sollten, brauchen Sie sich darum nicht zu kümmern. Paris ist nicht die Alpen.«

»Zum Glück nicht.«

Tanith dachte praktischer. »Wie können wir herausfinden, wo Izzi unter Umständen sein Reich verlassen wird?«

»Da gäbe es eigentlich nur eine Chance«, meinte Suko.

»Versuchen Sie es noch einmal mit einer Beschwörung. Aber diesmal sind wir dabei. Vielleicht können wir auch mit dem Engel Kontakt aufnehmen. Er kennt uns ziemlich gut.«

»Hoffentlich reicht meine Kraft.«

»Das wird schon klappen. Der Engel und wir sind alte Bekannte, meine Liebe. Wir haben gemeinsam gekämpft.«

»Dann kann ja nichts schiefgehen.« Sie lächelte, während der Kommissar skeptisch aus der Wäsche schaute.

»Wo steht Ihr Wagen?« fragte Suko.

»Ganz in der Nähe.«

»Dann los«, sagte mein Freund.

Ich hatte Einwände. »Noch nicht. Erst einmal möchte ich meinen Bumerang zurückhaben.«

»Verdammt, du hast recht.«

Fleuvee war uns behilflich. Einige Polizisten kommandierte er ab, die uns bei der Suche unterstützen sollten. Trotzdem dauerte es fast eine Stunde, bis wir die Waffe gefunden hatten.

Als ich sie dann an mich nahm, atmete ich auf. Jetzt ging es mir wieder besser, und ich schwor Belphégor Rache ...

Eigentlich hätte ein eleganter Sportwagen zu Tanith gepaßt, aber sie fuhr einen laubfroschgrünen R4. Damit kam sie viel besser durch Paris, wie sie uns erklärte und wie wir es selbst erlebten, denn der kleine schmale Wagen wurde von Tanith durch die engen Gassen gesteuert, daß es schon eine Pracht war.

Zahlreiche Menschen befanden sich in dem Künstlerviertel noch auf den Straßen oder hockten vor den schmalen, alten Häusern. Sie unterhielten sich, ließen Flaschen kreisen und diskutierten dabei über Gott und die Welt.

Das Völkchen gefiel mir. Ich hätte mich auch gern zu den Menschen gesellt, doch wir mußten mit allen Mitteln versuchen, ein großes magisches Ereignis zu verhindern, und das würde schwer sein.

Ich dachte an Izzi. Madame Tanith hatte ihn den Höllenvurm genannt. Und er stand ja nicht allein. Auf der anderen Seite und zu seiner Unterstützung war noch Belphégor aufgetaucht. Der Hexer mit der Flammenpeitsche war ein gefährlicher, bössartiger und widerlicher Dämon, der, wenn es ihm in den Sinn kam, alles vernichtete und zerstörte.

Und noch gegen einen dritten Gegner hatten wir zu kämpfen. Das war die Mordliga.

Daß sie in diesem Spiel mitmischen würde, hätte ich nicht gedacht. Es war die größte Überraschung gewesen, und ich

stellte mir die verzweifelte Frage, wieso das möglich war. Welche Verbindungen gab es zwischen der Mordliga, Izzi und Belphegor?

Das waren drei verschiedene Paar Schuhe. Ich hatte eher damit gerechnet, daß sich die Gruppen gegenseitig bekämpfen würden, danach allerdings sah es nun nicht mehr aus.

Dr. Tod existierte nicht mehr. Lady X hatte die Führung übernommen. Eine normale kleine Vampirin, die allerdings über eine mächtige Waffe verfügte.

Den Würfel des Unheils.

Er gab ihr eine unfäßbare Macht. Dieser Würfel, richtig manipuliert, konnte die Welt zerstören. Daß dies noch nicht geschehen war, dafür hatte ich nur eine Erklärung: den Haß der dämonischen Wesen unter- und aufeinander. Der eine gönnte dem anderen nichts. Es gab praktisch einen ewigen Machtkampf zwischen ihnen, jeder wollte der erste sein, deshalb überraschte es mich, daß jetzt drei Gruppen zusammenarbeiteten.

Sie mußten ein Ziel haben - nur welches? Worum ging es im Endeffekt, daß sich die Gruppen untereinander verbündeten? Um uns?

Es war möglich, daß sie sich endlich entschlossen hatten, zu einem gewaltigen Schlag gegen uns auszuholen, aber das wollte mir nicht so recht in den Sinn.

Vor einer Stunde noch hatte ich der Zukunft ziemlich pessimistisch entgegengesehen. Daran hatte sich nun einiges geändert, denn ich dachte an unseren neuen Verbündeten, den Eisernen Engel.

Wenn er sich auf unsere Seite stellte, sah es nicht mehr so trostlos aus. Dieses uralte Wesen hatte den Mächten des Bösen den Kampf angesagt und setzte all seine Kraft ein, um ein Ausbreiten der Dämonischen zu verhindern.

Blieb noch Belphegor. Er kochte sein besonderes Süppchen und verfolgte mich dabei mit einem unwahrscheinlichen

Haß. Ich rechnete damit, daß er auf dem Rücken des großen Vampirs geflohen war.

Wo befand sich sein Ziel?

Vielleicht auch die Alpen. Sicherlich wollte er dabei sein, wenn der Höllenwurm sein unterirdisches Reich verließ.

»Du solltest nicht soviel denken«, sagte Suko und lächelte mir zu.

Ich hob die Schultern. »Tut mir leid, aber ich kann nicht anders. Es ist alles so verdammt kompliziert, und der Durchblick fehlt mir leider.«

»Den bekommen wir noch.«

»Erst einmal trinken wir eine Tasse Kaffee«, meldete sich Tanith vom Vordersitz her und stoppte den Wagen, denn wir hatten das Haus erreicht, in dem sie wohnte.

Alle drei stiegen wir aus.

Tanith schloß die Tür auf und ließ uns eintreten. Diesmal wunderte ich mich nicht mehr über die seltsam anmutende Welt, die uns umgab. Wir hatten uns inzwischen daran gewöhnt.

Die Wahrsagerin verschwand augenblicklich in der Küche, um den Kaffee vorzubereiten. Ich trat an den Tisch und schaute mir die Kugel an, während Suko neben mir stehenblieb.

Das Kreuz hielt ich in der Hand.

»Willst du den Eisernen damit locken, John?«

»Ein Versuch kann nicht schaden.«

»Denk an den Schleim, der aus der Kugel gequollen ist.«

»Ich glaube, daß die Konstellationen momentan andere sind. Wir müßten doch Kontakt zu ihm bekommen. Diese Kugel hier ist die Tür zu einer anderen Welt. Wir, Suko, brauchen sie nur noch aufzustoßen.«

»Optimist.«

Der Kaffee dampfte in den Tassen, als Tanith zurückkehrte und das Tablett abstellte.

Wir nahmen um den Tisch herum Platz und tranken das heiße Zeug langsam in kleinen Schlucken.

Dabei diskutierten wir über die neuen magischen Konstellationen, die sich ergeben hatten. Eine Lösung fanden wir allerdings nicht.

Dazu sollte der Eiserne Engel beitragen. Tanith mußte es einfach gelingen, den Kontakt herzustellen.

»Fangen Sie bitte an«, sagte ich und lebte mein Kreuz neben die Kugel auf den Tisch.

Tanith schaute mir kurz ins Gesicht. Dann nickte sie. »Ja, John, ich werde es versuchen ...«

Es war schwer zu erklären, aber innerhalb des Raumes schien ein Kraftfeld zu liegen.

Die Spannung stieg in unseren Körpern hoch, und sie breitete sich auch nach außen hin aus.

Hinzu kam noch die geheimnisvolle Düsternis, denn nur eine Lampe brannte. Sie stand ziemlich weit entfernt, so daß es mehr Schatten als Licht gab.

Tanith hielt die Kugel umklammert. Ihr Blick war starr auf den geheimnisvollen, runden Gegenstand gerichtet. Wir konnten ihr ansehen, daß sie in sich ging und daß sich ihre Gedanken sowie Gefühle nur um die eine wirklich entscheidende Sache drehten.

Sie wollte den Kontakt.

Wir selbst taten nichts, wagten kaum zu atmen, denn wir wollten die gespannte Stille und ihre Konzentration nicht stören.

Hoffentlich zeigte sich der Eiserne Engel noch einmal und versorgte uns mit weiteren Informationen, denn wir mußten herausfinden, wo sich Izzi zeigte.

Tanith kämpfte.

Ja, es war ein Kampf, den sie da durchführte. Die Kugel, das Medium, sollte ihr helfen.

Wir hatten uns vorgebeugt, damit wir besser auf sie schauen und auch in sie hineinblicken konnten, denn wenn

Tanith die Bilder sah, wollten auch wir sie sehen. Noch tat sich nichts. Einen kleinen Hoffnungsfunken sahen wir allerdings. Im Innern der Kugel blieb es nicht ruhig. Da war einiges in Unordnung geraten, und wir konnten deutlich erkennen, daß sich die feste Masse aufgelöst hatte. Sie bildete nun Schlieren, die wanderten und immer wieder in Nebelwände eindringen, die sie umgaben.

»Es ist *so* schwer!« hörten wir Taniths Stimme. »So furchtbar schwer. Ich bekomme kaum Kontakt ...«

Wir selbst hielten uns zurück, forderten sie auch nicht auf, sich noch mehr anzustrengen. Tanith wußte selbst am besten, wie sie mit den Problemen fertig zu werden hatte.

Ihr Gesicht veränderte sich. Die Spannung, die sie empfand, zeichnete sich deutlich darin ab, die Linien wurden härter, traten schärfer hervor, und auch die Haut wurde blasser.

Wir sahen die Schweißperlen auf ihrer Stirn, denn die Beschwörung oder Kontaktaufnahme machte Tanith zu schaffen.

Plötzlich bewegte sie ihre Lippen. Suko und ich saßen noch gespannter da.

»Kontakt«, hauchte sie.

Endlich!

Wir senkten die Köpfe, um noch besser auf die Kugel schauen zu können, doch dort zeichnete sich nichts ab. Kein Bild wurde durch die geistige Kraft in die geheimnisvolle Kugel hineinprojiziert, es mußte jedoch etwas da sein, denn die Wahrsagerin hatte von einem Kontakt gesprochen.

Für mich war es eigentlich nur eine Frage der Zeit, bis wir zum Erfolg gelangten.

»John ...« Ihre Stimme war kaum zu verstehen, und ich beugte mich gespannt vor.

Obwohl sie meinen Namen ausgesprochen hatte, schaute sie mich nicht an, ihr Blick war auf und in die Kugel gerichtet wie in unerreichbare Ferne.

»Kontakt, John, ich habe Kontakt mit ihm!«

»Mit dem Eisernen Engel?«

»Ich weiß es nicht«, hauchte sie. »Es ist so furchtbar schwer, denn da hindert mich etwas. Es kommt mir vor wie eine Wand, eine starke Magie. - Izzi!«

»Hast du Verbindung mit ihm aufnehmen können?« wollte ich gespannt wissen.

»Nein ...«

Suko und ich schauten uns an. Am liebsten hätten wir beide den Versuch unterbrochen, denn wir sahen, wie sich die Frau quälte, aber im Interesse der Sache mußte es einfach weitergehen. Wenn wir jetzt eine Schwäche zeigten und nicht dranblieben, war der Kontakt vielleicht für lange Zeiten gerissen. Deshalb drängte ich Tanith. »Bitte, versuchen Sie es! Geben Sie sich noch einmal Mühe. Bauen Sie die Brücke, Tanith. Ich bitte Sie! Es steht so viel auf dem Spiel.«

»Das weiß ich ja, aber die anderen, die ...«

»Können wir Ihnen helfen?« fragte ich. »Mein Kreuz, es ist ...«

»Nein, nicht das Kreuz!« Sie schrie den Satz fast, so daß wir uns erschrecken. »Das Kreuz würde vieles zerstören. Da ist eine schwarze Magie, ich ...«

Suko dachte das gleiche wie ich. Es war also nicht der Eiserne Engel, mit dem sie Kontakt aufgenommen hatte. Wahrscheinlich der Höllenwurm. Daß er unter einem starken schwarzmagischen Einfluß stand und ihn auch selbst ausströmte, das war eine Sache, die wir uns denken konnten. Ich schielte weiterhin in die Kugel. Sie zeigte mir leider kein Bild. Nach wie vor sah ich nur die seltsamen Schlieren, die durcheinanderflossen und ein wirres Muster bildeten. Der Kontakt zwischen Tanith und dem anderen Wesen spielte sich auf rein geistiger Ebene ab.

Im nächsten Augenblick saß sie wieder ruhiger da. Der ängstliche Ausdruck verschwand aus ihren Augen, Tanith hatte sich wieder fangen können.

Wir gaben ihr Zeit. In den nächsten Sekunden drang kein

Wort über ihre Lippen. Die Wahrsagerin blieb auf ihrem Stuhl sitzen, schaute in die Kugel und tat so, als wären wir überhaupt nicht vorhanden. Ihre Lippen hatte sie so hart aufeinandergepreßt, daß sie einen Strich bildeten.

Plötzlich löste sie die Hände von der Kugel und stand auf. Damit überraschte sie uns beide. Ruckartig schoß sie in die Höhe, schaute sich um, sah uns zwar, aber beachtete uns nicht. Sie machte kehrt und ging tiefer in das Zimmer hinein. Den Kopf hatte sie vorgebeugt, sie schaute zu Boden und blieb dort stehen, wo die Schatten am dunkelsten waren.

Noch sprachen wir sie nicht an, denn wir hofften, daß sie allein zurechtkommen würde. Als sie sich wieder umdrehte, sahen wir ihr Gesicht als einen bleichen Fleck.

»Was ist geschehen?« fragte ich und verließ ebenfalls meinen Platz, um zu ihr zu gehen.

Sie antwortete mir nicht. Fahrig wischte sie über ihr Gesicht, und als ich ihre Schultern mit den Händen umklammerte und sie anschaute, sah ich den Schweiß auf ihrer Stirn.

»Es ist so schlimm«, hauchte sie, »so verflucht schlimm.

Wir ... wir können nichts tun.«

»Was ist mit dem Eisernen Engel und Izzi?« drängte ich.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, was mit dem Engel ist und mit Izzi. Aber beide sind so ...« Ihr fehlten einfach die Worte.

»Ist Izzi schon da?«

»Nein, noch nicht.«

»Wann kommt der?«

»Bald, sehr bald.«

Das war eine Antwort, mit der ich nicht viel anfangen konnte. Ich fragte weiter. »Wissen Sie denn, wo er erscheinen wird?«

Sie lauschte meinen Worten nach, als hätte ich sie etwas ungemein Schlimmes gefragt. Dann erwiderte sie: »Ja, ich weiß es. Der Engel hat nicht gelogen. Ich weiß, wo Izzi er-

scheinen wird. Er kommt tatsächlich in den Bergen aus der Erde heraus.«

»Und wo?« Jetzt zitterte meine Stimme vor Spannung.

»Mont Blanc, am Berg ...«

Ich hatte genug gehört. In Frankreich also. Genauer an der französisch-schweizerischen Grenze, wo sich der höchste Berg Europas befindet. Dort sollte Izzi erscheinen.

Nicht in Paris, wie wir alle geglaubt hatten. Nein, er erschien in den Bergen.

Suko hatte mitgehört. Leise sagte er zu mir: »Dann werden wir uns dort mal umsehen müssen.«

Ich nickte, dann wandte ich mich wieder an die Wahrsagerin. »Woher wissen Sie es, Tanith? Wer hat Ihnen dies gesagt, daß Izzi gerade dort erscheinen wird?«

»Ich hatte ...« Sie holte erst einmal tief Atem. »Ich hatte einen Kontakt, aber nicht mit Izzi selbst, sondern mit dem Eisernen Engel. Wir konnten uns nur auf geistiger Ebene unterhalten, und er hat mir die Informationen gegeben.«

»Aber keine Zeit gesagt?«

»Nein, keine Zeit. Ich weiß nur, daß wir uns beeilen müssen. Er hat lange genug gewartet, nun kann er nicht mehr zurück.«

»Was ist mit den anderen?« hakte ich nach. »Mit Belphégor oder der Mordliga?«

»Mordliga?« wiederholte sie.

Sie wußte nichts von der Mordliga, deshalb sagte ich:

»Lassen wir das. Aber die Sache mit Izzi ist sicher. Er wird in den französischen Alpen zurückkehren, am Mont Blanc.«

»Ja.«

Eine schlichte Antwort, deren Tragweite dieses eine Wort überhaupt nicht erfassen konnte. Ich drehte mich zu Suko um, der mir zunickte. Ich kannte meinen Partner lange genug, um zu wissen, daß ihm die Zeit unter den Nägeln brannte und ihn nichts mehr in Paris hielt. Er wollte in die Berge. Und zwar sofort.

»Okay denn«, sagte ich. »Lassen wir Paris sausen, die Berge sollen ja auch ihren Reiz haben.«

Als ich mich abwandte, griff die Frau nach meinem Arm.

»John«, sprach sie im beschwörenden Tonfall. »John, ihr müßt vorsichtig sein. Mit diesem Dämon ist nicht zu spaßen. Das wußten wir - aber mit uns auch nicht!

Eine kristallklare Nacht!

Eine Nacht für Enthusiasten, so herrlich, so klar, so kalt. Mit einer reinen Luft, die man schmecken konnte und die wie dünnes Eis über den Bergen zu liegen schien.

Es war zwar dunkel, dennoch gab es Licht. Da glänzten die Gletscher wie frisch poliert. Sie schimmerten in einem sonst nie gesehenen Blau. Der Schnee war längst zu Eis erstarrt und bildete lange, tückische Flächen, die sich manchmal bis hinein in die hochgelegenen Täler zogen und dort in Steinlawinen mündeten.

Nacht in den Bergen!

Längst war der erste Schnee gefallen, wieder weggetaut, und es war eine neue weiße Schicht gekommen. Noch atmete die Landschaft eine nahezu paradiesische Ruhe aus, denn die Wintersaison hatte noch nicht begonnen, aber es würde nicht mehr lange dauern, dann würden sich die Skifahrer auf den langgezogenen Pisten rummeln.

Sternklar leuchtete der Himmel. War seine Farbe in den Städten noch schmutzig zu nennen, so spannte er sich hier wie ein gewaltiger, faltenloser, samtblauer Teppich über das Gebirge. An eine dicke, aufgeblasene Banane erinnerte der Mond, umrahmt von zahlreichen Sternen, die ein funkelndes Licht abgaben, das von der blanken Gletscherfläche zurückgeworfen wurde und dieses seltsame helle Strahlen verursachte.

In der Eisregion war die Temperatur sehr tief gefallen. Sie lag weit unter dem Gefrierpunkt und erstickte jegliches

Leben am Gletscher. Diese Gegend war tot, keiner hielt sich im ewigen Eis auf, das auch im heißesten Sommer nur unwesentlich abschmolz.

Und doch gab es Bewegung in dieser kalten Pracht.

Zwischen Gletscher und Mond, so sah es jedenfalls aus, bewegte sich ein gewaltiger Schatten. Er segelte lautlos durch die klare, unbeweglich dastehende Luft und malte sich vor dem scharf konturierten Hintergrund deutlich ab. Manchmal flog er so tief, daß er an den frischen Schneefeldern vorbeistrich. Wenn über sie der Wind mit seinen langen Fingern glitt, stäubte er den Schnee hoch, und es sah aus, als würden dünne, geisterhafte Fahnen über den Gletschern liegen.

Die Luft schien über den Bergen zu stehen. Da rührte sich nichts, und auch die große Fledermaus wirkte im Vergleich zur Weite des Himmels und Größe der Berge unendlich klein und verloren. Sie bewegte ihre Schwingen nur dann, wenn sie es mußte, ansonsten ließ sie sich von den aus den Tälern hochströmenden Winden tragen und segelte weiter auf ihr eigentliches Ziel zu, das in den Bergen zu finden war.

Ein Bild für Ästheten, aber auch sehr gefährlich, denn die Fledermaus war nicht allein.

Auf ihr saß eine Gestalt, der die Kälte und das Eis nichts ausmachten, gegen diese Dinge zeigte sie sich unempfindlich. Sie hockte hinter dem kleinen Kopf, ihre Klauen hatten Halt in der lederartigen Haut gefunden, und dicht über der Fledermaus leuchteten zwei Augen ebenso kalt wie das Eis der Gletscher.

Belphégor kam!

Der Hexer mit der Flammenpeitsche hatte seinen Weg genau gefunden, denn er wollte dabeisein, wenn Izzi erwachte.

Belphégor, der Wegbereiter eines Mächtigen!

Lange genug hatte er an diesem Plan gearbeitet. Zwei große Teile sollte er umfassen.

Ein Teil war nicht erfüllt worden. Er wollte Izzi, dem

Höllenvurm, Diener verschaffen, Menschen, die zu ihm hielten und aus ihrem normalen Leben kurzerhand herausgerissen wurden. Doch das war nicht gelungen. John Sinclair hatte dem Dämon einen Strich durch die Rechnung gemacht. Um so mehr hoffte er, daß der andere, weitaus wichtigere Teil des Planes gelingen würde.

Zudem hatte er Unterstützung von einer Seite erhalten, mit der er kaum rechnen konnte. Die Mordliga, an ihrer Spitze die Vampirin Lady X, hatte sich eingemischt. Obwohl sie die Sache eigentlich nichts anging, hatte sie die roten Vampire zur Unterstützung des Dämons geschickt.

Zu Beginn war er überhaupt nicht dafür gewesen, nun aber sah er die Sache anders und war froh, sie auf seiner Seite zu wissen. Der Riesenvampir hatte ihn von Paris aus in die einsame Gegend der Berge gebracht. Belphegor war sich allerdings nicht klar darüber, welche Rolle die Anführerin der Mordliga spielen wollte, denn aus reinem Eigennutz tat sie bestimmt nichts, obwohl sie sich ebenfalls als eine Feindin des Geisterjägers ausgegeben hatte.

Der Vampir segelte weiter.

Manchmal lautlos, dann wieder war ein Rauschen zu hören, wenn er seine Schwingen bewegte. Er war wie eine stumme Drohung, so wie er über die Gletscher segelte und sein Ziel suchte. Ein Ziel, das nicht mehr weit entfernt lag. Vor Belphegor ragte die Spitze eines gewaltigen Berges auf. Sie war mit Eis bedeckt, das bläulich funkelte, als würde es von einem blauen Licht angestrahlt.

Das ewige Eis war wie ein Panzer, keiner konnte es durchbrechen, und der Vampir flog dicht an dem Berg vorbei, senkte dann seinen großen Körper und tauchte hinein in eine weite Schlucht, deren relativ sanfte Hänge ebenfalls eine dicke Eisschicht zeigten. Die Schlucht lag in majestätischer Stille. Sie zeigte auf ihrem Grund dunkles Geröll. Kaum Licht drang hinein, so daß sie aussah, als wäre sie mit gefährlichen Schatten erfüllt.

Nach Süden hin öffnete sich die Schlucht. Wieder ragten vor dem unheimlichen Flugtier mit Eis bedeckte Berge auf, aber sie waren leicht zu umfliegen, und während der Riesenvampir flog, verlor er immer mehr an Höhe, so daß er schon bald die ersten Hochtäler erreichte, die mit einer dünnen, weißen Decke aus Schnee bedeckt waren.

Eines dieser Täler war das Ziel. Ein einsames Gebiet, in dem eine kleine Berghütte stand. Nicht mehr als eine letzte Station für die alpinen Kletterer, bevor sie sich auf den Weg zu den Gipfeln der Viertausender machten.

Er verlor immer mehr an Höhe. Erste Vegetation bedeckte den Boden. Moose und Flechten, weiter unten wuchsen schon die kargen, verkrüppelten Bäume, deren Wurzeln gierigen Händen glichen, so sehr krallten sie sich an dem rauhen Boden fest.

Auch diese Bäume zeigten eine weiße Schicht. Der Schnee war vor wenigen Tagen gefallen, danach sank die Temperatur, und die weiße Pracht bedeckte jetzt als Eisschicht die dünnen Zweige und Äste. Der Wald begann noch weiter unten. Dort, wo sich Nadelbäume in den glasklaren Himmel reckten, lag auch das Ziel des unheimlichen Flugtiers.

Da sollte Izzi erscheinen.

Der Riesenvampir kannte seinen Weg. Er segelte dicht über den schräg laufenden Hängen hinweg, manchmal berührte er mit den Spitzen seiner großen Schwingen die Bäume und staubte von deren Zweigen den Schnee ab.

Je mehr sie an Höhe verloren, umso weniger wurde der Schnee. Es gab Stellen, wo überhaupt keiner lag. Dorthin schien tagsüber die Sonne und taute die weiße Schicht schnell weg.

Teilweise bot sich ein hervorragender Blick in die Tiefe und dorthin, wo die einsamen Bergdörfer lagen. Vereinzelt nur brannte Licht, ansonsten lag alles in tiefer Stille und Dunkelheit. Die Nacht hatte der Bergwelt das Schweigen gebracht.

An einem Hang erschien plötzlich eine kleine Hütte. Sie sah sehr auffällig aus, aber sie hatte bisher den Gewalten der Natur getrotzt, denn sie war aus Steinen erbaut worden. Vor der Hütte fiel das Gelände ab, war mit Geröll und scharfkantigen Steinen bedeckt, bevor es in eine Mulde mündete. Der Vampir segelte dem Boden entgegen und landete.

Belphégor sprang von seinem Rücken. Er lief noch ein paar Meter, blieb dann stehen und lachte scharf.

Ja, er hatte es geschafft! Hier würde Izzi erscheinen. Er spürte bereits die Magie, mit der der Boden aufgeladen war. Es waren Strahlungen, und er merkte, daß sie nach oben drängten, sich freie Bahn schaffen wollten, um Izzi den Weg zu bahnen.

Als er das Rauschen hörte, drehte er sich um. Der riesige Vampir stieg in den Himmel. Belphégor wußte nicht, ob der Vampir wegflog oder in der Nähe blieb, ihm war es auch egal, denn er würde schon allein zurechtkommen. Allerdings war er enttäuscht, ohne Hilfe dazustehen. Er hatte angenommen, erwartet zu werden, doch es war niemand da, der ihn begrüßte.

Vielleicht in der Hütte?

Kaum hatte er daran gedacht, als er schon seine Schritte darauf zulenkte.

Plötzlich hielt er wieder die Peitsche in der Hand. Drei lange Feuerriemen fielen daraus hervor und streiften über den Boden, wobei sie die unmittelbare Umgebung des Dämons in ein fahles Licht tauchten, so daß sich seine Gestalt scharf vom Boden abhob.

Bis auf zwei Schritte ließ man ihn heran, dann reagierten die anderen.

Mit einem Tritt wurde die Tür der Hütte geöffnet. Sie war noch nicht ganz herumgeschwungen, als eine Gestalt auf der Schwelle erschien. Zufällig fiel das Mondlicht so in das weite Tal, daß es auch die Gestalt erfaßte, die sich ducken mußte,

um nicht an der Decke anzustoßen. Sie nahm fast die gesamte Türbreite ein.

Eine Schrecksekunde zeigte Belphégor nicht.

Blitzschnell zuckte sein rechter Arm vor, und ebenso schnell schlug er mit der Flammenpeitsche zu ...

Die drei feurigen Riemen waren schnell. Die Gestalt traf zudem keinerlei Anstalten, der Peitsche auszuweichen, und so etwas hatte Belphégor selten erlebt.

Volltreffer!

Als die drei Feuerschlangen die Gestalt berührten, fächerten sie auseinander, glitten sogar an ihr hoch, aber sie taten ihr nichts, denn vor Belphégor stand ein Geschöpf, das über solche Angriffe nur lachen konnte.

Es war Xorron!

Voll hatte er sich in das Spiel der Lady X integrieren lassen und war ebenfalls an diesen Ort gekommen. Es hatte keiner großen Überredungskünste seitens der Vampirin bedurft. Xorron gehorchte ihr aufs Wort und öffnete jetzt sein gefährliches Maul, als der Hexer mit seiner Flammenpeitsche wieder zuschlug.

Abermals nahm Xorron den Angriff hin, aber er wurde jetzt böse, stieß ein furchtbares Geräusch aus und setzte sich in Bewegung auf den anderen Dämon zu.

Belphégor zuckte zurück. Xorrorns Reaktion verunsicherte ihn. In seinen Augen flammte es für einen Moment noch kälter auf.

Er stand hier vor einem Problem, das er mit seiner flammenden Peitsche nicht lösen konnte, und das machte ihm zu schaffen.

Bis er das leise Lachen vernahm.

Da verhielt er seine Schritte, denn dieses Lachen war ihm bekannt vorgekommen.

So lachte Lady X!

Und genau sie war es auch, die hinter Xorron in der offenen Tür erschien.

Sie war gekleidet wie immer, vielleicht wirkte ihr Gesicht im Mondlicht noch bleicher, und auf dem Metall ihrer Waffe lag ein nasser Schleier. »Du wirst ihn nicht töten können«, erklärte sie Belphégor mit ruhiger Stimme. »Das schafft niemand.«

Der Hexer hob seine Peitsche. Eine instinktive Abwehrbewegung, mehr sollte es nicht sein. Unter dem verborgenen Gesicht klang die Stimme rau und flüsternd. »Wer ist er?« »Xorron!«

»Ich habe ihn noch nie gesehen.«

»Er gehorcht mir, ist unverletzbar und nennt sich der Herr der Ghouls und Zombies.«

Belphégor vernahm die Worte, gab darauf jedoch keine direkte Antwort, sondern fragte nach einer Weile: »Weshalb hast du ihn mitgebracht? Was soll er hier?«

»Ganz einfach«, erwiderte Lady X, »er ist einzig und allein zu meinem Schutz hier.« Der ehemaligen Terroristin floß die Lüge glatt über die Lippen, und sie erkannte auch, daß Belphégor sie schluckte, denn er ließ seinen Arm mit der Peitsche sinken.

Dennoch hatte Belphégor noch eine Frage. »Wird er eingreifen?«

»Nein, nur wenn es nötig sein wird. Aber dazu kommt es wohl kaum«, erwiderte Lady X falsch lächelnd. »Auch ich bin gespannt auf Izzi und kann mir vorstellen, daß er sich mit mir auf eine Seite stellt, schließlich verfolgen wir die gleichen Ziele.«

»Du hast mit den Großen Alten nichts zu tun«, hielt Belphégor ihr entgegen.

»Noch nichts, aber ich weiß, welch einen Respekt ich diesen mächtigen Dämonen und dessen Dienern schuldig bin.« Die Vampirin gab sich sehr devot, und sie lullte Belphégor tatsächlich durch ihre wohlformulierten Worte ein.

»Dann sind ja die Fronten geklärt«, sagte dieser und schaute in die Runde.

Es war still im Tal. Schweigend reckten sich die mit Eis bedeckten Gipfel in die Höhe. Kein Geräusch drang durch die Stille, nicht einmal ein Stein rollte den Hang hinunter. Eine schweigende, irgendwie drohende Welt, in der sich die Dämonen aufhielten.

Niemand störte sie hier, deshalb sollte an dieser Stelle Izzi endlich erscheinen.

Mit seinem Kommen ging ein jahrealter Traum in Erfüllung, der erst so weit gedeihen konnte, weil Asmodina nicht mehr existierte, denn sie hatte zu den Feinden des Höllenwurms gehört.

Die Augen der Blutsaugerin funkelten, als sie einen Schritt zur Seite machte. Steine knirschten unter ihren Sohlen, die Lippen zeigten ein breites Lächeln. »Spürst du nichts, Belphégor? Merkst du nicht, daß der Boden unruhig wird, daß Izzi seine Chance sucht und sie auch ergreifen wird? Der Höllenvurm wird erscheinen, und er bringt das magische Pendel mit, das es ihm gestattet, die Erdgeister zu beschwören. Einer, der selbst zu ihnen gehört, wird ihr König sein.«

Belphégor hatte sein Mißtrauen noch immer nicht abgelegt.

»Dann hast du dich völlig auf Izzis Seite gestellt?«

»Ja, das habe ich. Und ich werde weiterhin an seiner Seite stehen, wie die übrigen Mitglieder meiner Mordliga. Wir sind keine Feinde, wie viele vielleicht angenommen haben. Izzi und ich kämpfen gemeinsam gegen die Menschen.«

Nach diesen Worten schwieg sie, denn ein großer Schatten segelte heran. Erst als er sich dicht bei den Dämonen befand, vernahmen sie das Rauschen der Schwingen, und sie wunderten sich, daß der rote Vampir krächzende Schreie ausstieß, die seltsam schrill und hoch klangen, so daß sie in menschlichen Ohren geschmerzt hätten.

Er stieg wieder in die Höhe, bewegte sich jedoch nicht

fort, sondern drehte am Ort des Geschehens seine Kreise.

»Was kann er haben?« fragte Belphégor.

Lady X winkte ab. »Die Erklärung ist einfach. Auch er wird gespürt haben, daß Izzi zurückkehrt, und machte sich auf diese Art und Weise bemerkbar.«

»Nein.« Die kalten, blauen Augen bildeten einen hin- und herzuckenden Streifen, als Belphégor heftig seinen Kopf schüttelte. »Das kann ich nicht glauben.«

»Nenne mir einen Grund!«

Die harten Augen schauten dem kreisenden Vampir nach.

»Er will uns warnen, das ist es.«

»Und wovor?«

»Es lauern Feinde in der Nähe. Ich weiß es, und ich habe es schon vorher gespürt. Jemand hat ein Netz gelegt, das sich über unseren Köpfen zusammenziehen soll. Ich habe gedankliche Strömungen gespürt, und es waren keine uns wohlgesonnene Gedanken, das kann ich dir sagen. Man versuchte, nach uns zu tasten, in unsere Seelen zu horchen. Irgendwer bereitet sich da vor, um zuzuschlagen.«

»Sinclair?« höhnte Lady X.

»Das kann gut sein.«

Die ehemalige Terroristin lachte. »Du vergißt etwas, Belphégor. John Sinclair ist nur dann stark, wenn er einem Dämon allein gegenübersteht. Aber denk mal nach, gegen wie viele Feinde er hier zu kämpfen hat. Da wird ihm kaum etwas gelingen.«

»Man sollte ihn nicht unterschätzen«, warnte Belphégor.

»Mir wäre wohler, wenn Izzi sich schon gezeigt hätte ...«

Der Hexer mit der Flammenpeitsche hatte die Worte kaum ausgesprochen, als es geschah. Plötzlich vibrierte unter ihnen die Erde. Der Boden begann zu zittern, harte Stöße dröhnten gegen das Gestein und pflanzten sich fort. Das Vibrieren mündete in einem gewaltigen Donnern, von den Menschen allerdings nur als dumpfes Grollen zu vernehmen, das wie ein Gewitter von unten her an die Oberfläche stieg.

»Izzi!« rief Belp'hégor und schwang in wilder Vorfreude seine flammende Peitsche. »Er kommt!«
Plötzlich setzte sich Xorron in Bewegung. Bevor Lady X ihn durch einen Befehl stoppen konnte, war er schon mit großen Schritten den Hang hochgeeilt und kletterte über das Geröll. Er tat nichts ohne Grund, und die Scott sah ein, daß es besser war, wenn sie ihm folgte, denn Xorron besaß einen nahezu todsicheren Instinkt.
Sie drehte sich um und hetzte hinter Xorron her, während Belp'hégor seinen Platz beibehielt.
Wieder wurde das unheimliche Grollen laut, als würde unter der Erde ein gewaltiger Drachen lauern.
Im nächsten Moment erzitterte die Hütte, die Steine verloren ihren Kontakt zueinander, und das kleine Gebäude platzte wie eine reife Frucht auseinander.
Einen Atemzug später schien die Hölle ihre Pforten zu öffnen. Lange genug hatte es gedauert, nun erschien der Höllenwurm!

Für Suko und mich war es ein Kampf gewesen, den wir letztlich verloren.
Tanith kam mit!
Bei der Redeschlacht hatte sie uns zwar nicht überzeugen, aber dennoch breitschlagen können, und so gaben wir schließlich nach.
Ich hatte mir alles einfacher vorgestellt, auch unseren Flug. In der Nacht jedoch war da nichts zu machen. Da konnte auch Kommissar Fleuvee nicht helfen, der uns zwar versprach, ein Flugzeug zu besorgen, allerdings erst am nächsten Tag.
Mit einem Leihwagen quer durch Frankreich zu fahren, hätte ebenso lange gedauert, so blieb uns nichts anderes übrig, als den schäbigen Rest der Nacht in unseren Hotelzimmern schmollend zu verbringen. An viel Schlaf war nicht

zu denken, und als wir am Morgen in Fleuvees Büro spazierten, sah der Kommissar aus, als wäre er unter die Räder geraten. Sein Zimmer war völlig verqualmt, er fühlte sich mies und war grantig wie selten.

»Hier macht man sich noch kaputt«, schimpfte er.

»Vielleicht sollten Sie es mal mit frischer Luft versuchen«, schlug Suko vor.

Fleuvee winkte ab. »Die hatte ich in der letzten Nacht genug.« Er schaute uns mißtrauisch an. »Die Sache mit Ihrem Flugzeug hat noch nicht geklappt?«

»Haben Sie sich denn darum bemüht?« fragte ich.

»Keine Zeit gehabt.«

Ich unterdrückte nur mühsam meinen Ärger. Hier ging es wirklich um verdammt viel, und da kam ein Typ wie der Kommissar, der ja Bescheid wußte, und schob alles auf die lange Bank.

Das fand ich nicht gut, und ich sagte es dem Mann auch.

Wir gerieten noch in Streit, aber ich gewann. Der Kommissar sorgte dafür, daß uns ein Flugzeug bereitgestellt wurde.

»Das bringt Sie bis Chamonix.«

Und da waren wir jetzt. Tanith hatte es geschafft, dicke, winterfeste Jacken mit Pelzkragen für uns zu besorgen. Sie selbst hatte sich ebenfalls eine zugelegt.

Chamonix liegt ziemlich hoch. Und das spürten wir auch.

Von den gewaltigen Bergen her fuhr ein schneidender Wind, der jetzt, gegen Abend, noch zugenommen hatte und scharf in unsere Gesichter biß.

Von der Eleganz dieses Wintersportortes war nicht viel zu merken. Ende Oktober holten all diese kleinen Städte noch einmal tief Atem, um für die Wintersaison gerüstet zu sein. Fast alle Hotels hatten geschlossen, nur einige Kneipen waren geöffnet, doch dort hielten sich zumeist Einheimische auf. Auch die Polizeistation war nicht geschlossen, und die steuerten wir sofort an.

Der Leiter war ein Inspektor. Faltig im Gesicht und im

Dienst ergraut, machte er einen mürrischen Eindruck. Er hatte aus Paris Befehle für drei Fremde entgegennehmen müssen, und das gefiel ihm überhaupt nicht. Mürrisch schlürfte er seinen mit viel Milch veredelten Kaffee und zog immer mehr die Mundwinkel nach unten.

»Ich weiß, daß Sie in die Berge wollen«, quetschte er hervor.

»Aber das ist gefährlich.«

»Sicher, wir sind informiert.«

»Glaube ich nicht.« Er schaute auf unsere Schuhe.

»Wir werden uns geeignetes Schuhwerk kaufen«, erklärte Tanith. »Haben Sie dem Piloten Bescheid gegeben?«

»Ja.«

Selten waren wir bei einem Fall so viel hin und her geflogen, doch es war nun mal nicht anders zu machen, wir mußten in den sauren Apfel beißen.

Der Pilot gehörte zur Gilde der Rettungsflieger. Er war ein kerniger, sonnengebräunter Bursche, dessen Augen zu glänzen begannen, als er unsere Begleiterin sah.

Tanith kümmerte sich jedoch nicht um ihn, so erlahmte bald sein Interesse.

Ein genaues Ziel hatten wir nicht angegeben. Das ärgerte ihn noch mehr als der Flug. Rene, so hieß der Pilot, sagte: »Es ist Wahnsinn, bei Dunkelheit in die Berge zu fliegen.«

»Wir tun es auch nicht freiwillig«, entgegnete ich.

»Soll ich euch irgendwo absetzen?«

»Das wäre gut.«

»Und wo?«

»Das sagen wir Ihnen noch.«

Dann begann unser Flug. Schon bald blieb das mondäne Alpendorf Chamonix hinter uns zurück. Wir stießen hinein in eine klare, schweigende Bergwelt, in die Regionen der Gletscher, die im letzten Licht der Sonne lagen und blau, weiß und grün zu uns herunterschillerten.

Eine phantastische, fremdartige Welt, die man ruhig als einmalig bezeichnen konnte.

So hoch wollten wir nicht, wir mußten nur dorthin, wo Izzi erscheinen würde.

Nur - wo war das?

Mit Ferngläsern schauten wir aus der Maschine. Es waren Nachtsichtgeräte, so daß wir auch in die dunklen Täler und Schluchten hineinblicken konnten. Falls sich dort etwas tat, würden wir dies schnell erkennen.

Die Stille erschien uns wie die Ruhe vor dem Sturm. Nur der Motor des Hubschraubers dröhnte, die Natur schlief, war erstarrt. Wir sahen den frisch gefallenen Schnee. An den Nordhängen war er liegengeblieben, auf den Südseiten bereits weggetaut.

Wir ließen den Piloten in dem großen Gebiet um den Mont Blanc kreisen. Manchmal kamen wir den Bergriesen sehr nahe, so daß es im ersten Augenblick aussah, als würden wir an der Felswand zerschellen, doch die Entfernungen täuschten, wenn man in so einem Hubschrauber saß.

Wir hielten nach Izzi Ausschau. Irgendwie hatten wir es uns in den Kopf gesetzt, seine Ankunft vom Hubschrauber beobachten zu können.

Doch nicht Izzi entdeckten wir, sondern einen anderen alten Bekannten.

Den roten Vampir.

Suko sah ihn zuerst. Als er zusammenzuckte und sich dann steif hinsetzte, wurde auch ich aufmerksam.

»Was ist los?« rief ich ihm zu.

»Der Vampir! Da vorn!«

Tanith war ebenfalls aufmerksam geworden. Ich sah ihn noch soeben. Er stach vor dem dunkelblauen Himmel für einen Moment ab, bevor er gleich danach mit dem Schatten einer Felswand verschmolz.

»Haben Sie einen Suchscheinwerfer?« rief ich dem Piloten zu.

»Sicher.«

»Schalten Sie ihn bitte ein!«

»Was soll ich denn suchen?«

Der Typ fiel mir auf den Wecker. »Machen Sie schon!«

Es war ein breiter Strahl, der die Finsternis zerschnitt und eine Felswand für alle deutlich sichtbar werden ließ. Genau die, wo wir den Vampir gesehen hatte. Jetzt war er verschwunden.

Tanith, die hinter mir saß, legte mir eine Hand auf die Schulter. »Wo kann er hin sein, John?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte ich und war froh darüber, daß der Pilot den Scheinwerfer bewegte.

Plötzlich hatten wir ihn wieder!

Wie frisch gemalt hoben sich seine Umrisse im Zentrum des Kegels ab. Um meine Lippen hatte sich ein hartes Lächeln gelegt, während Suko dem Piloten bedeutete, der Fledermaus zu folgen.

Rene wurde plötzlich nervös. »Verdammt, was ist das für ein Untier?« schrie er.

»Sehen Sie doch, ein Vampir«, erwiderte Suko trocken.

Der Pilot schaute meinen Freund an, als wollte er ihn steinigen, sagte jedoch nichts mehr.

Zum Glück war Rene ein besserer Flieger als Unterhalter. Er machte seine Sache ausgezeichnet, auch wenn er die Maschine in eine scharfe Linkskurve legte, daß wir Angst hatten, wegzutrudeln. Er fing sie geschickt wieder ab. Wir hatten uns gesammelt, schauten nach vorn und sahen den Riesenvampir, wie er in die Höhe stieg, wobei er die gewaltigen Schwingen heftig auf- und niedergleiten ließ.

Er war schnell.

Das merkte auch Rene. Und der Mann drückte, wie man so schön sagt, auf die Tube.

Er gab der Maschine Stoff. Wir flogen jetzt schräg nach oben und näherten uns dem Blutsauger von der Seite her. Der Lichtschein tanzte, blieb aber in der ursprünglichen Richtung, und wegen seiner Größe konnten wir die Fledermaus immer wieder einfangen.

Sie stieg an einer Felswand hoch, erreichte deren Grat und schien darüber hinwegzuhüpfen.

Schon waren wir da.

Wir schossen ebenfalls über den Felsgrat hinweg und sahen die Fledermaus in ein Hochtal hineinsegeln.

»Jetzt kriegen wir sie!« knirschte der Pilot. Dagegen jedoch hatte ich etwas. Ich konnte nicht sagen, wieso ich es spürte, aber ich hatte plötzlich das Gefühl, als würde Izzi in dem vor uns liegenden Hochtal erscheinen.

Vielleicht warnte mich auch mein Kreuz, indem es unbewußt meinen Gedankenstrom beeinflusste.

»Landen Sie!« rief ich.

»Was?« schrie der Pilot zurück. »Ich bin doch nicht von allen Berggeistern verlassen!«

Auch Suko schaute mich erstaunt an, ich aber blieb bei meiner Absicht. »Runter mit der Mühle!«

»Dann such doch selbst einen Platz zur Landung, verdammt!« regte sich der Mann auf.

»Sie sind der Rettungsflieger, nicht ich. Wo landen Sie denn bei wirklich schlechten Witterungsverhältnissen?«

»Da bleiben wir in der Luft und lassen eine Rettungsleine runter.«

Da hatte er mich reingelegt, aber ich ging von meinem Entschluß nicht ab. Hier zu landen war besser, als dorthin zu fliegen, wo sich das Grauen abspielen würde, denn ich befürchtete, daß man uns vom Himmel holen würde wie einen kranken Vogel.

Darum drehten sich meine Gedanken. Suko mußte mich verstanden haben, denn er nickte mir zu.

Der Lichtschein geisterte jetzt über den steinigen Grund. Es war wirklich schwer, hier eine Landung hinzulegen, aber vielleicht fanden wir eine Stelle, wo weniger Steine waren. Die versuchte unser Pilot durch Kreisen auszumachen. Und wir hatten Glück. Es gab tatsächlich dort, wo eine weite Steinhalde auslief, eine relativ glatte Fläche.

Keiner von uns brauchte Rene zu sagen, daß er es dort versuchen sollte, denn er kam von selbst drauf.

Und diesmal zeigte er sein Können. Gefühlvoll ging er mit der Maschine um, fing durch geschicktes Manövrieren einfallende Windstöße ab und hatte plötzlich Bodenkontakt.

Wir hörten ein Knirschen, ein Rucken ging durch den Leib des stählernen Vogels, dann standen wir.

Zwar schräg, aber immerhin.

»Bravo!« lobte ich Rene und klatschte in die Hände.

Er winkte ab. Suko hatte bereits den Ausstieg aufgestoßen und sprang aus der Maschine. Das feste Schuhwerk lohnte sich, so rutschten wir auf der Schräge wenigstens nicht ab.

Tanith stieg als letzte aus. Ich hatte den Piloten gebeten, den Suchscheinwerfer zu löschen, das tat er auch, so daß wir in tiefer Dunkelheit standen.

»Ich wollte eigentlich wieder zurückfliegen«, sagte der Mann.

»Nein, bleiben Sie so lange, bis wir zurückkehren, und wundern Sie sich über nichts. Falls die Gefahr jedoch zu groß wird, dann starten Sie.«

Der Pilot schüttelte den Kopf. »Wollen Sie mir nicht sagen, was eigentlich los ist?«

»Sie würden es kaum begreifen.« Mit diesen Worten hatte ich mich gleichzeitig von ihm verabschiedet.

Den Vampir sahen wir nicht mehr. Es war zu dunkel geworden, und innerhalb des Talkessels lag finsterste Nacht.

Wir konnten uns eigentlich nur auf unser Gefühl verlassen, als wir die große Mulde durchquerten.

Tanith folgte mir. Ich hatte gar nicht erst versucht, sie davon zu überzeugen, beim Hubschrauber zu bleiben, sie hätte auf meinen Rat sowieso nicht gehört. Suko sonderte sich ein wenig von uns ab, erkletterte einen kantigen Stein und preßte sein Nachtsichtglas an die Augen.

Auch wir blieben stehen. »Kannst du etwas erkennen?« flüsterte ich.

»Ich sehe eine Hütte.«

»Und?«

»Verdammt, John, da sind welche. Teufel auch ...«

In mir stieg die Spannung. »Wer denn?«

»Belp'hégor erkenne ich, aber er ist nicht allein. Da, die glühende Peitsche.«

Jetzt sah ich sie auch. Aus einiger Entfernung zwar, aber dennoch sichtbar, denn die feurigen Bänder durchschnitten die Dunkelheit. Dort genau lauerten unsere Gegner.

Als Suko vom Felsen herunterkletterte - springen war zu riskant -, da geschah es.

Urplötzlich erzitterte der Boden.

So mußte es bei einem Erdbeben sein, dachte ich und zuckte zusammen, als ich das dem Zittern folgende Grollen vernahm, das tief im Schoß der Erde geboren wurde und wellenförmig der Oberfläche entgegenstieg.

Dem Grollen und Zittern folgte die Bewegung der Steine.

Sie machten sich auf der hinter und vor uns liegenden Schräge selbständig, begannen zu rollen, tickten aneinander, nahmen Geschwindigkeit auf und wirbelten weiter, wobei sie sich überschlugen, hüpfen und tanzten.

Ein Krachen weiter vor uns, als würden Steine explodieren.

Ein grünliches Leuchten erfüllte plötzlich die Luft, und ich packte Tanith, da ich die Gefahr ahnte.

Ich sollte mich nicht getäuscht haben. Auf einmal prallten die von hinten heranrollenden Steine gegen uns. Wir spürten Schläge an den Beinen, wurden nach vorn gestoßen und geschoben, so daß wir uns kaum noch auf den Beinen halten konnten.

Wenn wir fielen, konnte das unseren Untergang bedeuten, das war mir längst klar geworden.

Deshalb riß ich mich zusammen, und ich visierte einen ähnlichen Felsen an, auf den Suko vorhin geklettert war.

Tanith zerrte ich mit mir um den Felsen herum, preßte mich mit ihr zusammen gegen das Gestein, während rechts und

links die Steine herunterdonnerten und zu einer tödlichen Lawine anwuchsen.

»Ein Erdbeben!« keuchte Tanith.

»Nein!« rief ich. »Kein Erdbeben. Sehen Sie mal nach vorn. Das muß Izzi sein!«

Der über 4.800 Meter hohe Mont Blanc stand in unerschütterlicher Ruhe und rührte sich nicht, als tief unter ihm die Erde aufbrach und das Dämonische herausspie, das so lange in ihr gelauert hatte.

Izzi kam frei.

Und wie!

Der Höllenwurm verfügte über gigantische Kräfte, die er nun voll ausspielte.

Er brach das Gestein und die Erde auf. Hoch spritzten die Steine, weit schleuderte er das Geröll. Felsbrocken, die Stürmen und Orkanen getrotzt hatten, knirschten und wankten, wurden aufeinander zu bewegt und rammten mit explosionsartigen Schlägen zusammen.

Die Teile der kleinen Berghütte flogen raketenartig in alle Himmelsrichtungen weg. Genau dort, wo sie gestanden hatte, tat sich ein gewaltiger Krater auf, der das Tor darstellte, aus dem Izzi erscheinen sollte.

Und er kam auch daraus hervor, nachdem er tonnenweise den Schlamm und die Steine in die Höhe geschleudert hatte. Zuerst erschien sein Kopf. Ein gewaltiger Schädel, widerlich anzusehen und mit einer schleimigen Masse bedeckt. Der Höllenwurm hatte eine schuppig erscheinende Haut, sie war gleichzeitig auch durchsichtig, so daß die roten Adern zu sehen waren, die sich vom Kopf bis zum Schwanzende unter der Haut herzogen.

Izzi erinnerte an den überdimensionalen Fangarm eines Kraken, und er wuchs von Sekunde zu Sekunde.

Er wühlte die Erde weiter auf. Aus dem Grollen wurde ein

Donnern, und wenn Steine weggeschleudert wurden, gab es einen scharfen, peitschenden Knall.

Die Erde war in Aufruhr, die Umgebung bebte, und Izzi wuchs immer weiter.

Dieser Uraltgötze war ein gewaltiges Gebilde aus Schleim, Schuppen und Haut. In ihm steckte eine Kraft, die man kaum messen konnte. Wenn er wollte, konnte er alles mit einem einzigen Schlag vernichten.

Spiralförmig bohrte er sich aus dem Boden. Begleitet von Dreck, Lehm und Steinen, die er jedoch mit einem kurzen Drehen seines Körpers wegschleuderte.

Das alles wurde beobachtet. Lady X und Xorron hatten richtig daran getan, nicht in unmittelbarer Nähe der Ausbruchsstelle zu bleiben. Sie wären sonst von den Urgewalten von den Beinen gefegt worden.

Belphégor machte den Fehler, an seinem Platz zu bleiben. Zwar war der Hexer mit der Flammenpeitsche sehr mächtig, aber gegen die Gewalten war er machtlos. Schon beim zweiten Auseinanderbrechen der Erde erwischte es ihn, und er wurde quer durch die Mulde geschleudert, so daß er sich in der Luft überschlug.

Er hielt die brennende Peitsche weiterhin umklammert.

Während er durch die Luft segelte, machten die Flammenzungen die Bewegungen mit und wurden zu Feuerkreisen.

Izzi bohrte sich weiterhin aus dem Boden. Er wuchs und wuchs. Längst hatte er die Höhe eines Hauses erreicht. Sein gewaltiger Schädel pendelte, und es sah so aus, als würde dieser jeden Augenblick von seinem dicken, schleimigen Körper fallen.

Das seltsame, grünliche Leuchten, das ihn umgab und aus dem Innern seines Körpers drang, erhellte die nähere Umgebung der Ausbruchsstelle mit seinem geisterhaften Schein. Es tauchte die Hänge in ein fahles Licht, bedeckte auch das Geröll und die Steine, so daß sie einen bleichen, leicht angeschmutzten Farbton annahmen.

Izzi hörte auf einmal auf zu wachsen. Nachdem der Höllenwurm nochmals ein bis zwei Meter aus dem Boden gekrochen war, stand er plötzlich still.

Allmählich beruhigte sich die Erde. Nichts brodelte oder kochte mehr, die Steine kamen zur Ruhe. Ein paar rollten noch über den Hang, dann war es vorbei.

Izzi schwenkte seinen Kopf. Er bewegte seinen baumstammdicken Wurmkörper und glitt weiter vor. Dabei schlängelte er sich über den Boden, die tückischen Augen auf Belphégor gerichtet. Der Hexer mit der Flammenpeitsche richtete sich soeben auf.

Wenn man sie verglich, dachte man an eine Mücke und einen Elefanten. Es war kaum vorstellbar, daß diese beiden Verbündete sein sollten.

Auch Lady X und Xorron hatten die Ankunft des Monsters genau beobachtet. In den Augen der Blutsaugerin leuchtete ein kaltes Licht. Die Scott wußte genau, wie sie vorzugehen hatte. Trotz seiner Größe beeindruckte Izzi sie nicht, sie verließ sich auf das andere Monster, auf Xorron.

Erst einmal wartete sie ab. Beide hatten die Rückkehr des Höllenwurms gut überstanden. Zwar hatte die Erde stark gebebt, aber Xorron stand wie ein Fels. Es kümmerte ihn nicht, daß Steine gegen ihn schlugen. Er fing sie mit seinem Körper auf und deckte gleichzeitig die Vampirin ab, damit sie nicht von den Gewalten umgerissen wurde.

Jetzt konnte sich die ehemalige Terroristin wieder von Xorron lösen. Sie suchte das Pendel.

Wo steckte es?

Lady X wußte genau, daß Izzi das magische Pendel besaß. Jeder hätte es gern genommen, denn mit dem Pendel hatte man Macht über die Geister der Erde.

Und Izzi sollte es haben.

Nur - wo?

Lady X war an den Felsen getreten. Sie beobachtete den Höllenwurm genau, tastete mit ihren Blicken Teil für Teil sei-

nes Körpers ab, doch das magische Pendel konnte sie nicht entdecken.

Dabei mußte er es haben!

Aber hatte er es mitgebracht, oder befand es sich noch in der Tiefe der Erde? Auf diese Frage wußte die Scott keine Antwort, doch sie hoffte, daß es nicht so war.

Der Höllenwurm war ein unheimliches Gebilde. Obwohl er seinen Körper hatte zusammensinken lassen, war er noch immer extrem groß und brandgefährlich. Die Augen im vorderen Teil seines Kopfes wirkten so, als hätten gewaltige Fäuste diese leblosen Kugeln eingedrückt. Sie stachen kaum von der übrigen Masse ab, die jetzt in Bewegung geriet, denn Izzi wollte seinen Zuschauern und Bewunderern eine Demonstration seiner Macht bieten.

Er senkte sich noch tiefer dem Boden entgegen und knotete einen Teil seines Körpers um einen großen Felsen.

Dann drückte er zu.

Auch Lady X war gebannt, als sie feststellte, daß die Kraft des Höllenwurms ausreichte, um den Felsen zu zerstören. Sie war so gewaltig, daß sie das Gestein zermalmte. Es brach knirschend auseinander, und im nächsten Augenblick platzten kleinere Stücke mit explosionsartigen Geräuschen weg. Den noch verbliebenen Rest zerdrückte Izzi zu Staub.

Das war in der Tat sehr beeindruckend, wie selbst die ehemalige Terroristin fand, und sie wandte Xorron ihr Gesicht zu, um ihn von der Seite her anzuschauen.

Xorron rührte sich nicht.

»Kann er dich auch so schaffen?« forschte die Blutsaugerin. Sie erhielt keine Antwort. Der Dämon neben ihr öffnete nur den Mund und zeigte sein Stahlgebiß. Lady X wußte, was das bedeutete, er wollte Izzi zerreißen.

Zunächst mußte sie warten. Außerdem interessierte es sie, wie Belphegor und Izzi zueinander standen. Die beiden waren so lächerlich verschieden, daß man sie sich kaum als Partner vorstellen konnte.

Unter der Maske des Hexers drang plötzlich dessen dumpfe Stimme hervor.

»Izzi!« rief er. »Ich grüße dich! Du hast dein Versprechen gehalten und bist gekommen. Ich werde dir die Diener zuführen, damit sie deine Macht stärken. Nicht nur die Geister der Erde sollen dir Untertan sein, mit ihnen an der Spitze werde ich diese Bergwelt hier verlassen und einziehen in die großen Städte. Hole sie, hole deine Diener her!«

Für Lady X wurde es interessant. Denn um die Erdgeister zu aktivieren, brauchte Izzi das magische Pendel.

Hatte er es, oder hatte er es nicht?

Er besaß es, und er klappte seinen Rachen so weit auf, als wäre dieser das Tor einer Scheune.

Etwas fiel hervor.

Das magische Pendel!

»Mein Gott, das kann es doch nicht geben!« schrie Tanith in das Donnern der hochbrechenden Erde hinein. Sie war einfach entsetzt, wie auch ich, denn Izzis Auftauchen versetzte uns einen Schock. Er wühlte sich aus dem Erdinnern und richtete sich zu seiner Größe vollends auf.

Die Steinlawine hatte uns nichts getan. Sie war vorbeigerollt. Obwohl ich eine dicke Jacke trug, spürte ich Taniths Finger an meinem Arm, so hart hielt sie mich umklammert. Sie mußte einfach einen Halt finden, um das verkraften zu können, was sich ihren Augen bot.

Der Höllenwurm war unbeschreiblich. Innerhalb der grünen Lichtaura sah er noch schlimmer aus, als er ohnehin schon war. Der schleimige Körper schien in unzähligen Punkten und Blitzen zu reflektieren, er zuckte, bewegte sich, vibrierte und wuchs noch weiter aus dem Krater.

Plötzlich war Suko auch da. »Alles klar«, meldete er, bevor wir Fragen stellen konnten.

Ich nickte ihm zu.

Dann beobachteten wir zu dritt die Ankunft des Höllenwurms Izzi. Und wir sahen auch Belphegor, wie er vor diesem Wurm stand als ein kleiner Diener und nicht als mächtiger Dämon.

Suko warf mir einen Blick zu. »Willst du hier stehenbleiben, John?«

»Auf keinen Fall.«

»Also näher heran?«

Ich verzog das Gesicht. »Und wie, mein Lieber. Wir müssen Izzi packen.«

»Hast du eine Idee?«

Als Antwort griff ich unter die gefütterte Jacke und holte meinen Bumerang hervor.

Da strahlten die Augen meines Freundes. Er rieb sich die Hände. »Mensch John, wenn das hinhaut ...«

»Es muß«, erwiderte ich knirschend. »Komm jetzt!«

»Und ich?« fragte Tanith.

Ich sprach die nächsten Worte beschwörend. »Bleiben Sie um Himmels willen hier. Wenn etwas schiefgehen sollte, was ich nicht hoffe, sind Sie wenigstens gerettet.«

»Aber ich ...«

»Kein Aber!« fuhr Suko sie an.

Wir ließen Tanith zurück und näherten uns so lautlos wie möglich dem eigentlichen Schauplatz des Geschehens. Daß es mir dabei kalt den Rücken hinablief, war nicht verwunderlich. Wir standen dicht vor einer entscheidenden Wende unseres gewaltigen Kampfes gegen die Schwarze Magie ...

Auch Belphegor war überrascht, als er das magische Pendel aus dem Maul des Höllenwurms fallen sah. Er sah es nicht zum erstenmal, und es sah völlig harmlos aus.

Ein roter dicker Blutstropfen schien zu Eis erstarrt zu sein. Er war nicht mal halb so groß wie eine Männerhand, und er hing an einer lederähnlichen Schnur. Dieser rote Stein oder

Tropfen war der große Trumpf. Wer ihn besaß, der hatte die Macht.

Vor Belphégor war er zu Boden gefallen. Fast fürchtete der Dämon sich, ihn an sich zu nehmen, dann jedoch bückte er sich und hob die Lederschnur mit zwei Fingern hoch, während er von dem glühenden Augenpaar der Blutsaugerin beobachtet wurde.

Belphégor zuckte zurück. In der rechten Hand die Flammenpeitsche, in der linken das magische Pendel. Jetzt besaß er die Macht, und er war auch bereit, dies zu zeigen. »Ich werde sie beschwören, Izzi!« rief er. »Ich werde deine Diener holen. Aus den Tiefen der Erde sollen sie steigen, um mit uns den Weg der Rache zu gehen - jetzt!« Kaum hatte er die Worte gesprochen, als er das Pendel schon in Bewegung setzte. Er bückte sich dabei und sah zu, daß der Stein dabei immer dicht über dem Boden schlug. Keine beschwörenden Worte drangen aus dem Mund des Hexers, das Pendel gehorchte allein seiner Gedankenkraft. Er bewegte auch seinen Arm nicht, um die Schwingungen in Gang zu halten, er wollte nur sehen, wie ihm das magische Pendel Untertan war.

Es schwang so, wie Belphégor es haben wollte. Izzi schaute dabei nur zu. Der Höllenvurm war zusammengesunken. Obwohl er das Pendel selbst besessen hatte, war er kein Führer mehr, die Macht über diese magische Waffe hatte nun ein anderer.

Lange genug hatte das Schicksal gewartet, nun schlug es zu, und es zeigte, für wen das magische Pendel bestimmt war. Der an dem Pendel hängende Stein behielt seine Geschwindigkeit nicht bei. Er schwang, je länger sich Belphégor damit beschäftigte, immer schneller.

Und er veränderte sich dabei.

Die blutrote Farbe, die so auffällig gewesen war, nahm einen blasseren Schein an. Der intensive Ton trat zurück. Er wurde von Sekunde zu Sekunde blasser, bis nur noch ein

schwaches, fast rosafarbenes Leuchten den Weg des Pendels markierte.

Fasziniert schaute der Hexer mit der Flammenpeitsche zu. Seine erbarmungslosen Augen schienen noch mehr zu strahlen. Er erlebte in diesen Augenblicken einen großen Triumph, ein Versprechen wurde eingelöst, nun sollten ihm, dem Hexer mit der Flammenpeitsche, die Wesen aus den Tiefen der Erde gehorchen.

Er dachte auch daran, daß dieses Pendel nicht nur auf die Wesen der Tiefe einwirkte, er hoffte darauf, daß er die Monster damit unter Kontrolle bekommen konnte.

Izzi, der Höllenvurm, schaute gebannt zu. Wie eine urweltliche Schlange lag er auf dem Geröll, umhüllt von einem fahlen, grünen Leuchten. Unter der Haut zuckten und bewegten sich die mit einer rötlichen Flüssigkeit angefüllten Adern, die dicke Schleimschicht vibrierte, die Augen über dem Maul hatten einen glanzlosen Ausdruck bekommen.

Belphégor hatte Erfolg.

Neben und hinter Izzi tat sich etwas. Unter dem Boden wurde es unruhig. Desgleichen innerhalb des Kraters, den der Höllenvurm bei seiner Ankunft hinterlassen hatte.

Die Erde bewegte sich.

Unhörbare Signale waren durch und in das Erdreich gedrungen. Sie hatten die getroffen, für die sie bestimmt waren.

Izzis grausame Diener, Wesen, die schon seit Tausenden von Jahren existierten und nun dem Ruf des Pendels folgten.

Das erste erschien.

Zunächst wurden Dreck und Lehm hochgewirbelt. Steine folgten, auch sie hielten dem Druck nicht stand und schafften Platz für den ersten Diener des Höllenvurms.

Zwei Schlammarme, die an weichen, zerlaufenen Teer erinnerten, schoben sich aus dem Boden. Das schwarze Monster, unförmig in seiner Gestalt und an eine Birne erinnernd, kroch immer weiter. Es bestand aus keiner festen Masse, sondern aus einer schwarzen Substanz, die weich und nachgiebig war.

Das Wesen kroch und bewegte sich nur langsam, als hätte es Schwierigkeiten, sich zurechtzufinden.

Schließlich stand es neben dem Wurm.

Ein widerliches Monster, völlig schwarz, der Körper schlammig wirkend. Tropfen fielen von den zu beiden Seiten herabhängenden Armen und klatschten zu Boden.

Es bewegte sich seltsam steif. Mal hob es die rechte Schulter an, wenn es das linke Bein vorsetzte, das wie ein gewaltiger Stempel wirkte, dann geschah es umgekehrt mit den anderen Gliedmaßen.

Aber es kam voran.

Es waren die glühenden Augen, die bewiesen, daß Leben in ihm steckte.

Belphégor ließ noch immer das magische Pendel schwingen. Er war jetzt nicht mehr zu halten. Seine Beschwörung hatte geklappt, das Pendel gehorchte ihm, und seine Macht stärkte sich!

Nicht nur ein Monster kletterte aus der Erde, ein zweites folgte schon. Es hatte den Ruf ebenfalls vernommen, und innerhalb des Kraters war der Boden in Bewegung, um das Grauen aus der Tiefe an die Oberfläche hervorzuholen.

Lady X und Xorron hatte Belphégor vergessen. Er kümmerte sich nicht mehr um die beiden, für ihn war das Pendel wichtiger. Damit konnte er arbeiten.

Aber die ehemalige Terroristin und ihr Diener hatten Belphégor nicht vergessen. Als sie hoch über sich den Schatten des roten Vampirs sahen, wurden sie wieder daran erinnert, was sie eigentlich noch alles zu tun hatte.

Sie durften sich nicht die Butter vom Brot nehmen lassen.

Das Pendel sollte ihnen gehören und keinem anderen.

Lady X hatte bis jetzt gewartet, denn sie wollte sehen, ob das Pendel auch tatsächlich so gut war, wie von ihm immer behauptet wurde.

Man hatte nicht übertrieben.

Wer es besaß, der hatte die Macht über die Geister der Erde,

wobei diese Schlammonster kaum als Geister zu bezeichnen waren, sondern höchstens als Handlanger.

Die Scott malte sich schon aus, was alles geschehen konnte, wenn sie das Pendel besaß.

Hinter ihr stand dann eine Armee von Erddämonen, von der die wenigsten Menschen überhaupt wußten, daß es sie gab. Das Pendel und der Würfel des Unheils! Wer sollte sie dann noch schlagen oder ihr Paroli bieten können?

Ihr war klar, daß Belphégor das Pendel nicht freiwillig herausrücken würde, aber Lady X hatte sich Xorron mitgebracht. Xorron, der Unheimliche, der Unverwundbare. Er würde es den anderen schon zeigen.

Bisher hatte die Blutsaugerin in Deckung eines Felsens gestanden. Nun verließ sie ihr Versteck. Belphégor sollte sie sehen, wenn sie mit ihm sprach.

»Komm mit!« zischte sie ihrem weißhäutigen Helfer zu, überlegte es sich aber dann und gebot Xorron mit einer Handbewegung, vorerst in Deckung zu bleiben.

Das Monster gehorchte.

Lady X aber ging so weit vor, bis der fahle, grüne Schein sie erreichte und sie von dem Hexer mit der Flammenpeitsche gesehen werden konnte.

Erst dann sprach sie ihn an.

»Belphégor«, sagte sie, »schau her, denn ab jetzt führe ich hier Regie!«

Der Schock stand uns beiden ins Gesicht geschrieben. Wir hatten ein unheimliches Ereignis erlebt. Da waren einige Dinge zusammengetroffen.

Doch noch war nicht alles verloren.

Ich hatte mich inzwischen dazu entschlossen - und Suko dachte sicherlich ähnlich - in diesem einsamen Alpenhochtal die Entscheidung herbeizuführen.

Ich wollte Izzi nicht an die Macht kommen lassen, und auch

nicht Belphégor, der den Part eines großen Beschwörers übernommen hatte.

Nur allmählich beruhigte sich mein Atem. Ich lag in relativ guter Deckung hinter einem Felsblock und konnte das Geschehen vor mir beobachten, da das geisterhafte grüne Licht die Szene ausleuchtete.

Suko lag ein Stück weiter am Hang. Wir hatten uns auf dem Weg zu unseren Deckungen sehr vorgesehen, und es war uns gelungen, die beiden Felsen ungesehen zu erreichen.

Wäre Izzi allein gewesen, hätten wir schon eingegriffen, obwohl die Chancen nicht gerade günstig standen, das Monster zu besiegen, aber ich vertraute meinem Bumerang.

Doch da war noch Belphégor. Zwar eine berechenbare Größe, trotzdem sehr gefährlich.

Und die unbekannte Größe hieß Lady X!

Sie war es eigentlich, die unseren Plan zunichte machte, denn sie hielt sich wie auch wir in einer sicheren Deckung auf. Wenn wir die unsere verließen, waren wir den Kugeln ihrer MPi so gut wie hilflos ausgeliefert.

Diese Tatsache hatte uns bisher vor einem Eingreifen zurückgehalten.

Und so konnten und mußten wir auch mit ansehen, wie Izzi ausgerechnet Belphégor das magische Pendel übergab.

Belphégor nahm die Beschwörung vor. Er übte sich quasi ein, und er schaffte es tatsächlich.

Vor ihm und hinter Izzi, wo sich der gewaltige Krater im Boden befand, da fruchtete seine Pendel-Beschwörung. Nicht genug, daß der Krater ein Loch in den Boden gerissen hatte, nein, aus der Tiefe quollen sie hervor.

Schlammwesen!

Mir stockte der Atem. Ich warf einen schnellen Blick zur Seite. Leider konnte ich Suko nicht sehen. Wie ich lag auch er in einer guten Deckung.

Das erste Monster bewegte sich auf Belphégor zu. Es wurde

von Izzi nicht aus dem Blickfeld gelassen, und das zweite Schlammwesen kletterte bereits aus dem Krater.

Wie viele noch folgen würden, konnte ich nicht sagen, und ich wurde abgelenkt, da ich über mir ein altbekanntes Geräusch vernahm.

Blitzschnell zog ich meinen Körper zusammen und drehte mich gleichzeitig auf den Rücken.

Ja, das war der Vampir.

Und er wollte angreifen!

Diese riesigen Fledermäuse sehen zwar unheimlich gefährlich aus, sie können Menschen in eine tödliche Angst versetzen, aber ich hatte bereits zu viele Flattermänner erledigt, um mich noch großartig vor ihnen zu fürchten. Mich schreckte nur ab, daß ich nicht meine Beretta einsetzen konnte, um die Fledermaus zu erledigen.

Ein Schuß hätte alles verdorben.

Blieb der Dolch und das Kreuz.

An das Kreuz kam ich schneller, zudem war es wirkungsvoller, und ich hoffte, daß die anderen Gegner so von dem Erscheinen der Schlammwesen fasziniert waren, daß sie Suko und mich nicht entdeckten.

Auf dem Rücken liegend erwartete ich den Angriff der Fledermaus. Damit hatte sie wahrscheinlich nicht gerechnet, daß ich es ihr so >leicht< machen würde.

Sie jagte in höchster Eile heran.

Ich sah zwischen ihren etwas zusammengelegten

Schwingen den kleinen Kopf mit den stechend roten Augen, deren Blicke mich wie Dolche durchbohren wollten, und ich wartete noch eine Sekunde.

Dann fuhr mein rechter Arm hoch!

Es war eine Bewegung, die ich genau abgepaßt hatte. Die Fledermaus konnte ihrem Flug keine andere Richtung mehr geben, das Kreuz schaute aus meiner Faust wie ein Spieß.

Da fiel sie auf mich.

Zuerst stoppte sie mein hochgerissener Arm, dann die

Berührung des Kreuzes. Der kleine Kopf mit dem großen Maul und den nadelspitzen Zähnen war so dicht über mir, daß ich den Schrecken zu lesen glaubte, der die Fledermaus umkrallt hielt.

Sie fiel über mich, und ich hatte das Gefühl, in einen dunklen Schacht gestoßen zu werden, denn die Schwingen breiteten sich rechts und links meines Körpers aus, bedeckten mich wie ein großes Tuch.

Aber ein Tuch zappelt und bewegt sich nicht.

Das jedoch tat die Fledermaus.

Ich allein wußte, daß es ihr Todeskampf war, den sie ausfocht, denn gegen die Magie des Kreuzes war sie machtlos.

Sie zerstörte das Wesen bis auf den Grund, und zurück würde allein der graue Staub bleiben.

Schon bald fiel sie zusammen. Ich hörte noch ihre hohen, schrillen Todesschreie, dann verstummten auch sie. Der Druck von meinem Körper verschwand sehr schnell, aus den Flügeln waren poröse Häute geworden, die ihre Kraft verloren hatten.

Als ich sie von mir wegdrückte, lösten sie sich ebenso auf wie der übrige Körper dieser gewaltigen Fledermaus.

Vampiro-del-mar hatte wieder einen Diener weniger.

Hart mußte ich lächeln, als ich daran dachte, mich dabei zur Seite rollte und wieder dorthin schaute, wo das eigentliche Geschehen ablief. Ich warf allerdings auch einen Blick nach links, zu Suko.

Er hatte meinen Kampf mit der Fledermaus beobachtet und sich halb aus seiner Deckung erhoben. Sein rechter Arm war vorgestreckt, die Beretta hielt er in der Hand. Suko hatte eingreifen wollen, falls ich es nicht geschafft hätte.

Ich winkte dem Freund beruhigend zu und wurde gleich wieder an Izzi und die anderen erinnert, denn plötzlich durchbrach die Stimme einer Frau die Stille.

Es war Lady X.

Und jetzt griff sie ein!

Der Hexer mit der Flammenpeitsche hatte die Worte der Blutsaugerin sehr wohl verstanden, und sie machten ihm klar, daß Lady X gewillt war, ihr eigenes Spiel in Gang zu setzen. Sie würde jetzt mitmischen!

Belphégor drehte den Kopf. Er richtete seine eiskalten Augen schräg nach links und sah dort am Hang die düstere Gestalt der Vampirin. Breitbeinig hatte sie sich aufgebaut, damit sie den nötigen Halt finden konnte, und sie hielt nicht nur ihre mit Silberkugeln geladene Maschinenpistole im Anschlag, sondern ebenfalls die weitaus stärkere Waffe, den Würfel des Unheils.

Belphégor war aus seiner Beschwörung herausgerissen worden. Er konnte sich nicht mehr auf den schwarzmagischen Vorgang konzentrieren und ließ das Pendel allmählich ausschlagen.

Nichts bewegte sich mehr.

Das Auftreten der Blutsaugerin hatte wie ein Schock gewirkt, und Lady X glaubte, die Situation voll im Griff zu haben.

Die beiden Schlammonster hielten sich neben Izzi auf.

Noch lag der Höllenvurm ruhig, doch Belphégor vertraute voll auf ihn. Wenn sich die Blutsaugerin zu mausig machen würde, dann würde Izzi sicherlich eingreifen. Deshalb sah der Hexer mit der Flammenpeitsche dem Erscheinen seiner Gegnerin gelassen entgegen.

Daß sie eine Feindin war, dies wurde ihm nicht erst jetzt klar. Er hatte ihr nie so recht über den Weg getraut, auch als sie ihm angeboten hatte, den roten Vampir als Fluchttier zu benutzen. Nun zeigte sie ihr wahres Gesicht.

»Was willst du ausgerechnet jetzt?« fragte Belphégor trotzdem.

»Das weißt du genau.«

»Das Pendel?«

»Ja. Ich will das magische Pendel. Ich habe dich am Leben gelassen, damit du es mir besorgst. Dies ist nun geschehen.

Jetzt beweise mir deine Dankbarkeit, indem du mir das Pendel überläßt.«

»Nein!« knirschte Belphegor. »Du bekommst es nicht. Das Pendel gehört mir allein. Ich habe es mir geholt. Izzi hat es mir gegeben. Er ist aus den Tiefen der Erde gekommen, um mir allein das Pendel zu überlassen. Ich werde es behalten und es dir auf keinen Fall geben. Hast du mich verstanden?«

»Das habe ich. Aber ich will dir sagen, daß ich es trotzdem bekomme. Und zwar mit Gewalt.« Sie hob die MPi ein wenig an und trat etwas vor, damit der grüne Schein sie noch deutlicher erfassen konnte. »Ich habe dir bisher eine Chance gegeben und werde sie dir auch weiterhin gewähren, weil wir beide Schwarzblüter sind und es eigentlich Unsinn wäre, wenn wir uns gegenseitig ausrotten. Du hast deine Flammenpeitsche. Gib mir das Pendel, und ich werde mir überlegen, ob ich dich nicht in meine Mordliga mit aufnehme.«

Belphegors Lachen klang dumpf und gleichzeitig drohend.

»Ich soll dir unterstellt werden?«

»So habe ich es vorgesehen.«

»Das ist ein Irrtum, Lady X. Ein verdammt Irrtum. Ich werde mich dir nicht unterordnen, und das Pendel bleibt in meiner Hand. Der Geist der Großen Alten durchströmte mich. Er bereitete mich auf das vor, was nun folgen soll. Und du wirst nichts, aber auch gar nichts daran ändern. Hast du begriffen?«

»Nein!«

Belphegor bewegte seine rechte Hand. Die Flammen der Peitsche wurden länger und erinnerten an feurige Schlangen.

»Du willst es einfach nicht begreifen«, sagte der Hexer, »du willst es nicht. Das ist es, aber ich stehe nicht allein. Izzi hat deine Worte ebenfalls gehört. Und hast du nicht gesehen, wie er den Felsen umschlang und ihn dann zu Staub zermalmte? Diese immense Kraft besitzen nur wenige. Izzi gehört dazu. Daran sollst du denken.«

Lady X verzog spöttisch ihr Gesicht. »Ja, ich denke daran.

Und ich glaube nicht, daß ich der Kraft des Höllenwurms widerstehen könnte ...«

»Aha, das gibst du also zu?«

»Sicher.«

»Dann wirst du auch von deinem Plan Abstand nehmen, wie ich dich einschätze.«

Diese Bemerkung löste bei Lady X ein gellendes Gelächter aus. »Auf keinen Fall werde ich Abstand nehmen, denn nicht ich hole mir das Pendel, sondern einer, den ich mitgebracht habe. Komm her, Xorron!«

Im nächsten Augenblick löste sich die unheimliche Gestalt aus der Deckung des Felsens.

Steine rollten den Hang hinab, als die Füße des Monsters gegen sie stießen. Einige kullerten bis zu den lauernden Schlammwesen, vor deren Füßen sie liegenblieben.

»Das ist Xorron!« rief Lady X triumphierend, so daß ihre Stimme durch das Tal hallte. »Xorron ist der Herr der Zombies und Ghouls. Er ist unbesiegbar. Ihn wirst du nicht vernichten können, und er wird sich das magische Pendel holen. Geh hin, Xorron!«

Wie ein Roboter setzte sich der weißlich schimmernde Körper des Unheimlichen in Bewegung ...

Mit großer Spannung hatten wir dem Dialog zwischen Lady X und Belphégor gelauscht. Wieder einmal wurde uns bestätigt, daß auch im Reich der Dämonen nicht alles so war, wie es eigentlich sein sollte. Es herrschten Haß, Zwietracht, Neid, keiner gönnte dem anderen was, jeder wollte führen, und da alle so dachten und viele nur zurückstanden, weil sie schwächer waren, gab es immer wieder Auseinandersetzungen zwischen den mächtigen Dämonen.

Wie auch hier.

So manches Mal hatten wir das erlebt, und ehrlich gesagt, es war mir gar nicht unrecht, daß wir als die lachenden

Dritten dastanden und die Schwarzblüter sich gegenseitig vernichteten.

Hier schien alles darauf hinauszulaufen, daß wir überhaupt nicht einzugreifen brauchten.

Noch war nicht aller Tage Abend, und ich wunderte mich, mit welcher Gelassenheit die Blutsaugerin ans Werk ging.

Hatte sie noch einen Trumpf in der Hinterhand?

Sie provozierte durch ihre Worte den Hexer mit der Flammenpeitsche. Sie mußte mit angesehen haben, wie Izzi den Stein zermalmte, das wurde ihr auch gesagt, aber sie ließ sich nicht davon beeindrucken, im Gegenteil, sie schickte den vor, den sie als letzten Trumpf zurückgehalten hatte.

Xorron!

Er sollte sich das magische Pendel holen, von dem die Rede war und das wir gerade auch in Aktion gesehen hatten.

Mir stockte der Herzschlag, als ich Xorron aus der Deckung des großen Felsens treten sah. Ein paarmal hatten Suko und ich ihn gesehen. Bisher wußte ich nicht, wie ich ihn besiegen sollte. Und Xorron war sich seiner Kraft bewußt. Mit stampfenden Schritten steuerte er den Hexer mit der Flammenpeitsche an ...

Belphégor tat gar nichts. Jedenfalls war äußerlich an ihm nichts zu erkennen. Aber er konzentrierte sich geistig, gab dem Pendel einen Befehl, das sich plötzlich wieder bewegte.

Es begann zu schwingen.

Zuerst nach links, dann zur rechten Seite hin. Weit holte es aus, die Farbe wurde wieder intensiver, und der Stein leuchtete wie ein Tropfen aus Blut.

Es war ein Signal, ein Befehl des Pendels, der allein zwei Wesen galt. Den beiden aus dem Vulkan gekrochenen Schlammonstern. Sie empfingen die Signale plötzlich, und durch ihre unförmigen Körper schien ein Ruck zu gehen.

Sie waren bereit - bereit für einen Kampf, denn sie drehten sich um und stellten sich gegen Xorron.

Das unheimliche Monster mit der weißlichen Haut war jetzt dichter an den grünlich schimmernden Körper des Riesenwurms gelangt. Noch tat Izzi nichts, er beobachtete nur. Nahezu träge lag er auf dem Boden, nur der Körper leuchtete. Dieser Schein riß auch Xorron aus der Dunkelheit, und jetzt konnte man deutlich das Knochengerippe sehen, das sich unter der Haut des Monsters abmalte.

Die Schlammwesen wandten sich dem Herrn der Untoten und Ghouls voll zu. Ihre glühenden Augen waren auf den neuen Gegner gerichtet, an ihren Körpern rann die an Teer erinnernde Substanz herab und sammelte sich, bevor es zu Boden tropfte, wo es eine dicke Spur hinterließ.

Xorron stand noch auf dem Hang. Wohl kaum jemand hätte mit einem Angriff zu diesem Zeitpunkt gerechnet, aber der Unheimliche war für jede Überraschung gut.

Wie auch hier.

Wuchtig stieß er sich ab. Bevor die unförmigen Schlammwesen sich bewegen konnten, hatte sich Xorron auf sie gestürzt. Er erwischte sie beide gleichzeitig. Seine Arme waren wie Klammern, sie packten die Wesen aus den Tiefen der Erde, rissen sie aufeinander zu und hämmerten sie hart gegeneinander.

Nur das dabei entstehende klatschende Geräusch war zu hören. Es gab keine Schreie, keine Urlaute, doch Xorron war zu einer tödlichen Kampfmaschine geworden.

Er kämpfte verbissen, und er riß die Wesen auseinander. Gewaltige Stücke fetzte er von ihren Körpern ab und schleuderte sie wütend in den Krater. Es war Schlamm, lebender Schlamm, der sich zwar noch bewegte, aber nicht mehr zusammenwuchs.

Mit einem Schlag seiner Handkante hieb er einen Schlammschädel in der Mitte entzwei.

Der Treffer ging durch. Die beiden Teile fielen links und

rechts zu Boden. Schmutzfäden schauten aus ihnen hervor, und als sie den Boden berührten, da erlosch das rote Glimmen in ihren Augen.

Xorron drehte sich.

Von seinen Händen tropfte das zähe schwarze Zeug, aber er brauchte nicht mehr einzugreifen. Izzis Helfer waren vernichtet.

»Weiter, Xorron, weiter! Bring das Pendel her!« Lady X war in ihrem Element und feuerte ihren Diener an. Xorron würde für sie mitten ins Höllenfeuer springen. So wie er zuvor Dr. Tod zu Diensten gewesen war, hing er sich nun an die neue Führerin der Mordliga.

Belphégor und Izzi hatten selbstverständlich mitbekommen, was Xorron mit ihren Dienern anstellte. Sie wußten nun, wie gefährlich dieses Wesen war, das sich dem Hexer mit der Flammenpeitsche zugewandt hatte und auf ihn zuing.

»Eine letzte Chance will ich dir noch lassen!« schrie die Vampirin heiser. »Gib das Pendel freiwillig her. Wenn nicht, wird Xorron dich genauso vernichten wie die anderen!« Belphégor hatte die Worte sehr wohl verstanden, aber sie interessierten ihn nicht. Den Kampf gegen das weißhäutige Monster würde er durchstehen, zumal sich Izzi in seiner Nähe befand, denn der würde es wohl kaum zulassen, daß Xorron gewann.

Ein wenig glitt Belphégor zwar zurück, doch das Pendel gab er nicht aus der Hand. Und mit der Flammenpeitsche griff er plötzlich an.

Es war ein blitzschneller Schlag, den er führte, in der Bewegung so gut wie nicht zu erkennen, und die Flammen wurden zu langen zitternden Streifen, die auf Xorron zu huschten.

Jeder andere hätte versucht, diesem Feuer auszuweichen. Nicht Xorron, denn er vertraute voll und ganz seiner Stärke. Provozierend breitete er seine Arme aus, um den Flammen eine möglichst große Angriffsfläche zu bieten.

Sie trafen ihn.

Belphégor rechnete damit, daß dieses magische Feuer Xorron zerstören würde, doch das war ein Irrtum. Wie gierige Finger leckten die Flammen zwar an der Haut hoch, glitten lautlos über die Brust, erreichten das Kinn und somit den Kopf, aber sie konnten die Schale, aus der Xorron bestand, nicht zerstören.

Mit hochgereckten Armen stand der Herr der Ghouls und Zombies da. Dann riß er seinen Rachen auf. Aus dem Spalt innerhalb des Gesichts wurde eine Höhle, in der die Reißzähne wie Stahlstifte leuchteten.

Xorron triumphierte, während Belphégor nichts mehr verstand. Sein dämonisches Weltbild geriet ins Wanken, doch er versuchte es abermals. Aus der Flammenpeitsche puffte ein magisches Feuer, das von einem Fauchen begleitet wurde, und ein heller Kranz hüllte Xorron im nächsten Augenblick völlig ein.

Für die Zeitdauer von wenigen Sekunden blieb er so und malte die Gestalt des Monsters deutlich ab, dann fiel er wieder zusammen, und Belphégor mußte einsehen, daß er abermals keinen Erfolg errungen hatte.

Zweimal hatte sich Xorron provozieren lassen. Jetzt griff er selbst an. Er schritt auf den Dämon mit den erbarmungslosen Augen zu, wehrte auch den nächsten Schlag mit der Peitsche ab und kümmerte sich überhaupt nicht um die Flammen, die auf seiner Haut tanzten.

Mit dem linken Arm führte er die erste Attacke. Er wollte Belphégor das magische Pendel aus der Hand reißen, doch der Hexer mit der Flammenpeitsche schleuderte es weg.

Wegen seiner strahlenden roten Farbe war der Weg des Pendels genau zu verfolgen. Es schlug einen Bogen und fiel zwischen die auf dem Boden des Tals liegenden Steine, wo es liegenblieb.

Das sah auch Xorron.

Für einen Moment war er irritiert und wußte im

Augenblick nicht, um was er sich zuerst kümmern sollte.
»Nimm das Pendel!« kreischte Lady X, die ihrem Diener zur Seite stehen wollte.

Genau die Worte hatte auch Izzi vernommen. Bisher hatte er sich auf Belphégor verlassen, nun griff er selbst in den Kampf ein.

Ruckartig bewegte sich sein gewaltiger Körper. Nicht nur er wurde in die Höhe geschleudert, sondern auch kopfgroße Steine, Dreck und Geröll. Ein großer Teil des Wurms schwang herum, schlug einen gewaltigen Kreis und schleuderte Lady X von den Beinen, die nicht so rasch Deckung finden konnte. Die vordere Hälfte des Riesenwurms aber hatte sich voll auf Xorron konzentriert.

Und ihn umschlang Izzi mit mörderischer Kraft!

Wir waren wie gebannt.

Xorron oder Belphégor! Wer von diesen beiden würde den Kampf gewinnen?

Eine Antwort auf diese Frage konnten wir nicht geben, da mußten wir schon zuschauen und darauf hoffen, daß sich beide vernichteten.

Nein, Xorron war stärker. Er widerstand den gefährlichen Flammen der magischen Peitsche, die sonst alles zerstörte. Xorron war einfach nicht zu bremsen, er hatte einen Befehl erhalten, den er durchführte.

Hart ging er Belphégor an. Das Pendel wollte er haben, doch Belphégor spielte ihm zuvor einen Streich, indem er das Pendel kurzerhand wegschleuderte.

Auch wir sahen es.

Der Hexer mit der Flammenpeitsche hatte hinter diesen Wurf sehr viel Kraft gelegt, so daß das Pendel nicht weit von uns entfernt zu Boden fiel.

Das war unsere Chance!

Jetzt hielt mich nichts mehr in meiner Deckung. Ich hoffte,

daß Suko ebenso dachte, und startete genau in dem Augenblick, als Izzi Xorron mit seinem gewaltigen Körper umfaßte ...

Bis zu dem Platz, wo das Pendel lag, hatte ich nur wenige Schritte zurückzulegen, und die überbrückte ich im Eiltempo, so daß es nur Sekunden dauerte, bis ich da war. Suko hatte es da nicht so gut. Seine Deckung befand sich weiter vom Pendel entfernt, er mußte zudem noch einen mit Steinen bedeckten Hang hinablaufen, und so kam es, daß ich zuerst das Pendel erreichte.

Leider war der Boden uneben. Die Steine bildeten Stolperfallen. Ich hatte mir selbst zuviel Schwung gegeben, zudem knickte ich trotz des festen Schuhwerks um und kippte nach links.

Auch Belphégor hatte natürlich bemerkt, was sich abspielte. Auf keinen Fall wollte er das magische Pendel freiwillig aus der Hand geben. Als er meinen Schatten sah, da kreiselte er herum und stürzte sich auf mich.

Viel sah ich von ihm nicht. Nur schaute ich direkt auf die Flammenpeitsche, die er in der rechten hoherhobenen Hand hielt und mit der er zuschlagen wollte.

Ich war nicht Xorron, zudem hatte ich mein Kreuz nicht abwehrbereit. Wenn mich das magische Feuer traf, würde es mich zerstören.

Das alles war mir klar. Aus diesem Grunde ließ ich das Pendel liegen und kümmerte mich erst einmal um meine eigene Sicherheit. Um nicht getroffen zu werden, rollte ich mich so rasch wie möglich nach links, biß die Zähne zusammen, weil die spitzen Kanten der Steine durch die dicke Kleidung drangen, und entging durch diese schnelle Reaktion den Schlägen der Peitsche.

Ein zweites Mal holte Belphégor nicht aus. Für ihn war jetzt wieder das Pendel wichtiger geworden.

Er warf sich darauf zu.

Was ich hier so ausführlich berichte, spielte sich tatsächlich alles sehr schnell ab. Nur muß ich des besseren Verständnisses halber chronologisch vorgehen.

Belphégor erwischte das Pendel nicht. Denn es gab jemanden, der jetzt ebenfalls voll in den Kampf eingriff.

Suko!

Plötzlich war er da. Unterwegs, als er den Hang hinuntergerannt war, hatte er seine Dämonenpeitsche gezogen, einmal einen Kreis geschlagen und die drei Riemen ausfahren lassen.

Sukos Peitsche gegen die des Hexers!

Welche würde stärker sein?

Mit einem letzten Sprung überwand der Inspektor die trennende Distanz, hatte schon ausgeholt und ließ die Riemen der Dämonenpeitsche auf Belphégor niedersausen.

Blitzschnell tauchte der Dämon zur Seite.

Zwei Riemen fehlten, einer jedoch traf. Er klatschte gegen Belphégors Schulter, und der Hexer schrie überrascht auf, als er den Schmerz verspürte.

Nie hätte er damit gerechnet, daß die Magie der anderen Peitsche so stark sein könnte.

Aber nicht stark genug, um ihn jetzt schon zu vernichten, denn es gelang ihm trotzdem, das Pendel zu packen und gleichzeitig mit seiner Peitsche den Chinesen anzugreifen.

Suko sah das Feuer. Es huschte auf ihn zu, doch er drehte ab und hatte das Glück, nicht getroffen zu werden.

Für einen Moment stand der Kampf unentschieden.

Belphégor jedoch hatte sich längst eine andere Taktik ausgedacht. Für ihn war wichtig, das Pendel zu besitzen, und das hatte er jetzt. Was mit Izzi und Xorron geschah, kümmerte ihn momentan nicht. Er wollte sich nur in Sicherheit bringen.

Wie ein Schatten war er, als er in die Dunkelheit zurückhuschte und dort untertauchte.

Ich feuerte hinter ihm her, wußte nicht, ob ich getroffen hatte, und sah Suko ebenfalls rennen.

»Laß ihn mir!« schrie mein Freund. »Kümmere du dich um die anderen! Ich hole ihn mir!«

Diesmal gab ich nach, wirbelte herum und sah einen Kampf, den ich nie im Leben vergessen würde ...

Xorron gegen Izzi!

Zwei Giganten der Schwarzen Magie bekämpften sich bis aufs Messer. Ihr Haß war so grauenhaft, daß er regelrecht explodierte.

Ich vergaß in diesen Sekunden meine eigene Lage und schaute nur gebannt zu.

Von Xorron war kaum etwas zu sehen. Der Höllenvurm hatte seinen gewaltigen Körper mehrere Male um Xorron geschlungen. Ich wurde an Bilder erinnert, wie ich sie aus Reisefilmen von Leuten kannte, die nach Südamerika in den Dschungel gefahren waren und dort Aufnahmen von Riesenschlangen gemacht hatten.

Wie eine Anakonda ihr Opfer umspannt und es zerquetschen will, so reagierte auch Izzi. Xorron konnte einfach keine Chance haben, nicht gegen dieses gewaltige Untier, das seinen Körper immer enger zusammenpreßte und den Unhold mit der weißschimmernden Haut zermalmen wollte. Bei jedem anderen wäre es Izzi gelungen, er schaffte ja sogar Felsbrocken, aber Xorron war eben etwas ganz Besonderes. Mit ihm konnte man dieses Spielchen nicht treiben.

Izzi gab sich Mühe.

Er sonderte einen seltsamen Saft ab, der grünweiß an seinem Körper herabrann und als Schleim zu Boden tropfte. Der Stein hatte vorhin geknirscht, als er zerdrückt worden war, ich wartete auf ein ähnliches Geräusch bei Xorron - es blieb aus.

Xorron war zu stark oder zu widerstandsfähig. Er bestand

aus einem Material, das es auf dieser Erde wohl nicht gab. Und ich fragte mich, wer es jemals zerstören sollte. Auch Izzi schaffte dies nicht, wie mir drastisch klargemacht wurde.

Bisher hatte ich von Xorron so gut wie nichts gesehen, weil der Körper des Höllenwurms ihn einfach verdeckte. Auf einmal jedoch machte er sich bemerkbar. Er schien beweisen zu wollen, daß er noch anwesend war.

Aus einer Lücke, die er gefunden oder sich geschafft haben mußte, erschien plötzlich seine Hand.

Sie schimmerte weißlich, war mit Schleim bedeckt, aber sie besaß nach wie vor eine immense Kraft.

Und die Finger der Hand hackten wie Messer zu.

Xorron hatte seine Klaue gedreht, jetzt stieß er die Finger in den weichen Körper des Höllenwurms, benutzte sie als kleine Lanzen und bohrte sie tief in das Fleisch.

Der Höllenwurm reagierte.

Er mußte Schmerzen spüren, denn er wuchtete seinen gewaltigen Körper in die Höhe, ließ dann den vorderen Teil wieder zu Boden fallen, daß die Erde zitterte, und schleuderte dabei kopfgroße Steine in die Höhe, als wären es Kiesel.

Der Steinregen prasselte auch in meine Richtung. Ich hetzte zur Seite, warf mich in Deckung und wurde dennoch getroffen. Zum Glück nicht am Kopf. Ein paar blaue Flecke ließen sich verschmerzen.

Als ich nicht mehr hörte, daß links und rechts von mir Steine zu Boden prasselten, rollte ich mich wieder zur Seite und schraubte mich in die Höhe.

Izzi hatte sich aufgerichtet. Und an seinem Körper hing Xorron wie eine Klette.

Der Dämon gab den Höllenwurm einfach nicht frei. Er wollte ihn besiegen und hackte mit seiner Hand immer wieder in das Fleisch. Brustgroße Stücke riß er heraus, schleuderte sie weg und attackierte das Monster weiter. Xorron wollte den Höllenwurm zerreißen.

Keiner der beiden schrie oder brüllte, aber ich hörte jemand anderen schreien.

Lady X!

Leider wurde sie von einem Felsen gedeckt, so daß ich sie nicht sehen konnte, doch ihre Stimme hörte ich, und die feuerte Xorron an, den Höllenwurm zu vernichten.

Die Blutsaugerin haßte ihn. Sie wollte dessen Vernichtung und nahm dabei in Kauf, sich mit den Großen Alten anzulegen, denn sie waren es, die Izzi letztendlich geschickt hatten. Daß ich mich in unmittelbarer Nähe befand, hatte sie sicherlich registriert, doch für sie war die Auseinandersetzung zwischen Xorron und Izzi wichtiger.

Zum Glück für mich.

Denn ich hatte von meiner Idee, wie ich Izzi schlagen konnte, noch längst keinen Abstand genommen. Im Gegenteil, ich wollte ihn vernichten.

Ob es Xorron gelang, war die Frage. Er hatte Izzi zwar tiefe, klaffende Wunden zugefügt, aus denen jetzt dieser widerliche Schleim strömte, aber Izzi schaffte es, sich von seinem Widersacher zu befreien. Er schlug dabei mit seinem Körper. Diese Drehung war so schnell, daß Xorron nicht mehr zu fassen konnte. Zudem hatte er keine Saugnäpfe an den Pranken. Er rutschte ab und fiel zu Boden.

Ich sah ihn fallen.

Wie eine Puppe wirkte er.

Ich hörte den wütenden Schrei der Lady X!

Izzi rammte einen Teil seines Körpers nach unten. Er wuchtete ihn auf Xorron zu, und mir erschien es, als wollte er dieses Wesen zerstampfen.

Izzi schlug auf.

Eine tonnenschwere Kraft und Gewalt steckten dahinter. Xorron wurde voll getroffen, und Izzi rammte ihn in den Boden des eisigen Bergtals.

Ein Mensch wäre längst zerquetscht geworden, aber ich glaubte nicht daran, daß Izzi es mit Xorron so einfach hatte.

Nein, der war so nicht zu besiegen.

Im Moment griff er den Höllenwurm nicht an. Das konnte meine Chance sein. Ich hatte den Bumerang längst warfbereit und holte aus, als sich das gewaltige Monster aufrichtete.

Wie ein Wesen aus einer fernen Sage kam er mir vor, als es sich vor mir erhob.

Und ich schleuderte die Waffe!

Daß Belphegor die Flammenpeitsche besaß, erwies sich für Suko als Vorteil. Ihre zuckenden Feuerlanzen markierten den Weg, den der Dämon nahm.

Er lief tiefer in das Tal hinein, um irgendwo im Schutze der Dunkelheit Deckung finden zu können.

Suko blieb ihm auf den Fersen.

Trotzdem verringerte sich die Distanz nicht, weil der Chinese nicht mit voller Kraft laufen konnte, denn er mußte zu sehr auf die Unebenheiten des Bodens achten, sein Lauf war nicht rhythmisch, sondern sprunghaft, und er mußte auch immer wieder sehr großen Steinen ausweichen.

Allzu weit wollte sich der Inspektor auch nicht entfernen, denn er wußte nicht, wie es John Sinclair erging, und deshalb griff Suko zum letzten Mittel.

Im Laufen holte er seinen magischen Stab hervor.

Wenn er ein bestimmtes Wort rief, dann stand die Zeit für fünf Sekunden still. Und kein Lebewesen konnte sich innerhalb der Rufweite mehr bewegen.

»Topar!«

Suko schmetterte das magische Wort in den Rücken des laufenden Dämons. Belphegor mußte es einfach hören, und das tat er auch.

Der Chinese sah, wie die Peitsche plötzlich in der Luft verharrte. Die Flammen schienen regelrecht zu erstarren, auch Belphegor konnte nicht mehr weiter, und das war Sukos Chance.

Nur mußte er sich noch mehr beeilen als zuvor, denn sonst waren die fünf Sekunden um, und er hatte das Nachsehen. Der Inspektor setzte alles ein, und er schaffte es tatsächlich, innerhalb des Zeitraums den Dämon zu erreichen.

Noch im Sprung packte er zu. Suko riß dem erstarrt dastehenden Belphégor die Peitsche aus der Hand. Sofort schleuderte er sie weg. Als sie zu Boden prallte, erwachte Belphégor aus seiner Erstarrung.

Er schlug zu.

Es war eine automatische Bewegung. Eigentlich hätte Suko lachen können, doch die Situation war viel zu ernst, und erst jetzt ging dem Dämon auf, daß er die Peitsche nicht mehr in der Hand hielt.

Ein irrer Schrei drang unter der Maske hervor, und die Augen schienen zu tödlichen Kristallen zu werden, so sehr strahlten sie auf. Suko aber ließ sich davon nicht beeindrucken. Er hatte seine Taktik längst gewechselt und verabschiedete Belphégor abermals einen Hieb mit der Dämonenpeitsche. Er hatte ihn einmal schwach getroffen, diesmal war der Schlag jedoch härter, und er traf auch mit allen drei Riemen.

Sie klatschten quer durch das Gesicht des Belphégor, und was Suko bei seiner ersten Attacke schon aufgefallen war, worauf er allerdings nicht so geachtet hatte, das stach ihm diesmal ins Auge.

Die Peitsche hatte die seltsame >Haut< zerstört. Sie war an einigen Stellen in Streifen gerissen. Aus diesen langgezogenen Lücken quoll etwas hervor, womit Suko nicht gerechnet hatte.

Es war Schleim.

Die Farbe konnte er in der Dunkelheit nicht genau feststellen, aber dieser Schleim schien ihm mit dem identisch zu sein, den auch Izzi absonderte.

Belphégor wankte, doch er war nicht erledigt, deshalb schlug Suko ein drittes Mal zu.

Der Dämon riß die Arme hoch, doch schützen konnte er sich nicht. Er krachte auf den Rücken, schleuderte das magische Pendel weg, und seine Gestalt begann sich plötzlich seltsam zu bewegen.

Suko wunderte sich darüber, wollte etwas Genaueres wissen und holte eine Taschenlampe hervor. Den Schein richtete er auf den am Boden liegenden Belphégor.

Die Nackenhaare stellten sich dem Chinesen auf, als er sah, was sich da vor ihm abspielte. Mit vielem hatte er gerechnet, damit allerdings nicht.

Die Hiebe hatten den Körper des Dämons in mehrere Teile gerissen. Suko sah einen halben Kopf mit einem jetzt blasser werdenden Auge. Er sah auch einen Arm, ein Stück Bein, einen Teil der Brust, aber jedes einzelne Stück bewegte sich und wanderte sogar.

Wieso?

Um das zu sehen, mußte Suko in die Knie.

Wie ein zerstörtes Puzzle wirkte Belphégor. Und Suko wurde klar, weshalb er diese seltsame Kleidung getragen hatte. Belphégor sah nicht mehr so aus wie noch vor Jahren. Sein Körper hatte sich verändert. Er bestand jetzt aus unzähligen kleinen Würmern.

Das also war der Tribut an Izzi und die Großen Alten. Sie hatten einen neuen Belphégor aus Würmern erschaffen. Suko hatte ihn in Stücke geschlagen, aber nicht töten können, denn die einzelnen Körperteile drängten voneinander fort.

Auf Suko kroch ein aus Würmern bestehender Fuß zu.

Mit der Hacke trat der Chineser hinein, obwohl er sich davor ekelte. Er spürte einen weichen, glitschigen Widerstand, doch völlig zertreten konnte er die Würmer nicht. Die meisten von ihnen entwischten dem Inspektor und krochen in Ritzen und Spalten. Zudem fanden sie unter den Steinen Deckung.

Die Flammenpeitsche war erloschen. Belphégor brauchte sie nicht mehr. Aber Suko war nicht davon überzeugt, ihn endgültig erledigt zu haben. Jeder einzelne Wurm konnte die

dämonischen Erbanlagen enthalten, um einen neuen Belphégor zu schaffen.

Aber Suko hatte das Pendel.

Er wandte sich um, wollte es aufnehmen, als ihn ein zweiter Schock traf.

Das magische Pendel war verschwunden!

Der Bumerang flog.

Ich verfolgte ihn genau, setzte Wünsche und Hoffnungen in ihn, zitterte und bebte, daß er sein Ziel erreichte.

Izzi war hochgekommen. Eigentlich hatte er unbewußt eine ideale Position für den Bumerang eingenommen, denn die Waffe war von mir etwas schräg geworfen worden und flog in einem von unten nach oben steigenden Winkel.

Treffer!

Wie ein Band, so rasend schnell wickelte sich das halbmondförmige Gebilde um den Körper des Riesenwurms. Für einen Moment dachte ich, es würde standhalten, dann fiel mir ein Stein vom Herzen, als ich erkannte, wie der Bumerang Izzi zerteilte.

Er haute ihn mittendurch!

Vielleicht drei oder vier Meter maß das obere Ende, das nun kippte und zu Boden platschte, während der Bumerang weiterflog, einen Halbkreis schlug und wieder zu mir zurückkehrte.

Mit der offenen Hand, die ich ihm entgegenhielt, fing ich die Waffe auf. Ich hatte es geschafft.

Und Xorron?

Er war verschwunden. Ich lief einige Schritte vor, um ihn zu suchen. Im gleichen Augenblick geschahen zwei Dinge. Lady X erschien auf dem Felsen, und über mir hörte ich ein gewaltiges Brausen.

Dann fegte ein Sturmwind heran, packte mich, riß mich mit, und die Scott drückte ab ...

»Ich habe ihn!«

Erst jetzt, als er die Stimme hörte, sah Suko auch die wuchtige Gestalt, die sich aus dem Dunkel des Tals löste und langsam näherschritt. Die Gestalt war sehr groß, sie überragte Suko, und ihre Haut glänzte metallisch.

Es war der Eiserne Engel!

»Du bist es!« Suko stöhnte auf. Er wischte über sein Gesicht.

»Ich dachte, alles wäre verloren.«

»Nein, Suko, es ist nichts verloren. Wir haben gewonnen.

John, du und ich. Endlich halte ich das in den Händen, wonach ich so lange suchen mußte.« Der Eiserne Engel sprach nicht mehr weiter. Er hob statt dessen seinen Arm und zeigte dem Chinesen das magische Pendel. »In meiner Hand ist es sicher, und ich schwöre dir, daß ich es niemals einsetzen werde, um Angst und Schrecken zu verbreiten. Ich will die Kräfte dort lassen, wo sie sind. Niemand soll die furchtbaren Erdgeister beschwören können, und wenn es jemand versucht, wird er das magische Pendel nicht finden, das ich nun an mich genommen habe.«

Suko hatte den Worten genau gelauscht. Nun nickte er und sagte: »Ja, es ist vielleicht besser, wenn du es an dich nimmst. Wir brauchen es nicht. John nicht ...« Plötzlich stutzte er.

»Verdammt, John, der ist mit Izzi, Xorron ...«

Da hatte der Eiserne schon reagiert. Gedankenschnell breitete er die Flügel aus und erhob sich vom Boden. Suko hörte nur noch ein Brausen, dann hatte die Dunkelheit das Wesen verschluckt ...

Es riß mich von den Füßen in den nachtdunklen Himmel. Ich schrie, aber meine Schreie gingen im Stakkato der Schüsse unter. Vor der MPi blitzte es für einen Moment auf, dann sah ich nichts mehr, denn die Dunkelheit des Himmels hatte mich verschluckt.

Und eine Stimme erklang über mir.

»Sei ruhig, John Sinclair, wir haben genug erreicht!«
Der Eiserne Engel. Mein Gott, wo kam er denn so plötzlich her? Ich erfuhr es später, als wir wieder gelandet waren und von Xorron sowie Lady X keine Spur mehr fanden.
Tanith war indirekt meine Retterin gewesen. Sie hatte ohne unser Wissen die Kugel mitgenommen, und es war ihr in der Einsamkeit der Berge gelungen, mit dem Eisernen Engel Kontakt aufzunehmen.
Diesmal war er dem Ruf gefolgt, und er stand nun als großer Sieger da, denn jetzt besaß er das, wonach er so lange gesucht hatte. Wir hatten es ihm ermöglicht.
Zum Abschied sagte er: »Das werde ich euch nie vergessen, Freunde, niemals ...« Danach erhob er sich in die Lüfte und flog davon.
Suko und ich schauten uns an, was von Izzi übriggeblieben war.
Schleim!
Mehr nicht. Nur widerlicher Schleim, der allmählich im Boden versickerte.
»Den können wir abhaken«, sagte ich.
»Leider nicht Belphegor«, erklärte Suko und teilte mir seinen Verdacht mit.
Im Tal hier hielt uns nichts mehr. Wir gingen den Weg zurück. Auf halber Strecke kam uns Tanith entgegen. Die Wahrsagerin jubelte auf, als sie uns gesund und munter vor sich sah.
»Damit hatte ich fast nicht mehr gerechnet«, flüsterte sie. Ich aber lachte. »Wie heißt noch das alte Sprichwort? Unkraut vergeht nicht. Suko und ich sind da von einer besonders zähen Sorte, die sogar einem dämonischen Rasenmäher trotzen würde ...«

ENDE